Die Kritik am islamischen Patriarchat ist im deutschen Alltagsdiskurs weit verbreitet. Und viele, die diese Kritik äußern, verbinden damit keine rassistischen Absichten. Dennoch gehen von dieser Kritik massive rassistische (und sexistische) Effekte aus.

Dies ist *ein* Ergebnis dieser Studie. Analysiert wurden Interviews mit Frauen und Männern (deutscher und christlicher Herkunft). Es wird herausgearbeitet, *auf welche Weise* mit dieser Kritik am (islamischen) Patriarchat umgegangen wird und *wie* dabei *welche* Effekte (re)produziert werden.

Doch es sind nicht allein solche FATALEn EFFEKTE, die diese Studie entdeckt. Gleichzeitig entwickelt und erprobt sie eine Analysemethode, mit der *Verschränkungen von Diskursen* – hier die von Frauen- und Einwanderungsdiskurs – analysiert werden können.

ISBN 3-927388-52-1 · DM 32.00

Margret Jäger

FATALE EFFEKTE

Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs

DISS

Margret Jäger

Fatale Effekte

Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs

DISS

Diese Arbeit ist als Dissertation mit dem Titel »Ethnisierung von Sexismus im Alltagsdiskurs der Einwanderung. Analyse einer Diskursverschränkung« vom Fachbereich 11 der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg angenommen worden.

Dieses Buch erschien im Original 1996
gescannte Internetausgabe 2022

Da die gedruckte Ausgabe vergriffen ist, stellen wir diese PDF-Datei auf unserer Website kostenlos zum Download zur Verfügung.

Es handelt sich im einen grafischen Scan mit darüber gelegtem OCR-Scan, möglicherweise enthält letzterer Erkennungsfehler.

(c) 1996 by Duisburger Institut für Sprach-und Sozialforschung

www.diss-duisburg.de

© 1996 by DISS, Duisburg
Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung
Realschulstraße 51, 47051 Duisburg
Telefon 0203-20249, FAX 0203-287881

Umschlaggestaltung: Sigrid Herffs
Satz und Layout: Detlef Meinke
Druck: Fuck Druck, Koblenz
ISBN 3-927388-52-1

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere die des öffentlichen Vortrags,
der Rundfunksendung und der Fernsehausstrahlung,
der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

Inhalt

1 Fatale Effekte: Eine Einleitung 7

2 Begründung des diskurstheoretischen Analyseansatzes 19

2.1 Diskursbegriff 19

2.1.1 Diskursregeln, Interdiskurs und Kollektivsymbolik 23
2.1.2 Diskurs und Macht 31
2.1.3 Diskurs und Wirklichkeit 34
2.1.4 Das Subjekt und der Diskurs 38

2.2 Die Struktur des Diskurses 42

2.3 Die Methode von Diskursanalyse im einzelnen 50

2.3.1. Vom Diskursfragment zur Analyse des Gesamtdiskurses 51
2.3.2 Zur Bedeutung von Anspielungen 56
2.3.3 Die Bedeutung der Kollektivsymbolik, der Perspektivanalyse sowie der Präsuppositionen 59
2.3.4 Analyseschritte und Analyseleitfaden der vorliegenden Untersuchung 62
2.3.5 Zum Untersuchungscorpus 64
2.3.5.1 Der Status von Interviews zur Erfassung von Alltagsdiskursen 64
2.3.5.2 Interviewleitfaden 67
2.3.5.3 Zur Auswahl der Interviewten 69

3 Analyse der diskursiven Effekte einer Ethnisierung von Sexismus im Alltagsdiskurs von Einwanderung 72

3.1 Der diskursive Kontext 72

3.1.1 Verlauf des Einwanderungsdiskurses in Westdeutschland 72
Begriffsklärung: Rassismus und Ethnozentrismus 74
3.1.2 Verlauf des Frauendiskurses in Westdeutschland 82
Begriffsklärung: Sexismus 83
3.1.3 Mögliche diskursive Effekte einer Verschränkung von Einwanderungs- und Frauendiskurs 94

3.2 Der aktuelle Einwanderungsdiskurs auf der Ebene des Alltags 97

3.2.1 »Also ich kann ja nich einfach auf allen Hochzeiten tanzen, dat geht nich.« (Andrea, 25 Jahre, Bürogehilfin, z. Zt. im Erziehungsurlaub) 100

3.2.2 »... wenn man dem einen was Gutes tut, tut man dem andern was Schlechtes, oft gleichzeitig.« (Boris, 30 Jahre, Versicherungskaufmann) 103
3.2.3 »Ich würd' versuchen, die Entscheidung anderen aufzudrücken. ... is dat einfachste in solchen Fällen.« (Daniel, 26 Jahre, Feuerwehrmann) 106
3.2.4 »Der Turmbau zu Babel ... wär ja ins Unendliche gestiegen, ne? Aber dat durfte nich sein, da kam die Sprachenteilung.« (Ewald, 61 Jahre, Sachbearbeiter) 110
3.2.5 »Also, ich halt mich lieber komplett da raus, ich sag dem, ich find dat nich gut, aber, * dat muß jeder wissen, ne?« (Florian, 30 Jahre, Produktionsplaner) 114
3.2.6 »Jedem Menschen soll es gut gehen. Nur, ob jetzt der Mensch, der eine andere Mentalität hat als wir, ob der unbedingt bei mir leben muß, ... das bleibt dahingestellt.« (Gerhard, 65 Jahre, Rentner, früher: Industriemeister) 117
3.2.7 »es gibt ja manchmal Dinge, die müssen Sie leider tun, die sind entsetzlich, aber ... müssen Sie tun...« (Hanna, 55 Jahre, Hausfrau, früher: Fremdsprachenkorrespondentin 120
3.2.8 »Is nur, daß meine Sorge wär, daß meine Kinder dann zu sehr unterdrückt würden von diesen Männern.« (Imma, 47 Jahre, Hausfrau) 123
3.2.9 »ich find auch viel, eh, daß die nich versuchen, hier richtig reinzukönnen.« (Jutta, 54 Jahre, Hausfrau, früher: Montagehelferin) 125
3.2.10 »...dann paßt man sich wahrscheinlich automatisch an, um nich aufzufallen...« (Karin, 60 Jahre, Einzelhandelskauffrau) 129
3.2.11 »...ich leg Wert darauf, daß ich, ehm, eine nationalkonservative Einstellung hab...« (Lars, 21 Jahre, Abiturient) 132
3.2.12 »dat is so meine Erfahrung der letzten Jahre, dat Toleranz wirklich immer wat mit Lebens- standard zu tun hat, ne?« (Magdalene, 38 Jahre, Studienrätin) 133
3.2.13 »Ich denke, ... der Virus, ehm, hat also das Hirn so zersetzt, daß die, eh, die geistige Sklerose also, eh, unheilbar ist.« (Norbert, 38 Jahre, Studienrat) 136
3.2.14 »Ich glaube, uns wird auf Dauer gesehen ... gar nichts anderes übrigbleiben, als, naja, zu teilen, als abzugeben.« (Ortwin, 56 Jahre, leitender Bankangestellter) 140
3.2.15 »in erster Stelle sollte man also ein Auge eben auf ... unsere Nation werfen, das ist schon klar, und nicht das ganze Geld jetzt ins Ausland verpulvern.« (Petra, 25 Jahre, Auszubildende, Goldschmiedin) 144

3.3 Synoptische Analyse 146
3.3.1 Rassismus und Ethnozentrismus: Die Hierarchie der Ablehnungen 147
3.3.2 Freiwillige Selbstentmündigung 151
3.3.3 Der Einfluß der Diskursposition 153
3.3.4 Variationen der Ethnisierung von Sexismus 155
3.3.4.1 »Statische« und »dynamische« Ethnisierungen von Sexismus 156
3.3.4.2 Begründungen der Ethnisierung von Sexismus 157
3.3.5 Zusammenfassung und Schlußfolgerungen 161

3.4 Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs und seine diskursiven Effekte. Vier linguistische Feinanalysen ausgewählter Textpassagen 164
3.4.1 »...irgendwie steckt das doch in ihm, daß er ... anders is wie en deutscher Mann« 164
3.4.1.1 Ausgrenzungseffekte aufgrund von Homogenisierungen 164
3.4.1.2 Ethnisierung von Sexismus mit Hilfe selektiver (weiblicher) Wahrnehmungen 167
3.4.1.3 Festigung der »statischen« Ethnisierung von Sexismus infolge von Einwänden 171
3.4.1.4 Ethnisierung von Sexismus durch das Aufrufen kollektiver Symbole 176
3.4.1.5 Festigung rassistischer Konstruktionen infolge von Einwänden 180
3.4.1.6 »Statische« Ethnisierung von Sexismus durch die (diskursive) Verarbeitung eigener Erfahrungen (und Lebenslagen) 186
3.4.1.7 Zusammenfassung 191
3.4.2 »Aber so gewisse Sachen muß doch der Frau vorbehalten bleiben, wie Wäsche und weiß ich wat, ne?« 193
3.4.2.1 Relativierung des Kollektivsymbols »Kopftuch« im Einwanderungsdiskurs 195
3.4.2.2 Ethnisierung von Sexismus durch selektive (männliche) Wahrnehmung 203
3.4.2.3 »Statische« Ethnisierung von Sexismus als Teil rassistischer Konstruktion 209
3.4.2.4 Sexismus stoppt Ethnisierung von Sexismus 215
3.4.2.5 Zusammenfassung 219
3.4.3 »Wir sind doch nich im Mittelalter!« 221
3.4.3.1 Mit ethnozentristischen Argumenten gegen eine Ethnisierung von Sexismus 223
3.4.3.2 Mit dem Mythos der Kultur gegen Gestaltungsmöglichkeiten ihrer (weiblichen) Angehörigen 239

3.4.3.3 Zusammenfassung 242
3.4.4 »...wenn der Vater was sagt, da hat der Sohn erstmal zu gehorchen.« 243
3.4.4.1 Kopftuch und Schleier symbolisieren fundamentalistischen Islam 243
3.4.4.2 Ethnozentrismus als Präsupposition I 245
3.4.4.3 Herstellung von Ethnisierung von Sexismus durch Nicht-Zurückweisen 248
3.4.4.4 Ethnozentrismus als Präsupposition II 256
3.4.4.5 Zusammenfassung 265
3.4.5 Systematisierende Zusammenfassung der vier Feinanalysen 266
3.4.5.1 Diskurswirkungen einer Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungs- und Frauendiskurs in der BRD 266
3.4.5.2 Ethnisierungsweisen 268
3.4.5.3 Weitere rassistische Effekte im Einwanderungsdiskurs, die in Verbindung mit der Ethnisierung von Sexismus reproduziert wurden 271
3.4.5.4 Antirassistische Auswirkungen 272
3.4.5.5 Ethnisierung von Sexismus in weiteren elf Interviews 274

4 Analyseergebnisse, Schlußfolgerungen, Ausblick 277

Literatur 2954

1 Fatale Effekte: Eine Einleitung

> »Mich stört das insofern, weil die Mentalität der Ausländer eine total andere ist als die der Deutschen, ... was mich daran auch stört, die Diskriminierung der Frau, habe ich zumindest das Gefühl; wenn man die Leute paarweise, eh, sieht, ist es halt so, daß die Frau die schweren Taschen tragen muß, die Männer einige Meter hinter den Frauen laufen und ich hab eben das Gefühl, daß die Frau sehr wenig Freiheit genießt in diesen Ländern.« (1/Z 6-14) (Zitiert nach: Jäger 1991, S. 23.)

So begründet eine 52jährige Frau ihre Vorbehalte gegenüber Türken, von deren Nachbarschaft sie sich gestört fühlt.

Diese Äußerung ist in mehrerer Hinsicht typisch für den gegenwärtigen Alltagsdiskurs über Einwanderung in der BRD. Da ist zum einen die Gleichsetzung von Türken mit Ausländern und die verallgemeinernde Zuschreibung, *Einwanderer* hätten ein anderes »Naturell« als *Eingeborene*, das abzulehnen sei.[1]

Da ist ferner die Relativierung dieser Aussage. Zweimal betont die Sprecherin, daß ihre Wahrnehmung lediglich ein subjektives Gefühl sei. Offenbar hält sie es für notwendig, auf diese Weise den negativen Gehalt, den sie mit ihrer Bewertung transportiert, ein wenig abzumildern. Solche Abschwächungen und Relativierungen sind für den Einwanderungsdiskurs ausgesprochen typisch. Sie verweisen insgesamt darauf,

1 Mit dem Terminus »Einwanderer« sind in dieser Arbeit auch solche Personen angesprochen, die im strengen Sinne keine Einwanderer sind. So sind z.B. Kinder von eingewanderten Türken keine Einwanderer. Mit Einwanderern sollen hier Personen bezeichnet werden, die nicht deutscher Herkunft sind. Der Terminus »Eingeborene« dagegen ist in durchaus provokanter Absicht gewählt. Streng genommen stimmt dieser Begriff nicht, da – wie gesagt – viele Kinder von Einwanderern »Eingeborene« sind. Zudem stammt der Begriff aus der Völkerkunde und meint in der Regel die Ureinwohner eines fernen, noch unbekannten Landes. Auch wird mit diesem Begriff im Alltag häufig Primitivität assoziiert. Angewandt auf Angehörige einer sich höherstehend einstufenden Zivilisation, soll dieser Begriff darauf hinweisen, ob diese Einstufung nicht besser in Frage zu stellen ist. (vgl. dazu auch die Ausführungen von Leiprecht 1990, S. 24f.)

daß die Vorbehalte, die Einwanderern gegenüber gehegt werden, im Einwanderungsdiskurs ein Stück weit tabuisiert sind. Diejenigen, die solche Auffassungen äußern, müssen unter Umständen damit rechnen, in den Verdacht von »Ausländerfeindlichkeit« zu geraten oder gar als »Rassist« oder als »Rassistin« beschimpft zu werden. Dies wiederum verweist darauf, daß im Einwanderungsdiskurs durchaus antirassistische Normen wirksam sind. Insofern haben wir es hier mit einer kuriosen Situation zu tun: Obgleich viele Bürgerinnen und Bürger (deutscher Herkunft) massive rassistische Vorurteile gegenüber nicht deutschen, nicht weißen, nicht christlichen Bürgerinnen und Bürgern hegen, wollen sie diese Vorurteile häufig nicht offen äußern, weil sie damit in Gegensatz zu ihren eigenen Normen wie auch zu denen der Gesellschaft geraten. Ob solche Relativierungen, wie sie z.B. von der oben zitierten Sprecherin vorgenommen werden, Ausdruck wirklicher Unsicherheiten oder willentliche Verschleierung sind, ist dabei für ihre Funktion im Diskurs unerheblich. Diese besteht darin, daß auf solche Weise Widersprüche verdeckt werden können.

Schließlich fällt die eigentümliche Widersprüchlichkeit der zitierten Aussage ins Auge: Die Sprecherin lehnt Türken (auch) deshalb ab, weil sie meint, daß Türken Frauen diskriminierten. Dies ist deshalb widersprüchlich, weil sie hier ein Argument einsetzt, das auf die Gleichheit von Personen insistiert. Sie funktionalisiert dieses Argument: es dient ihr dazu, auf Ungleichheiten zwischen Personengruppen verschiedener ethnischer Herkunft zu verweisen.[2]

Das Geschlechterverhältnis bei Einwanderern und seine Wahrnehmung seitens Eingeborener dient im Einwanderungsdiskurs häufig als Begründung dafür, daß ein Zusammenleben mit ihnen für »uns« nur schwer oder gar nicht möglich ist und daß diese Gruppen auch deshalb auszugrenzen seien, weil sie sich durch ihr Verhalten selbst ausgrenzten.[3] Dabei artikulieren sich diese Vorbehalte durchaus mit unterschiedlichen Akzentsetzungen.

Zum einen wird häufig die andere, und zwar schlechtere Behandlung türkischer Frauen durch ihre Männer, türkischer Mädchen durch ihre Väter und Brüder betont. Diese Männer seien despotisch gegenüber Frauen und zwängen diese zu Handlungen, die die Frauen ablehnten. Diese Auffassung ist sowohl bei deutschen Männern als auch bei deutschen Frauen anzutreffen.

Darüber hinaus wird vor allem von deutschen Frauen betont, daß sie sich durch Einwanderer, meist durch Türken, aber auch durch Männer aus dem Nahen Osten und den sogenannten Entwicklungsländern, sexuell bedroht fühlten. So schildert eine junge Frau eine Situation in der Straßenbahn:

> »... die kommen an und – setzen sich direkt neben uns, obwohl überall noch woanders Plätz Plätze frei sind und packen ein direkt am Knie und so, also ich find dat nich lustig so, ... Vielleicht is es ja in ihrm Land so, ... vielleicht is et ja da so Sitte, ... abber hier nicht ... dat wissen die auch, dat machen die alles extra« (5/488–497) (zitiert nach Jäger 1991, S. 141)

Die sexuelle Belästigung, über die diese junge Frau klagt, erklärt sie sich dadurch, daß es bei Ausländern so »Sitte« sei, sich so gegenüber Frauen zu verhalten.

Hier wird auch deutlich, daß mit der Kritik an frauenfeindlichen Auffassungen und Verhaltensweisen von Einwanderern teilweise explizit, teilweise auch nur implizit angesprochen ist, daß dies in »unserer Kultur« anders sei, daß bei »uns« Gleichberechtigung, wenn auch nicht in allen Bereichen, so aber doch weitgehend verwirklicht sei. Und wo sie nicht bereits verwirklicht ist, da sei Gleichberechtigung aber zumindest die anzustrebende Norm.

Vor allem der Islam wird häufig für solche sexistischen Verhaltensweisen verantwortlich gemacht. Deutsche Christinnen und Christen nehmen vielfach an, daß islamische Normen frauenfeindlichen Verhaltensweisen

2 Daß bei dieser Äußerung mit »Ausländern« *»männliche* Türken« gemeint sind, soll hier nicht weiter thematisiert werden. Bei dieser Verallgemeinerung handelt es sich auch nicht um eine, die für den Einwanderungsdiskurs typisch wäre. Vertreterinnen der feministischen Linguistik kritisieren seit einigen Jahren, daß Verallgemeinerungen von Nomen in der Regel maskulin erfolgen, obwohl es sich um Personenbeschreibungen handelt. Außerdem verlangen diese geschlechtsindefiniten Hauptwörter als Possessivpronomen das maskuline »sein«. Dabei fällt natürlich ins Auge, daß diesem »sein« zwar eine geschlechtsneutrale *Bedeutung* zugewiesen wird, daß dieses »sein« aber dennoch faktisch der Form nach mit dem maskulinen Possessivpronomen identisch ist. Aus dieser sprachlichen Regel schließt Senta Trömel-Plötz: »...man redet generell über Männer und Frauen, man benutzt die Form, die für den generischen geschlechtsindefiniten Gebrauch zur Verfügung steht, und man meint dabei nur Männer.« (Trömel-Plötz 1985, S. 40) Dieser Tatbestand geht auch in die zitierte Äußerung ein.

3 Dies gilt nicht nur für die Studie »BrandSätze«, aus der die zitierte Äußerung entnommen wurde. (vgl. hierzu Jäger 1991 sowie Jäger 1993a.) Auch in den Studien von Lutz 1992 und Attia 1994 können solche Vorbehalte gegen Islam-Gläubige nachgelesen werden.

Vorschub leisten.[4] Sie nehmen an, daß der Islam den Frauen eine untergeordnete Rolle zuschreibt. Aber auch unabhängig vom Islam werden Einwanderern frauenfeindliche und sexistische Einstellungen unterstellt.

Diese Sichtweise soll im folgenden als »*Ethnisierung von Sexismus*« verstanden werden.[5] Damit ist gemeint, daß frauenfeindliches und sexistisches Verhalten als ein ethnisches Merkmal konstruiert und als solches besonders hervorgehoben wird.[6]

Doch Ethnisierung von Sexismus findet sich nicht nur im Alltagsdiskurs. Auch in den Medien ist eine solche Verallgemeinerung sehr häufig anzutreffen. Die Berichte über geschlagene und gedemütigte türkische oder andere moslemische Frauen sind hier so gang und gäbe, daß sie sich kaum vollständig erfassen lassen.

»Mein Vater hat mich als Sklavin verkauft«, so lautet z.B. die Überschrift einer mehrseitigen Reportage in »Bild am Sonntag« (vom 22.9.1991). Auf vier Seiten wird dort über das »unglaubliche Schicksal eines Araber-Mädchens, das in Westeuropa aufwuchs«, berichtet. Anschaulich werden ihre »Leiden in der Hölle des Jemen« geschildert: »Acht Jahre als Sklavin. In den Jemen verkauft – vom eigenen Vater. An einen Ehemann, den ich haßte. Keine Freunde, keine Rechte – nur Arbeitstier und Lustobjekt.« So wird die 27jährige Zana zitiert. Nach ihrer erfolgreichen Flucht nach England, bei der sie ihren Sohn zurücklassen mußte, verfolgt sie diese Zeit weiterhin bis in ihre Träume: » ›Ohne Schleier und Pluderhosen fühlte ich mich nackt – das orientalische Denken hat mich nicht losgelassen.‹ «

Doch nicht nur in Sensationsblättern wie der Bild-Zeitung wurden und werden regelmäßig Berichte über das islamische Patriarchat veröffentlicht. Auch Magazine wie »Der Spiegel« nehmen sich dieses Themas an: 1990 berichtete der Spiegel über die Lage von Türkinnen in der Bundesrepublik unter dem Titel »Knüppel im Kreuz, Kind im Bauch«. Dort wurde ein Szenario »vom Mittelalter mitten in Deutschland« ausgemalt, in dem Faustrecht, Mord und Totschlag herrschten »wie im hintersten Anatolien oder im wilden Kurdistan«. (Der Spiegel 44/1990)

Besondere Beachtung finden in den Medien auch immer wieder solche Konflikte, die aus Beziehungen zwischen einer deutschen und/oder christlichen Frau mit einem türkischen und/oder moslemischen Mann erwachsen. Herausragendes Beispiel dafür ist die Debatte um Buch und Film von Betty Mahmoody »Nicht ohne meine Tochter«. Dieser Roman war (nicht nur) in der Bundesrepublik ein Bestseller, der Film war wochenlang in den Kinos ausverkauft.[7]

Insgesamt kann festgehalten werden, daß sowohl im Alltag als auch in den Medien mit dem Verweis auf patriarchales und/oder sexistisches Auftreten von Einwanderern gegenüber Frauen häufig die Ablehnung dieser Menschen begründet wird.

Worin aber liegen die Gründe für ein so starkes Interesse an demokra-

4 In dieser Arbeit geht es an keiner Stelle darum, ob und in welcher Weise im Islam frauenfeindliche Elemente enthalten sind. Dies ist allein schon deshalb auch gar nicht möglich, weil es *den* Islam nicht gibt. Islam wird – wie jede andere Religion auch – immer konkret gelebt. Seine Normen und Werte, die z.B. durch den Koran vermittelt werden, vermischen sich immer mit weiteren gesellschaftlichen Komponenten, beispielsweise politischen Machtverhältnissen.
Es soll hier auch nicht darum gehen, den durchaus vorhandenen frauenfeindlichen Auslegungen des Korans entsprechende Auslegungen der Bibel entgegenzusetzen. Es geht in dieser Arbeit vielmehr um die Wahrnehmungen von vornehmlich deutschen / christlich geprägten Personen, so wie sie sich im Diskurs artikulieren.

5 Zu diesem Begriff vgl. Möller 1994. Ich werde darauf im weiteren Verlauf genauer eingehen.

6 Der Begriff »Ethnie« soll hier keinesfalls als Synonym für »Rasse« verstanden werden, auch wenn er im Alltag häufiger in diesem Sinne verwendet wird. Unter Ethnie verstehe ich einen Zusammenhang von Personen, die durch eine relativ einheitliche kulturelle Praxis ein Gefühl für kollektive Identität herausbilden, das von Generation zu Generation überliefert wird »und sich im Prozeß dieser Überlieferung verändert.« (vgl. Cohen 1990, S. 97.) Der Begriff der Ethnizität, der einer so verstandenen Ethnie zugrundegelegt wird, wird von Stuart Hall so gewichtet: »Dieser Begriff erkennt den Stellenwert von Geschichte, Sprache und Kultur für die Konstruktion von Subjektivität und Identität an, sowie die Tatsache, daß jeder Diskurs plaziert, positioniert und situativ ist und jedes Wissen in einem Kontext steht. ... In diesem Sinne sind wir alle *ethnisch* verortet, unsere ethnischen Identitäten sind für unsere subjektive Auffassung darüber, wer wir sind, entscheidend.« (Hall 1994, S. 21ff.)

7 Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß vor allem das Buch von Betty Mahmoody in der Bundesrepublik eine kontroverse Debatte ausgelöst hat. Betty Mahmoody mußte sich mit dem Vorwurf auseinandersetzen, mit ihrer Publikation rassistische Vorurteile gegenüber Moslems zu schüren. Es gab einige Gegenpublikationen, die zwar nicht im entferntesten die Auflagenstärke erreichten wie das kritisierte Machwerk. (vgl. z.B. Arki o.J., das immerhin in der fünften Auflage 30.000 Exemplare erreichte, und Shahbakhsi/Boolour 1991.) Dennoch ist auch durch diese Veröffentlichungen einer breiteren Öffentlichkeit nicht verborgen geblieben, daß Betty Mahmoody nicht unangefochten war und ist. »Nicht ohne meine Tochter« ist aber – und das sollte nicht vergessen werden – kein Einzelfall. Es gibt Dutzende Romane, die die gleiche »Problematik« thematisieren – teilweise noch undifferenzierter als dies durch Betty Mahmoody geschah – und dabei ein breites Publikum erreichen.

tischen Rechten ausländischer Frauen? Läßt sich in diesen Fällen überhaupt der Vorwurf erheben, daß damit Rassismus innerhalb der Gesellschaft geschürt bzw. verfestigt werden kann? Macht sich hier nicht vielmehr ein konsequentes Eintreten für den gleichberechtigten Umgang der Geschlechter miteinander geltend?

Und in der Tat: Eine Ethnisierung von Sexismus hebt sich entscheidend von anderen Vorurteilen ab, die gegenüber Einwanderern (sowohl im Alltag als auch in den Medien) geäußert werden.

Während andere Ablehnungsgründe von Einwanderern in der Regel so ausgelegt werden können, daß sie mit Eigennutz, Neid, mangelnder Toleranz und anderen negativen Gefühlen verbunden seien, trifft dies bei der Ethnisierung von Sexismus nicht zu:

Wer sagt: Ausländer verursachen Kosten, dem kann vorgehalten werden, daß er/sie neidisch und nur auf den eigenen Vorteil bedacht sei.

Wer sagt: Ausländer nehmen deutschen Personen Wohnungen und Arbeitsplätze weg, dem kann Egoismus und eine unsoziale Einstellung vorgehalten werden.

Wer sagt, Ausländer beherrschen die deutsche Sprache nicht, dem kann Engstirnigkeit und mangelnde Toleranz vorgehalten werden.

Was aber kann demjenigen vorgehalten werden, der behauptet, er habe etwas gegen Sexismus?

Im Unterschied zu anderen Vorurteilen arbeitet dieser Vorwurf mit einer positiv besetzten Norm: der Gleichbehandlung der Geschlechter.[8] Das macht dieses Vorurteil so wirkungsvoll, das macht es gleichzeitig aber auch so brisant.

Wir haben es im Falle einer Ethnisierung von Sexismus gleichsam mit einer Verschränkung zweier Diskurse zu tun: Einwanderungsdiskurs und Frauendiskurs begegnen sich hier in einem Teilbereich. Der ausgrenzende Effekt, der im Zusammenhang mit Einwanderung erzielt werden

8 Ähnliches liegt übrigens auch vor, wenn Türken deshalb abgelehnt werden, weil in ihrem Herkunftsland die Todesstrafe gelte – ein Einwand, der gegenüber Amerikanern kaum vorgebracht wird. Auch wenn *den* Juden vorgehalten wird, sie würden die Menschenrechte der Palästinenser verletzen, wird eine solche positive Norm angelegt. In der genannten Untersuchung zum Einwanderungsdiskurs wurden diese Vorbehalte durchaus artikuliert. Doch in der Regel ging es um das türkische und/oder islamische Patriarchat. (vgl. Jäger 1993a, S. 249f.)

kann, holt sich seine Legitimation aus dem Diskurs über Frauen. Dort ist die Gleichberechtigung der Geschlechter eine dominierende Norm. Auf diese Weise kann sich ein demokratisches Argument in sein Gegenteil verkehren, indem es zur Ausgrenzung bestimmter Personengruppen funktionalisiert wird.

Für diejenigen, denen es sowohl um demokratische Rechte von Frauen als auch um die von EinwanderInnen geht, hat dies fatale Folgen. Sie geraten dadurch in eine argumentative Zwickmühle, daß Frauenforderungen und demokratische Rechte von EinwanderInnen gegeneinander ausgespielt werden. Es scheint sich so zu verhalten, daß hier demokratische Inhalte instrumentalisiert werden (können) für eine anti-demokratische, rassistische Argumentation.

Der Ausweg aus dieser Zwickmühle wird dabei noch durch einen weiteren Umstand erschwert. Eine Ethnisierung von Sexismus reiht sich ein in eine Kritik am Islam, die in den letzten Jahren erheblich zugenommen hat, zumal Vertreter einer fundamentalistischen Ausprägung des Islam in spektakulärer Weise von sich reden machen konnten. Die Fatwa gegenüber dem Schriftsteller Salman Rushdie soll hier nur als herausragendes Beispiel genannt werden.[9] Solche Vorkommnisse tragen zu einem Prozeß bei, dessen Ausgang zwar noch offen ist, an dessen Endpunkt jedoch das neue Feindbild »Islam« als Ersatz für das des Kommunismus stehen kann.[10] Auch in diesem Zusammenhang scheinen sich diejenigen, denen es um eine De-Eskalation derartiger Konflikte geht, mit Blick auf Frauenrechte und Frauenemanzipation in einer schier ausweglosen Situation zu befinden.

Andererseits ruft die Diskursverschränkung von »Einwanderung« und »Frauen« aber auch positive Normen auf, die ja wohl kaum zurückge-

9 Bei der Kritik der Fatwa gegen Salman Rushdie liegt aus meiner Sicht eine ähnliche Diskurskonstellation wie bei der Kritik am Sexismus von Einwanderern vor: Auch hier können demokratische Rechte funktionalisiert werden für eine rassistische Ablehnung von Islam-Gläubigen.

10 Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Jürgen Link 1994. Aus meiner Sicht ist dieser Prozeß aber noch nicht abgeschlossen. Der Golfkrieg von 1991 hat zwar den Anti-Islamismus in der westlichen Öffentlichkeit verstärkt. Dennoch sind als Reaktion darauf mittlerweile auch eine Reihe von Publikationen entstanden, die dazu beitragen wollen, daß sich dieses Feindbild *nicht* im herrschenden Diskurs etabliert. (vgl. z.B. Die Brücke (Hg.) 1992, Batzli/Kissling/Zihlmann (Hg.) 1994.) Und auch in den Kommentaren von Tageszeitungen wird häufiger davor gewarnt, den Islam zu einem neuen Feind zu konstruieren.

drängt werden sollten. Immerhin ist es ja so, daß demokratische Werte und Tugenden wirksam werden müssen – sowohl bei denjenigen, die die Ethnisierung von Sexismus vornehmen, als auch bei denjenigen, die sie nachvollziehen. Um als Argument zu wirken, werden also die im Einwanderungsdiskurs durchaus vorhandenen demokratischen Inhalte und Normen aktiviert.[11] Haben wir es hier gar mit einer Verschränkung zweier Diskurse zu tun, die es ermöglichen kann, antirassistische Elemente in den Einwanderungsdiskurs hineinzutragen? Doch: Auf welche Weise könnten sich diese positiven Werte nutzen lassen? Wie könnte dies geschehen?

Um diese Fragen zu beantworten, ist eine Analyse dieser Diskurskonstellation notwendig. Sie kann und soll erhellen, ob und wie eine Kritik an sexistischem Verhalten von Einwanderern möglich ist, ohne erneut rassistische Wirkungen zu erzeugen oder zu verstärken, also ohne den kritisierten Sexismus zu ethnisieren. Ebenso kann sie die Frage danach beantworten, ob sich der Einwanderungsdiskurs mit Hilfe der Thematisierung von Frauenfragen für demokratische, nicht-rassistische Inhalte öffnen läßt.[12]

Dazu müssen die Effekte, die Diskurswirkungen, die von einer Ethnisierung von Sexismus ausgehen, beschrieben und analysiert werden.

Solche Effekte betreffen einmal zentral den Einwanderungsdiskurs. Hier erhebt sich die Frage: Hat eine Ethnisierung von Sexismus allein die Diskurswirkung, daß sie den rassistischen Gehalt des Einwanderungsdiskurses stärkt? Oder gehen von einer Ethnisierung von Sexismus nicht auch demokratisierende oder zumindest Rassismus neutralisierende Effekte aus? Wird durch eine Ethnisierung von Sexismus nicht eine Widersprüchlichkeit *im* Einwanderungsdiskurs thematisiert, die sich dazu nutzen läßt, die demokratischen Inhalte dieses Diskurses zu stärken?

Der zweite Aspekt, den eine genaue Analyse herausarbeiten kann,

11 Die Relativierungsstrategien, die auf diese Normen verweisen, sind bereits weiter oben als für diesen Diskurs charakteristisch herausgestellt worden.

12 Eine solche Analyse einer Diskursverschränkung löst darüber hinaus einen zentralen Anspruch einer Diskurstheorie ein, die davon ausgeht, daß sich Diskurse in der Realität ständig verschlingen, »d.h. sich gegenseitig beeinflussen und stützen.« (Jäger 1993b, S. 181) Insofern stellt eine solche Analyse einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung dieses diskurstheoretischen Ansatzes und seines methodischen Instrumentariums dar.

bezieht sich vor allem auf die Verschränkung des Einwanderungs- und Frauendiskurses in einem Teilbereich. Es stellt sich die Frage, welche Effekte von einer Ethnisierung von Sexismus auf den Frauendiskurs ausgehen. Ist es also z.B. möglich, daß durch sie zwar der Einwanderungsdiskurs rassistisch unterfüttert, gleichzeitig aber der Frauendiskurs demokratisch aufgeladen wird? Werden also hierdurch die demokratischen, anti-sexistischen Potentiale des Frauendiskurses gestärkt?

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, diese Fragen zu beantworten. Zu diesem Zweck habe ich mit 15 Frauen und Männern (deutscher und christlicher Herkunft) längere Interviews durchgeführt und aufgezeichnet. Die in diese Interviews eingeflossenen Vorstellungen können nicht nur als Ausdruck des Alltagsdiskurses gewertet werden. Sie bieten gleichzeitig auch die Materialgrundlage dafür, zu untersuchen, *auf welche Weise* die am Diskurs beteiligten Personen mit dieser Diskursverschränkung umgehen, *wie* sie *welche* Diskurseffekte (re-)produzieren. Daher kann und soll die Analyse dazu beitragen, einen aktuellen Diskursausschnitt, der sich in der Realität immer als eine »Gemengelage« verschiedener Diskursstränge darstellt, transparent zu machen.

So gesehen hat die hier vorgelegte Analyse exemplarischen Stellenwert. Sie kann (und sollte) auf weitere Diskurse angewendet werden. Ihr Bezugspunkt ist dabei eine besonders brisante Diskursverschränkung, eben weil diese Verschränkung mit Hilfe demokratischer Inhalte undemokratische Effekte auslösen kann.

Tatsache ist aber, daß Diskursverschränkungen in der Realität häufig vorliegen, um nicht zu sagen, die Regel sind. Auch das Vorurteil »Die Ausländer sind kriminell« speist seine abwertende Wirkung nicht allein aus den Normen des Einwanderungsdiskurses, sondern zugleich daraus, daß auch in anderen Diskurssträngen Kriminalität abgelehnt wird.

Gleiches gilt für das Vorurteil: Ausländer nehmen Deutschen die Arbeitsplätze weg. Hier verschränkt sich der Einwanderungsdiskurs mit dem ökonomischen Diskurs. Der Effekt ist, daß im ökonomischen Diskurs der Arbeitsplatzmangel als Kernproblem nicht thematisiert wird, sondern Arbeitslosigkeit als das Problem eines Überangebots an Arbeitskräften aufgefaßt wird.[13]

13 Selbstverständlich gibt es weitere brisante Diskursverschränkungen, deren Analyse ein wichtiges Desiderat darstellt. Ich denke hier zum Beispiel an eine Verschränkung des biopolitischen/bioethischen Diskurses mit dem Frauendiskurs: Wenn das Selbstbestimmungsrecht der Frau auf Abtreibung mit eugenischen Argumenten

Die am Diskurs beteiligten Personen haben es also ständig mit solchen Diskurszusammenhängen zu tun. Sie sind in diese verschiedenen Diskurse (auf unterschiedliche Weise) verstrickt. Doch sie sind nicht nur verstrickt. Sie stricken auch an diesen Diskursen mit. Insofern stricken sie an ihrer Verstrickung mit. Wie sie dies tun, mit welchen »Tricks« sie Widersprüche überspielen, das kann durch eine Analyse des Alltagsdiskurses sichtbar gemacht werden.

Mit einer so angelegten Diskursanalyse verfolge ich somit das Ziel, die Effekte der brisanten Diskursverschränkung von Einwanderungsdiskurs und Frauendiskurs, wie sie durch eine Ethnisierung von Sexismus hergestellt ist, sowie ihre konkreten Produktionskonstellationen zu rekonstruieren.

Dabei werde ich mich auf vorhandene diskursanalytische Instrumentarien, die im Bereich der Sprachwissenschaft bereits vorliegen, beziehen und diese weiter ausdifferenzieren. Aus diesem Grunde werde ich mich in einem ersten Kapitel dieses Instrumentariums vergewissern und auf dieser Grundlage weitere methodisch-theoretische Überlegungen anstellen. Vor allem geht es mir darum, das Instrumentarium so zu modifizieren, daß eine Analyse von *Diskursverschränkungen in ihren Produktionskonstellationen* durchgeführt werden kann.

Nach dieser methodisch-theoretischen Reflexion werde ich zunächst den diskursiven Kontext der Diskursverschränkung entfalten. Das heißt, es werden die beiden Diskursstränge »Einwanderung und Flucht« sowie »Frauen« in ihrer historischen Entwicklung dargestellt. (Kapitel 3.1) Eine solche historische Skizze dient dazu, die Genese der aktuellen Diskursverschränkung nachzuvollziehen. Auf diese Weise kann der Stellenwert, den die Diskursverschränkung innerhalb der Diskurse einnimmt, präzise herausgearbeitet werden. Es kann deutlich werden, daß dieser Zusammenhang durchaus eine Tradition und daher auch Festigkeit hat, die zu berücksichtigen ist, wenn es um Entwicklung von diskursiven Gegenstrategien geht.

Die empirische Grundlage bilden 15 Interviews mit Bürgerinnen und Bürgern deutscher Herkunft.[14] Mit einer zusammenfassenden Analyse

aus der Bioethik zusammentrifft.

14 Der Materialband mit den Transkriptionen der durchgeführten Interviews ist unter dem Titel: »Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. Interviewband« veröffentlicht worden und kann über das DISS bezogen werden. (M.Jäger 1996)

dieser Interviews läßt sich die konkrete, aktuelle Ausgestaltung des Einwanderungsdiskurses auf der Ebene des Alltags beschreiben (Kapitel 3.2).

Gleichzeitig ist diese Beschreibung des aktuellen Einwanderungsdiskurses die Grundlage für die anschließende synoptische Analyse (Kapitel 3.3). Diese Analyse wird sich vor allem auf die unterschiedlichen Verstrickungen der Diskursbeteiligten in den Einwanderungsdiskurs konzentrieren, wie auch ihre unterschiedlichen Ethnisierungs*weisen* von Sexismus herausarbeiten.

Diesen unterschiedlichen Ethnisierungsweisen wie auch den unterschiedlich gelagerten Verstrickungen der am Diskurs beteiligten Personen werde ich in vier linguistischen Feinanalysen weiter nachgehen. Diese beziehen sich auf Textpassagen ausgewählter Interviews, in denen die Verschränkung der beiden Diskurse von »Einwanderung« und »Frauen« im Mittelpunkt steht (3.4). In Verbindung damit werden schließlich sowohl die diskursiven Effekte analysiert, die durch eine Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs und Frauendiskurs entfaltet werden. Gleichzeitig werden diese Feinanalysen beschreiben, auf welche Weise die Ethnisierung von Sexismus und ihre Effekte im (Alltags-)Diskurs produziert und reproduziert werden.

Vor dem Hintergrund des so entfalteten diskursiven Kontextes ist es erst möglich, zu differenzierten Schlußfolgerungen zu gelangen (3.5). Diese Schlußfolgerungen werden sich zum einen auf die diskursive Praxis beziehen: Es gilt der Frage nachzugehen, ob und wie die Analyse der Diskursverschränkung zwischen »Einwanderung« und »Frauen« in einem Teilbereich für die diskursive Praxis z.B. in Medien, Schule, Weiterbildung etc. nutzbar gemacht werden kann, wie mit diesem Wissen über deren Diskurswirkungen in der pädagogischen, politischen und medialen Praxis umgegangen werden kann.

In einem Ausblick werde ich nochmals die exemplarische Bedeutung, die die hier vorgenommene Analyse für weitere Diskursanalysen und für den Ausbau des methodischen Instrumentariums haben kann, diskutieren. Insofern werden die Schlußfolgerungen sich auch auf die Praxis von Diskursanalyse beziehen.

Schließlich verfolge ich mit dieser Studie gleichzeitig praktische wie auch theoretische Zielsetzungen. Sie soll einen Beitrag dazu leisten, die in Verbindung mit Einwanderung und Flucht vorhandenen undemokratischen und rassistischen Diskurselemente zurückzudrängen. Dies ist

Motiv dafür, die diskursiven Effekte einer Diskursverschränkung von Einwanderung und Frauen und ihre konkreten Produktionskonstellationen transparent zu machen. Von einer Analyse verspreche ich mir, Licht in das Dunkel eines brisanten diskursiven Raums hineinzutragen. Denn bei Licht betrachtet, lassen sich vorhandene Türen erkennen, die den Weg freimachen können aus diskursiven Verstrickungen, die für die Individuen und für die Gesellschaft fatal sind. Nur bei Licht lassen sich auch die Stolpersteine erkennen, die es dabei zu umgehen gilt. In dem Maße, wie solche »Aufklärung« gelingt, löst sich auch die theoretische Zielsetzung ein, die ich mit dieser Arbeit verbinde: einen Beitrag zur Weiterentwicklung des diskursanalytischen Instrumentariums zu leisten, mit dem reale Diskurse, die immer in Gestalt von Diskursverschränkungen daherkommen, besser analysiert werden können.

2 Begründung des diskurstheoretischen Analyseansatzes

In diesem Kapitel soll der dieser Arbeit zugrunde gelegte diskurstheoretische und diskursanalytische Ansatz dargestellt und in Bezug auf das hier verfolgte Untersuchungsinteresse begründet werden. Dies bedeutet, daß ich hier keinen Überblick über die gegenwärtige Bandbreite sprachwissenschaftlich geprägter Ansätze von Diskurstheorie und Diskursanalyse geben werde. Solche Überblicke existieren und wären an dieser Stelle lediglich zu referieren.[1] Ebensowenig soll in diesem Kapitel eine systematische Kritik und Auseinandersetzung mit diskursanalytischen Ansätzen innerhalb der Sprachwissenschaft vorgenommen werden. Es geht hier, wie gesagt, um die Begründung des eigenen Vorgehens. Dabei werde ich mich auf die theoretischen Ansätze beziehen oder von ihnen abgrenzen, die in Verbindung mit meinem Untersuchungsinteresse bedeutsam sind.

2.1 Diskursbegriff

Der Begriff »Diskurs« als solcher ist innerhalb der Sprachwissenschaft nicht neu. Seit Ende der 70er Jahre etablierte sich in der Bundesrepublik Deutschland eine Diskursforschung, deren Vertreter jedoch von recht unterschiedlichen theoretischen Grundlagen ausgehen. Es lassen sich im wesentlichen zwei Hauptrichtungen unterscheiden: eine Richtung faßt den »Diskurs« im weitesten Sinne als »Gespräch« auf und beruft sich auf die Konversationsanalyse und auf pragmalinguistische Überlegungen. Die zweite Richtung faßt »Diskurs« im weitesten Sinne als miteinander verkettete Textfolgen im historisch-sozialen Kontext auf und stützt sich dabei auf diskursanalytische Ansätze von Michel Foucault und/oder tätigkeitstheoretische Ansätze (Volosinov/Leontjew).

1 Vgl. etwa Vogt 1987, Bremerich-Vos 1994, Jäger 1996 sowie Link 1995.

In der hier vorliegenden Studie geht es in erster Linie um die Erörterung und Rekonstruktion *semantischer diskursiver Effekte innerhalb des Einwanderungs- und Frauendiskurses* (in der BRD). Diese Fragestellung legt es nahe, einen diskurstheoretischen und diskursanalytischen Ansatz zugrunde zu legen, der sich in den Zusammenhang einer »inhaltlichen Diskurstheorie« stellt. (Vgl. Vogt 1987.)[2]

Rüdiger Vogt unterscheidet zwei in der Sprachwissenschaft vorherrschende Modelle von Diskurstheorie und -analyse:

> »Als formale Diskursanalyse bezeichne ich solche Ansätze, in denen die semantischen Qualitäten sprachlicher Formen nicht berücksichtigt werden und deren historischer Bezug nicht ausgewiesen wird. Als inhaltliche Diskursanalyse bezeichne ich solche Ansätze, die sowohl die semantische als auch die historische Dimension theoretisch und analytisch einholen.« (Vogt 1987, S. 17) »Während die »formale« Diskurstheorie das Ziel verfolgt, die kommunikative Kompetenz, die Fähigkeit zur verbalen Interaktion, eine jedem Sprecher verfügbare, universelle Eigenschaft, zu rekonstruieren, die prinzipiell jeder verbalen Interaktion inhärent ist, ist die »inhaltliche« Diskursanalyse dem Ziel verpflichtet, die jedem sprachlichen Material eigentümliche zeitliche und soziale Situierung herauszupräparieren. Man könnte es auch so zuspitzen: Während der eine Ansatz an dem Sprecher und seinen interaktiven Fähigkeiten interessiert ist, orientiert sich der andere am Hörer bzw. Rezipienten von sprachlichem Material, indem der Analysierende selbst als Leser oder Hörer auch von historischem Material in einer gewissen Distanz als Teil der Analyse erscheint.« (ebd. S. 40)

Ich halte zwar die Charakterisierung dieser zwei Modelle von Diskursanalyse als »formal« vs. »inhaltlich« für problematisch, da damit auch Wertungen verbunden sind, durch die diese Ansätze unnötig scharf gegeneinander abgegrenzt werden.[3] Die prinzipielle Unterscheidung jedoch, nach der in der Linguistik Diskursanalyse einerseits als Analyse von Dialogen und andererseits als Analyse von sozial-historischen Textfolgen verstanden wird, hat aber auch heute noch Bestand.[4]

Unter Diskurs soll in dieser Arbeit eine gesellschaftliche Redeweise verstanden werden, die institutionalisiert ist, gewissen (durchaus veränderbaren) Regeln unterliegt und die deshalb auch Machtwirkungen besitzt, weil und sofern sie das Handeln von Menschen bestimmt (vgl. Link 1982b, 1983). Eine solche Fassung von Diskurs schließt an den Diskursbegriff von Michel Foucault an, der den Diskurs auch als die sprachliche Seite einer »diskursiven Praxis« auffaßt (Link/Link-Heer 1990, S. 90).[5]

2 Das Bezugsfeld meines Ansatzes von Diskursanalyse speist sich somit vor allem (doch nicht ausschließlich) aus Maas 1984, 1985, Link 1982, 1983, 1992b, Jäger 1993, 1994, Januschek 1986, 1991b, 1992, 1993, 1994 aber auch aus eigenen Vorarbeiten vgl. M. Jäger 1988, 1992, 1993a, Jäger/Jäger 1993a. Die umfangreichen Analysen von Teun A. van Dijk zum Einwanderungsdiskurs gehen dagegen von einem anderen theoretischen Ansatz aus und werden deshalb hier nicht berücksichtigt. Teun A. van Dijk betrachtet Diskurse »als eine Form des Sprachgebrauchs und der Kommunikation ..., als soziale Bedeutung und Aktion und als eine sozio-kulturelle, politische und ideologische Praxis, die gesellschaftliche Systeme und Strukturen bestimmt.« (van Dijk 1991, S. 10) Teun A. van Dijk bezieht sich in seinem diskurstheoretischen Ansatz sehr stark auf die KI-Forschung und betont die Festigkeit von »frames« und »scripts«, durch die sich soziale Vorurteile in den Individuen festsetzten (vgl. van Dijk 1987, S. 181-195). Wie ich noch ausführen werde, sehe ich im Unterschied dazu die Festigkeit von Diskursen in diesen selbst angelegt, die darüber hinaus durchaus aufzulösen, somit veränderbar ist.
Ein weiterer Ansatz »inhaltlicher« Diskursanalyse, der in dieser Arbeit ebenfalls nicht berücksichtigt wird, ist der von Wolfgang Luutz. (vgl. Luutz 1992 und 1994.) Luutz sucht durch ein diskurstheoretisches Vorgehen »einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit, allgemeiner gesprochen, zu Seinsstrukturen, über Sprachstrukturen bzw. Texten (zu finden). ... Der Ausgangspunkt der Untersuchung sind also Sprachpraktiken, nicht die soziale Wirklichkeit als solche, wie sie irgendwie unabhängig von Sprache existiert.« (Luutz 1992a, S. 7) Nach Luutz drückt der Diskurs nicht nur soziale Wirklichkeit aus, sondern er inszeniert auch politische Praxis. »Mit dem Diskursbegriff gelingt es also, das Zusammenwirken, das Ineinandergreifen von Sprachlichem, Kognitivem und Sozialem zu erfassen.« (ebd., S. 8) Dieser Diskursbegriff unterstellt, daß das Sprachliche und das Kognitive nicht sozial seien.

3 Auch Albert Bremerich-Vos kommt ohne wertende Etikettierungen nicht aus. Er unterscheidet eine »anspruchsvolle Variante von Diskursanalyse« und solche Diskursanalysen, die »weniger voraussetzungsreich sind..., aber auch in linguistisch-didaktischer Hinsicht vertrauter anmuten.« (Bremerich-Vos 1994, S. 151f.) Zu der anspruchsvollen Variante zählt Bremerich-Vos dann z.B. die Ansätze von Michel Foucault und Jürgen Link. Als weniger voraussetzungsreich gelten ihm die Diskursanalysen, die »›Diskurs‹ synonym mit ›Gespräch‹« setzen (ebd. S. 152). Dies ist bei den Untersuchungen z.B. von Konrad Ehlich und Angelika Redder der Fall, die ein solches Verständnis von Diskurs zugrunde legen (vgl. Ehlich 1991, Redder 1994).

4 Darüber hinaus will ich hier nur darauf hinweisen, daß sich in der Sprachwissenschaft ebenfalls Ansätze finden lassen, die Texte in ihren gesellschaftlichen Bezügen betrachten, ohne daß sie sich explizit als diskursanalytische Ansätze verstehen. Das gilt für die gesamte Soziolinguistik. Wichtig sind hier vor allem auch Arbeiten, die sich mit Intertextualität beschäftigen. Sie betrachten die gesellschaftlichen Bezüge gleichzeitig als Voraussetzung des Entstehens von Texten, die zugleich diesen gesellschaftlichen Kontext konstituieren (und fortschreiben). Vgl. Geier 1985 sowie Broich/Pfister (Hg.) 1985.

5 Sprache verstehe ich dabei als ein Mittel, mit dem Gegenständen, Ereignissen, Personen etc. Bedeutungen durch das im sozialen Zusammenhang tätige Subjekt zugewiesen werden. Diese Bedeutungen werden im Diskurs (= im sozialen Kontext) dadurch konventionalisiert, daß sie mit bestimmten Zeichen und Lauten

Siegfried Jäger hat bei seiner Diskursdefinition ein Bild aus der Natur bemüht, dem ich mich gerne anschließe. Er vergleicht den Diskurs mit einem Fluß von Rede und Texten (»Wissen«) durch die Zeit (vgl. Jäger 1993b, S. 153). Damit spricht er gleichzeitig die historische Dimension von Diskursen an, die von der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft »fließen«.

Diskurs, so verstanden, meint immer Form und Inhalt von Äußerungen; seine Analyse beantwortet, grob gesagt, die Frage danach, *was zu einem bestimmten Zeitpunkt von wem wie sagbar* war bzw. sagbar ist. Das bedeutet, daß immer auch die Frage danach gestellt ist, was *nicht sagbar* war bzw. ist.

Hans Herbert Kögler faßt die Zielsetzung einer Diskursanalyse nach Foucault wie folgt zusammen: »Immer geht es um den Nachweis, wie zu einem bestimmten Zeitpunkt von bestimmten Subjekten aufgrund welcher Prämissen ›die Wahrheit‹ (jedoch immer in einer bestimmten Form) gesagt werden kann.« (Kögler 1994, S. 44)[6] Es wird im weiteren noch zu zeigen sein, daß auch das Nicht-Sagbare des Diskurses für seine (Macht-)Wirkungen von Bedeutung ist.

Die vorgenommene Bestimmung von Diskurs bedarf allerdings einiger Erläuterungen. In sie geht eine Reihe von inhaltlichen Prämissen ein, die im folgenden – soweit dies für den hier vorliegenden Untersuchungszusammenhang von Bedeutung ist – expliziert werden sollen.

verkoppelt werden. Die von Ferdinand de Saussure entwickelten Kategorien der »langue« und der »parole«, die in der Sprachwissenschaft immer wieder analytisch auseinandergerissen werden, finden auf diese Weise im Diskurs ihre Vermittlung. Mit diesem Sprachbegriff knüpfe ich an die Kulturhistorische Schule, vor allem an die Tätigkeitstheorie von A.N. Leontjew an, der herausgearbeitet hat, daß Bedeutungszuweisungen generell durch Tätigkeit, also auch bei der Produktion von Gegenständen aller Art vorgenommen werden.
Dieser Bezug auf A.N. Leontjew, aber auch auf Volosinov, wird auch von anderen SprachwissenschaftlerInnen vorgenommen, deren Gegenstand die Diskursanalyse ist. (Vgl. Maas 1984, Januschek 1986, Jäger 1993b, Bredehöft 1994, sowie die Untersuchung von Bredehöft/Gloy/Januschek/Patzelt 1994.)

6 Hans Herbert Kögler zitiert aus einem Interview, in dem Foucault »dieses komplexe Feld der Analyse auf die plastische Formel des Problems zusammengezogen (hat), wie etwas überhaupt innerhalb einer Epoche ausgesagt bzw. versprachlicht werden kann: ›It's a problem of verbalization,‹...« (Kögler 1994, S. 43).

2.1.1 Diskursregeln, Interdiskurs und Kollektivsymbolik

Die erste Frage, die sich stellt, ist die, was unter einer institutionalisierten gesellschaftlichen Redeweise zu verstehen ist.

Der Terminus »gesellschaftliche Redeweise« steht nicht in Opposition zu nicht-gesellschaftlich. Vielmehr ist darunter zu verstehen, daß der Diskurs hier nicht private Redeweisen einschließt, die lediglich von einer begrenzten Anzahl von Personen verstanden werden.

Die »Institutionalisierung« der Redeweise hängt eng mit dieser Auffassung zusammen. Sie macht sich allein schon dadurch geltend, daß Regeln befolgt werden. Solche Diskursregeln müssen keineswegs in jedem Fall expliziert werden. Vielmehr ist es häufig sogar so, daß der Verstoß gegen die Diskursregeln erst bewußt macht, daß es solche Regeln gibt.[7]

Jürgen Link führt zur Verdeutlichung der Notwendigkeit, daß Diskursregeln beachtet werden müssen bzw. daß es diese überhaupt gibt, eine Szene aus dem Universitätsbereich an. Bei einer universitären Veranstaltung treffen Vertreter aus dem Betrieb und Studierende bzw. Intellektuelle aufeinander. Die betrieblichen Vertreter verstoßen vehement gegen das »diskurs-**ritual** ›vortrag an der uni mit diskussion‹ « (Link 1982b, S. 71). Denn dort könne man nicht einfach beliebig das Thema wechseln, Umgangssprache verwenden, den Redebeitrag mit Schlußfolgerungen beginnen etc. Der Diskurs »hat also eine bestimmte **materielle struktur seiner zeichen und ihrer üblichen verkettungen**« (ebd.). Jürgen Link macht darauf aufmerksam – und das konnte sicherlich jede oder jeder schon einmal an sich selbst beobachten: Wo diese Regeln nicht befolgt werden, macht sich Nervosität und Unwohlsein breit.

Solche Diskursrituale oder Diskursregeln können für verschiedene Diskurse von sehr unterschiedlicher Art sein. Es ist evident, daß sich innerhalb wissenschaftlicher Spezialdiskurse z.B. andere Regeln zur Geltung bringen als innerhalb des Medien- und/oder Politikerdiskurses.

Allerdings existiert in einer Industriegesellschaft wie der Bundesrepublik Deutschland eine Art prozessierendes Regelwerk von Diskursen,

7 Franz Januschek bezeichnet diese Diskursregeln als »Normen, um zu betonen, daß ihnen vom Moment ihrer Bewußtwerdung an faktisch immer auch eine normative Komponente eignet...« (Januschek 1991b, S. 377).

das interdiskursiv wirkt.

Unter Interdiskurs versteht Jürgen Link im Unterschied zu (wissenschaftlichen) Spezialdiskursen folgendes:

> »nun gibt es aber auch diskursive elemente, die nicht bloß auf einen einzigen oder wenige spezialdiskurse beschränkt sind, die statt dessen vielmehr **zwischen mehreren diskursen übereinstimmen.**« (Link 1983, S. 66) »die gesamtheit solcher interdiskursiven elemente soll inter-diskurs heißen.« (Link 1982a, S. 11)

Mit dem Interdiskurs sind somit bestimmte inhaltliche Aspekte des Diskurses angesprochen. Er enthält die diskursiven Elemente, mit denen sich verschiedene Spezialdiskurse miteinander verschränken. Insofern gibt es den Interdiskurs in der Realität auch nie, sondern allenfalls Diskurse, die mehr oder minder starke interdiskursive Elemente in sich tragen.

Ein tragendes Element des Interdiskurses ist das System kollektiver Symbole, das die verschiedenen Diskurse vereinheitlicht, eben weil seine Elemente in allen Diskursen zu Hause sind.[8]

Unter Kollektivsymbolen sind »kulturelle Stereotypen (zu verstehen)..., die kollektiv tradiert und benutzt werden.« (Drews/Gerhard/Link 1985, S. 265)

Jede Gesellschaft besitzt ein solches System kollektiver Symboliken. Es dient dazu, daß sich die Menschen in der Welt, die dem einzelnen als komplexer Zusammenhang gegenübertritt, zurechtfinden und orientieren können. Mit Hilfe des Systems kollektiver Symbole läßt sich jede Veränderung – und sei sie noch so dramatisch – symbolisch integrieren, und es läßt sich z.B. zwischen »Normalität« und »Abweichung« unterscheiden. (Vgl. Link 1992a.)

Kollektivsymbole entfalten ihre Wirkung innerhalb eines Systems, einer Topik, die für die Bundesrepublik Deutschland wie auch für andere Industriegesellschaften folgendermaßen skizziert werden kann. (Siehe Abbildung 1)

Die Grundstruktur läßt sich danach als ein kreisförmiges Gebilde vorstellen, dessen Grenzen gleichzeitig auch die Grenzen des sozialen

8 Seit 1982 ist Jürgen Link (bis 1991 zusammen mit Ulla Link-Heer) der Herausgeber der Zeitschrift »kultuRRevolution«. In dieser Zeitschrift, die den Untertitel »zeitschrift für angewandte diskurstheorie« trägt, wird dieses synchrone System kollektiver Symbole (»sysykoll«) mit aktuellen Analysen ständig auf seine Gültigkeit hin befragt.

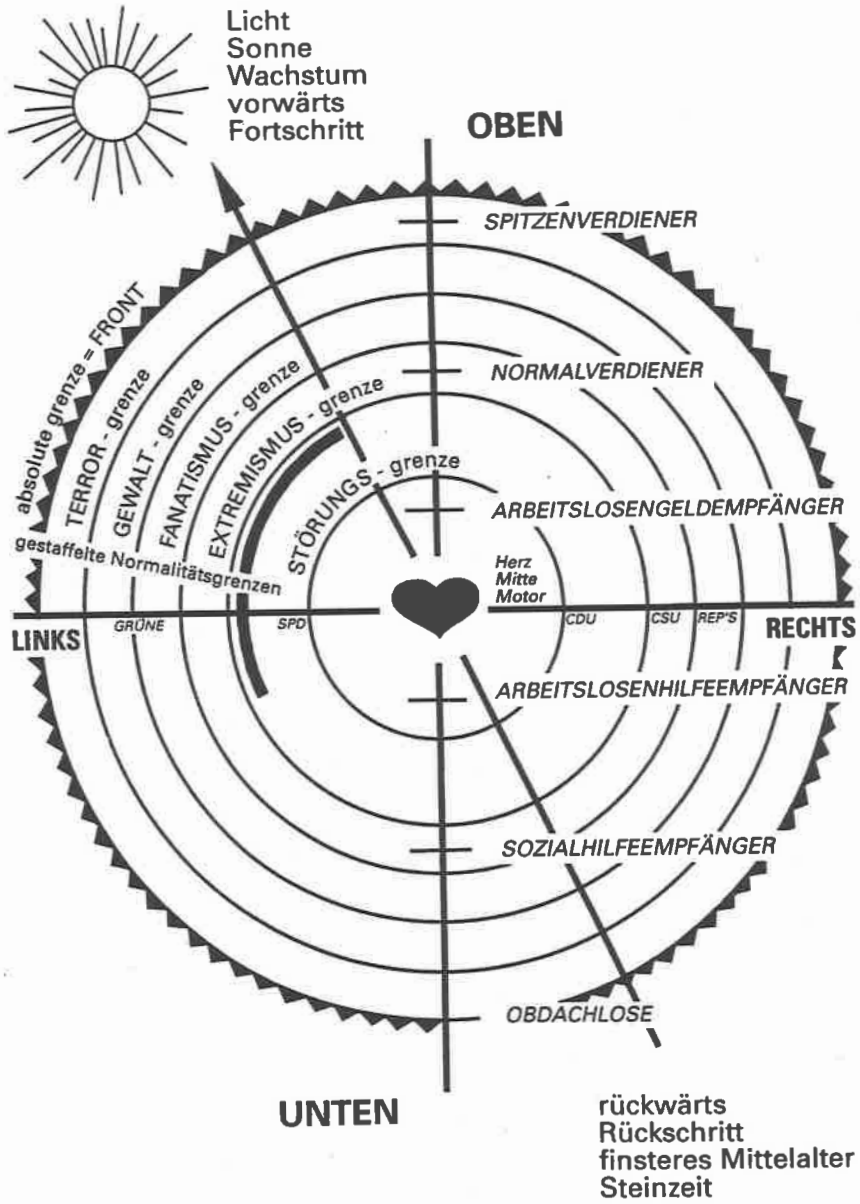

Abbildung 1

Systems symbolisieren.

Dieses soziale System läßt sich weiter horizontal, vertikal und diagonal dualistisch zweiteilen.

Auf diese Weise ergibt sich zum einen eine Rechts-Mitte-Links-Achse, die vor allem für die Verortung politischer Parteien, Gruppierungen, Aussagen etc. charakteristisch ist. Es handelt sich um eine Achse, »die vor allem die Symbolik der ›Waage‹ und damit den – wegen seiner ›Stabilität‹ besonders positiv gewerteten – Ort der ›Mitte‹ favorisiert.«[9]

Die vertikale Oben-Unten-Achse hebt nicht nur die hierarchische Gliederung des Symbol-Systems hervor. Sie kann auch als Körper topographiert werden, dessen Kopf im oberen Teil, dessen Herz in der Mitte und dessen Genitalien unten lokalisiert werden.

Schließlich markiert die diagonale Achse den Fortschritt bzw. den Rückschritt des Systems.

Diese Grundtopik wird nun durch verschiedene Symbolserien konkret »aufgefüllt« und damit »sprechend« gemacht. Für den hier thematisierten Diskurszusammenhang von Einwanderung und Flucht sind die Symbole besonders wichtig, mit denen die Bereiche Innen und Außen codiert werden (können).

Bei den Symbolserien lassen sich entscheidende Unterschiede festhalten. (S. Abbildung 2) Die Innenwelt, also »der Westen« oder »die BRD«, wird beispielsweise als Flugzeug, Auto, Schiff, Haus etc. codiert. Für die Außenwelt gelten solche Symbole wie etwa Ungeziefer, Stürme, Fluten, Gifte etc.

> »Entscheidend dabei ist nun, daß das eigene System stets Subjektstatus besitzt, ›Subjekt‹ im engen Sinne einer autonomen, zurechnungsfähigen, quasi-juristischen Person, eines Rechts-Subjekts genommen. Es ist ein Körper mit Kopf, der sich Therapien gegen die Krankheit überlegen kann; es ist ein industrialistisches Vehikel mit Fahrer, der den Fuß vom Gas nehmen kann, es ist ein Haus mit vernünftigen Bewohnern, die die Tür zumachen können. usw. Dieser Subjektstatus gilt ... nicht .... für das außersystemische

9 Andreas Disselnkötter und Rolf Parr haben (unter graphischer Mitwirkung von Dorothea Hein) das ursprünglich von Willi Benning entworfene und von Jürgen Link modifizierte und ausgearbeitete Schema des Systems kollektiver Symboliken in eine Serie von elf aufeinander aufbauenden Einzeldarstellungen zerlegt. Auf diese Weise sollen die verschiedenen Aspekte des Systems separiert werden. Die hier verwendeten Abbildungen nutzen diese Absicht insofern, als sie die für diesen Untersuchungszusammenhang besonders wichtigen Aspekte hervorheben. Disselnkötter/Parr 1994, S. 52.

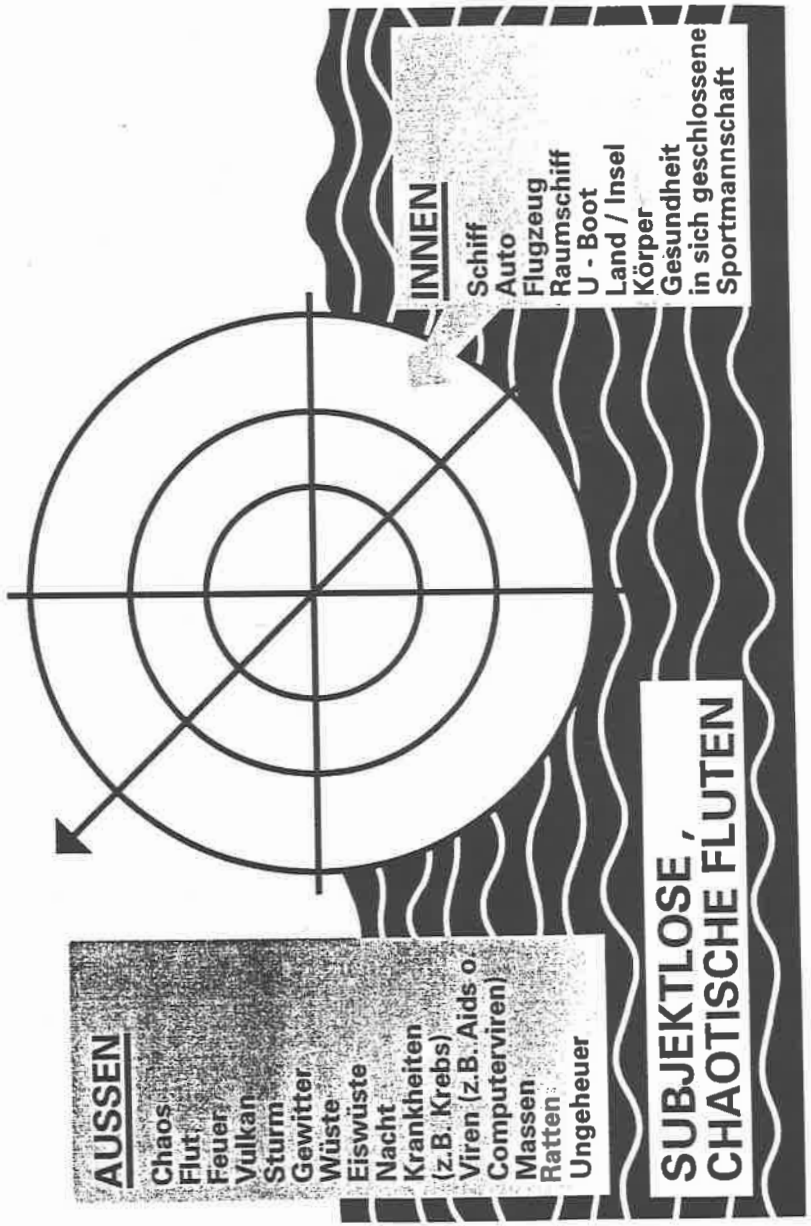

Abbildung 2

Chaos als solches.« (Link 1994, S. 79)

Gerade in der Debatte über Einwanderung und Flucht hat der Einsatz dieser Kollektivsymbole zur Strukturierung dieses Diskurses erheblich beigetragen. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil mit der kollektivsymbolischen Codierung aufgrund ihrer bildlichen Logik auch bereits Handlungsanweisungen vorgegeben werden (können). Ein Beispiel aus dem Einwanderungsdiskurs kann dies verdeutlichen.[10]

Wenn argumentiert wird, daß das Boot, mit dem unsere Gesellschaft symbolisiert wird, voll sei, so lautet die Schlußfolgerung: Es darf keiner mehr hinein. Die Schotten müssen dichtgemacht werden. Diese Schlußfolgerung wird durch die Symbolik, mit der zuvor das Geschehen codiert wurde, nahegelegt.

Diese Eigenschaft der Kollektivsymbolik, bestimmte Logiken zu entfalten, verdankt sie ihrer grundsätzlichen Bildhaftigkeit. Die bildliche Vorstellbarkeit der Symbolik läßt weitere Relationen aufrufen, zu denen das Symbol ins Verhältnis gesetzt werden kann. Mit dem Symbol der Eisenbahn z.B. können gleichzeitig die dazugehörige Lokomotive, ihre Waggons, Schienenstränge, Weichen, Haltepunkte mitgedacht werden.[11]

Das System kollektiver Symbolik legt also bestimmte Logiken nahe, innerhalb derer in einer Gesellschaft über Problemzusammenhänge nachgedacht wird, ohne daß diese Probleme dadurch restlos determiniert würden. Wie schwierig es aber ist, dieser Logik zu entkommen, soll anhand eines Zeitungsartikels verdeutlicht werden, der im Zusammenhang mit der bereits angesprochenen Debatte um Flüchtlinge und Flucht erschien:

In der WELT vom 10.8.1991 beschäftigt sich ein Artikel auf folgende Weise mit dem Argument, daß das Boot Bundesrepublik ja noch nicht voll sei: »Natürlich ist rechnerisch ›das Boot noch lange nicht voll‹. Wir sind, gemessen am Gros der anderen, immer noch ein reiches Land. Aber

10 Innerhalb der jüngsten Asyldebatte hatte diese symbolische Codierung große Bedeutung. Indem diejenigen, die in der BRD Asyl beantragten, als subjektlose Wesen, als »Fluten«, »Ströme«, gar »Ungeziefer« und »Ratten« bezeichnet werden, konnten Bedrohungsgefühle bei den RezipientInnen entstehen. Vgl. hierzu auch Gerhard 1992, M. Jäger 1993b, sowie Jäger/Jäger 1993b

11 »Das Symbol ist also eine komplexe semantische Kette. Aus diesem Kriterium der syntagmatischen Expansion erklärt sich die häufige Tendenz, Symbole narrativ auszuspinnen.« (Link/Link-Heer 1994, S. 45)

Chaos und Panik können auch ein halbvolles Boot zum Kentern bringen.«

Hier wird deutlich, auf welche Weise Kollektivsymbole funktionieren: War es zunächst die Masse der Flüchtlinge, die das Boot zum Kentern bringen könnte, so kommen bei einer »Entkräftung« dieses Arguments das »Chaos« und die »Panik« ins Spiel, die sich entfalten können. Die Kollektivsymbolik wird sozusagen weitererzählt, indem auf unwägbares Wetter, auf Stürme, durch die das Boot zum Kentern gebracht werden kann, wie auch auf Unruhe im Boot, durch die dieses in eine Schieflage geraten und gefährdet werden könne, angespielt wird. Dabei wird mit der befürchteten Schieflage wiederum die Gleichgewichtstopik aufgerufen.[12]

Entscheidend für den Einsatz und die Wirkung von Kollektivsymbolen ist aber nicht allein, daß sie aufgrund ihrer bildlichen Logik auch Handlungsanweisungen nahelegen können. Hinzu kommt noch eine weitere Eigenschaft: Die verschiedenen Kollektivsymbole können durch Bildbrüche miteinander verkoppelt werden, ohne daß die Verständlichkeit des Gesagten dadurch beeinträchtigt wird. Es ist ohne weiteres möglich, innerhalb einer thematischen Abhandlung das Symbol des Hauses mit dem des Flugzeugs oder der Eisenbahn zu verbinden. Das ist deshalb möglich, weil diese Symbole innerhalb des synchronen Systems der Kollektivsymbolik ähnliche Positionen einnehmen und daher semantisch äquivalent funktionieren können (vgl. Link/Link-Heer 1994, S. 46).

Ein Beispiel, bei dem die Bildspender der Kollektivsymbole mehrfach ausgewechselt werden, ohne daß dies als Stilbruch oder unlogisch erscheint, bietet ein Artikel aus der FAZ vom 17.11.1992. Dort schreibt Sibylle Tönnies unter dem Titel »Muß Asyl ein Grundrecht bleiben?«:

> »Einer Bevölkerung, die sich vor Invasion geschützt fühlt, kann die Verantwortung für das Elend der Welt leichter nahegebracht werden als einer solchen, die Angst vor einer Überschwemmung durch die Notleidenden hat. Es gibt genug zu tun für Ausländerfreundlichkeit, auch wenn man die Fremden nicht mehr ans Knusperhäuschen heranlockt, es gibt Größeres zu tun, als ihnen einen Platz in dessen Käfig auf dem Hinterhof zu garantieren: Es gilt, den Rückbau des aus zu billig eingekauftem Kakao gebauten Schokoladenhauses in Angriff zu nehmen und das Gebäude durch eine anständige Unterkunft zu ersetzen, die nicht diejenigen mehr anlockt, durch deren Ausbeutung

12 Daß solche Kollektivsymbole unabhängig von »normaler« Logik verstanden werden, wird durch die Schlagzeile der Bild-Zeitung vom 2. April 1992 sinnfällig. Dort heißt es: »Die Flut steigt - wann sinkt das Boot?«

und Schindung der Bau des Hauses möglich war. Nur weil man den chaotischen Zustrom durch eine bewußte Fremdenpolitik ersetzen will, verliert man seine vom Linkssein herübergerettete Identität keineswegs...«[13] (Die Unterstreichungen markieren die Kollektivsymbole.)

Zunächst bedient sich Sibylle Tönnies der Militär-Symbolik, dann der Flut-Symbolik, schließlich der Haus-Symbolik, um endlich zur Flut-Symbolik zurückzukehren. Interessant ist auch der Bezug auf die Innen-Außen-Topik und die Verwendung der Links-Rechts-Achse, wobei die Identität (= Herz) in die Mitte verlegt wird. (Wohin sonst?)

Solche Kopplungsmöglichkeiten innerhalb der Kollektivsymbolik haben einen integrierenden Effekt: Sie wirken überaus plausibel, obwohl sich mit ihnen durchaus Widersprüche verdecken lassen. Auf diese Weise tragen sie dazu bei, daß die Kollektivsymbolik sich »wie ein Netz über die Diskurse ziehen und ihnen außerordentliche Festigkeit verleihen« kann (Jäger 1993b, S. 161). Ein Ausstieg aus dieser Symbolik ist damit zwar nicht unmöglich, er wird allerdings in der Regel oft durch solch variantenreiche Einsätze erschwert.

Wohl auch deshalb bezeichnet Jürgen Link das System kollektiver Symboliken als den »kitt der gesellschaft, es suggeriert eine imaginäre gesellschaftliche und subjektive totalität für die phantasie. während wir in der realen gesellschaft und bei unserem realen subjekt nur sehr beschränkten durchblick haben, fühlen wir uns dank der symbolischen sinnbildungsgitter in unserer kultur stets zuhause. wir wissen nichts über krebs, aber wir verstehen sofort, inwiefern der terror krebs der gesellschaft ist.« (Link 1982a, S. 11)[14]

13 Zitiert nach: Bade 1994a, S. 107

14 An dieser Stelle zeigt sich auch, daß Kollektivsymbole dem sehr nahekommen, was an anderer Stelle und von anderen Autoren als Metaphorik bezeichnet wird. (Vgl. Lakoff/Johnson 1981.) Jürgen Link und Ursula Link-Heer betonen diese Nähe denn auch, wenn sie schreiben: »Wie George Lakoff und Mark Johnson in ihrer bereits klassischen Darstellung Metaphors we live by gezeigt haben, wird jenes elementare Wissen, mit dessen Hilfe die Individuen einer gegebenen Kultur sich in ihrer ›Welt‹ orientieren, großenteils durch stereotype ›bildliche‹ Vorstellungen geprägt. Die Gesamtheit solcher kulturspezifischer, kollektivstereotypischer ›Bildlichkeit‹ wird im folgenden als ›Kollektivsymbolik‹ bezeichnet. Lediglich ein Teil der Metaphern im präzisen Sinne gehören zu dieser Kollektivsymbolik, die im übrigen auch andere als metaphorische Elemente umfaßt.« (Link/Link-Heer 1994, S. 44) Solche Elemente sehen sie zum Beispiel in der Synekdoche, als die Kollektivsymbole durchaus auftreten können (z.B. die Eisenbahn als Symbol für technischen Fortschritt).

Ein Effekt der Interdiskursivität der Kollektivsymbolik sei, daß hierdurch der »eindruck kultureller einheit« entstehe (ebd.).

Das System kollektiver Symbole kann, insofern es von vornherein interdiskursiv wirkt, als ein wichtiges prozessierendes Regelwerk angesehen werden. Es reguliert Verhaltens- und Rezeptionsweisen dadurch, daß bestimmte Bildfolgen (Kollektivsymbole) einen zentralen Stellenwert erhalten und bestimmte Logiken nahelegen. Dennoch ist dieses Regelwerk nicht starr und unbeweglich. Dadurch, daß Kollektivsymbole immer mehrdeutig sind, können sie auch umgedeutet werden.[15] Selbstverständlich lassen sich mit dem System der Kollektivsymbolik nicht die spezifischen Regeln eines jeweiligen Diskursstranges und/oder einer Diskursebene[16] vollständig beschreiben. Es kann aber als eine interdiskursive Hintergrundfolie begriffen werden, vor der spezifische Diskursregeln ausgemacht werden können.

2.1.2 Diskurs und Macht

Damit ist auch schon der zweite Teil des Diskursbegriffes angesprochen, der näherer Erläuterung bedarf. Inwieweit kann ein Diskurs Machtwirkungen entfalten und das Handeln von Menschen bestimmen?

Machtwirkung ist in diesem Zusammenhang nicht im Sinne einer inhaltbezogenen Sprachauffassung zu verstehen, die besagt, daß die Sprache die Weltsicht determiniere (vgl. etwa Leo Weisgerber). Es geht hier nicht um die Formen der Sprache, die die Inhalte des Bewußtseins der Individuen formierten. Im Rahmen der Foucaultschen Diskurstheorie kommen den Diskursen allein deshalb Machtwirkungen zu, weil die in ihnen transportierten Inhalte bzw. das Wissen die jeweils gültigen »Wahrheiten« als Applikationsvorgaben (s.u.) für individuelles Handeln und gesamtgesellschaftliche Entwicklungen enthalten.

15 Ein Beispiel für solche Uneindeutigkeiten sehen Link/Link-Heer, wenn die Eisenbahn »für Marx die Revolution symbolisierte ... so konnte sie für Pessimisten auch die unausweichliche, schicksalhafte Tendenz zur Katastrophe symbolisieren.« (Link/Link-Heer 1994, S. 46)

16 Unter Diskursstrang verstehe ich einen thematisch geschlossenen Ausschnitt aus dem Diskurs; Diskursebene bezeichnet die mediale Ebene, auf der der jeweilige Diskursstrang prozessiert. Im Verbindung mit der Entfaltung der Diskursstruktur werde ich darauf noch zurückkommen.

Foucault versteht unter Macht »nicht die Regierungsmacht, als Gesamtheit der Institutionen und Apparate, die die bürgerliche Ordnung in einem gegebenen Staat garantieren. Ebensowenig ... eine Unterwerfungsart, die im Gegensatz zur Gewalt in Form der Regel auftritt.... (und auch nicht) ein allgemeines Herrschaftssystem, das von einem Element, von einer Gruppe gegen die andere aufrechterhalten wird.« (Foucault 1983, S. 133) Unter Macht versteht er vielmehr »die Vielfältigkeit von Kraftverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kraftverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kraftverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.« (Foucault 1983, S.113f.) So gesehen, kommt nach Foucault die Macht von unten. Sie »beruht nicht auf der allgemeinen Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegensetzt und von oben nach unten auf immer beschränktere Gruppen und bis in die letzten Tiefen des Gesellschaftskörpers ausstrahlt. Man muß eher davon ausgehen, daß die vielfältigen Kraftverhältnisse, die sich in den Produktionsapparaten, in den Familien, in den einzelnen Gruppen und Institutionen ausbilden und auswirken, als Basis für weitreichende und den gesamten Gesellschaftskörper durchlaufende Spaltungen dienen.« (ebd., S. 115)

Im Unterschied zur Gewalt, die direkt auf den Körper einwirkt, die zwingt, beugt, zerstört, errichtet sich ein Machtverhältnis »auf zwei Elementen ... so daß der ›andere‹ (auf den es einwirkt) als Subjekt des Handelns bis zuletzt anerkannt und erhalten bleibt und sich vor dem Machtverhältnis ein ganzes Feld von möglichen Antworten, Reaktionen, Wirkungen, Erfindungen eröffnet.« (Foucault 1987, S. 254)

Machtwirkungen können bereits durch das System der Kollektivsymbole erzielt werden, indem es mit seinen tradierten Logiken bestimmte Handlungsmöglichkeiten nahelegt.[17]

17 Aus der Sicht von Jürgen Link gehen die Wirkungsmöglichkeiten des »sysykoll« noch erheblich weiter. Er unterscheidet Positiv- und Negativsymbole, durch die die Individuen »gezwungen« werden, sich in positiver bzw. negativer Weise mit dem Symbolisierten zu identifizieren. Insofern trage das sysykoll auch zur konkreten Subjektbildung bei (Link 1982a, S. 13).

Auch das bereits angeführte Beispiel des Verstoßes gegen die Diskursregeln kann die diskursiven Machtwirkungen sinnfällig verdeutlichen. Verstöße gegen die Diskursregeln verursachen bei den beteiligten Personen Verhaltensunsicherheiten, die ihr weiteres Tun erheblich beeinflussen können.

Schließlich gehen erhebliche Machtwirkungen von dem Sachverhalt aus, daß mit der Bestimmung des Sagbaren in einem Diskurs immer auch das Nicht-Sagbare angesprochen ist:

> »Machtwirkungen übt eine diskursive Praxis in mehrfacher Hinsicht aus: Wenn eine diskursive Formation sich als ein begrenztes ›positives‹ Feld von Aussagen-Häufungen beschreiben läßt, so gilt umgekehrt, daß mögliche andere Aussagen, Fragestellungen, Blickrichtungen, Problematiken usw. dadurch ausgeschlossen sind. Solche, sich bereits notwendig aus der Struktur eines Spezialdiskurses ergebenden Ausschließungen (die ganz und gar nicht als manipulative Intentionen irgendeines Subjekts oder auch Intersubjekts mißdeutet werden dürfen!) können institutionell verstärkt werden. So schließt etwa der klinisch-medizinische Diskurs des 19. Jahrhunderts alle Fragestellungen, Aussagen usw. aus, die nicht seinen ›klinischen‹ Bedingungen gehorchen. Auf der institutionellen Ebene verbietet er darüber hinaus allen nicht ›klinisch‹ ausgebildeten, approbierten usw. Subjekten die medizinische Tätigkeit.« (Link/Link-Heer 1990, S. 90f.)

Das bedeutet, daß bestimmte Perspektiven auch deshalb aus dem Diskurs hinausgedrängt werden, weil institutionelle Regelungen und Verfahrensweisen diese Perspektiven festlegen.

Für den Bereich von Einwanderung kann dies z.B. wie folgt verdeutlicht werden: Wenn EinwanderInnen in der BRD institutionell aus der politischen Willensbildung ausgeschlossen sind, weil sie sich nicht an den demokratischen Wahlen beteiligen können, dann hat dieser Ausschluß erhebliche Folgen für die Sichtweisen, die im politischen Diskurs thematisiert werden (können). Die Belange des ausländischen Teils der Bevölkerung kommen nicht in den Blick der politisch Handelnden. Sie haben keine Stimme, und ihre Anliegen sind daher für Politiker kaum von Interesse. Hinzu kommt: Dadurch, daß es in deutschen Parlamenten keine Vertreter des ausländischen Teils des Bevölkerung gibt, können die Probleme dieser Bevölkerungsgruppe auch nicht von Menschen angegangen werden, die mit der Situation ausländischer MitbürgerInnen wirklich vertraut sind, ihre Sprache, Traditionen, innere Konfliktlinien etc. kennen. Auch hier gilt, daß es für PolitikerInnen nicht gänzlich unmöglich ist, solche ungewohnten Perspektiven einzunehmen. Doch dazu bedarf es dann allerdings zusätzlicher Anstrengungen. So können natürlich EinwanderInnen deutsche PolitikerInnen beraten; es können sich auch EinwanderInnen einbürgern lassen, so daß sie das aktive und

passive Wahlrecht erhalten. Dies kann (zumindest augenblicklich) jedoch nicht als Normalität angesehen werden; diese drängt durch die institutionellen Regelungen solche Sichtweisen aus dem Diskurs hinaus.[18]

2.1.3 Diskurs und Wirklichkeit

Hier zeigt sich auch, daß die Frage nach den Machtwirkungen, mit denen Diskurse ausgestattet sind, prinzipiell auch die Frage danach aufwirft, wie das Verhältnis von Diskurs und Wirklichkeit generell beschaffen ist.

Vielfach wird angenommen, daß die Art und Weise, wie die Menschen in der Gesellschaft miteinander kommunizieren, was sie denken und sprechen, die gesellschaftliche Wirklichkeit mehr oder weniger genau widerspiegele. Der Diskurs wird aus dieser Sicht als Ausdruck gesellschaftlicher Praxis verstanden.

Das in diese Arbeit einfließende Diskursverständnis setzt sich von einer solchen abbildtheoretischen Fassung des Verhältnisses von Diskurs und Wirklichkeit ab.

Der Grund für die Ablehnung der Widerspiegelungs- oder Abbildtheorie liegt vor allem darin, daß diese Position – in welcher modifizierten Form auch immer vorgetragen – letztlich nicht darum herumkommt, die Bedeutungen, die den Gegenständen der Wirklichkeit von den Menschen zugewiesen werden, in diesen Gegenständen selbst zu suchen.[19] Insofern erhält die Widerspiegelungs- oder Abbildtheorie letztlich metaphysische Züge: Die Wahrheit liegt in den Dingen, das Bewußtsein der Menschen spiegelt sie – im Kapitalismus notwendig verzerrt – wider.

Dies ist auch dann der Fall, wenn angenommen wird, daß zwischen Wirklichkeit und Abbild die »Interessen« einzelner Personengruppen vermitteln, die deren Handlungen leiten. Dann sind es diese Interessen,

18 Die in den Kommunen vorhandenen Ausländerbeiräte sind nicht dazu geeignet, entsprechende Perspektiven in den politischen Diskurs einzubringen. Ihre Handlungsmöglichkeiten sind außerordentlich beschränkt.

19 Klaus Holzkamp arbeitet in diesen Zusammenhang mit der Kategorie der »Gegenstandsbedeutung«, die er von der »Symbolbedeutung« unterscheidet (Holzkamp 1973, S. 25).

die als präexistente Realitäten für eine Deformation der Abbildungen in den Diskursen sorgen (vgl. Link 1992b, S. 38).

Entscheidend für alle abbildtheoretischen Versionen ist nämlich, daß die Wirklichkeit, die den Diskurs forme und ausbilde, als präexistent gilt. Für die in der Wirklichkeit agierenden Personen heißt dies, daß sie letztlich als Gefangene dieses deterministischen Verhältnisses erscheinen.

Diese Auffassung ist jedoch nicht dazu geeignet, das Verhältnis von Realität und Diskurs und die in Verbindung damit auftretenden Phänomene zutreffend zu erklären. Dies ist aber dann möglich, wenn die eigenständigen Wirkungen, die vom Diskurs ausgehen, zur Kenntnis genommen werden. Voraussetzung dazu ist jedoch die Einsicht, daß Bedeutungen nicht der Wirklichkeit »entnommen«, sondern der Wirklichkeit »zugewiesen« werden:

> »Was Autos, Straßen und sonstige konkrete Dinge für den Menschen sind, das ist nur dann erkennbar, wenn der betrachtende Mensch in der Lage ist, den Objekten Bedeutungen zuzuweisen, die diese Dinge als solche, also unabhängig von den Menschen, überhaupt nicht besitzen. Sie sind zwar Ausdruck, Materialisierung menschlicher gedanklicher und praktischer Tätigkeit, und insofern sind sie auch keine Naturdinge. Aber sie tragen selbst keine Bedeutung. Bedeutung wird ihnen von den Menschen erst zugewiesen...« (Jäger 1993b, S. 95)

Siegfried Jäger knüpft hier an die Kulturhistorische Schule an, in der es vor allem A.N. Leontjew war, der – noch etwas im abbildtheoretischen Diskurs befangen – dennoch entscheidende gedankliche Schritte vollzog, mit deren Hilfe dieser Diskurs verlassen werden kann.[20]

In diese Richtung dachte auch bereits Valentin N. Volosinov. Auch er rieb sich an der Widerspiegelungstheorie, die Ende der 20er Jahre, als sein Buch »Marxismus und Sprachphilosophie« erschien, dominante

20 Gegen den Zeitgeist und unter Berufung darauf, mit den in der damaligen Sowjetunion Herrschenden theoretisch übereinzustimmen, formuliert Leontjew: »Entweder vertreten wir den Standpunkt, das Bewußtsein wird unmittelbar durch die Dinge und Erscheinungen der Umwelt bestimmt, oder wir gehen davon aus, daß das Bewußtsein durch das gesellschaftliche Sein der Menschen bestimmt wird, das nach Marx nichts anderes ist als ihr wirklicher Lebensprozeß.
Aber was ist das menschliche Leben? Es ist eine Gesamtheit, genauer gesagt, ein System einander ablösender Tätigkeiten. In der Tätigkeit erfolgt auch der Übergang des Objekts in seine subjektive Form, in das Abbild; gleichzeitig erfolgt in der Tätigkeit auch der Übergang der Tätigkeit in ihre objektiven Resultate, in ihre Produkte.« (Leontjew 1982, S. 83) Hier wird mit abbildtheoretischem »Vokabular« die Abbildtheorie als solche im Grunde bereits widerlegt.

Wissenschaftsauffassung war. Gleichzeitig legte er aber auch die Blokkaden dieser Sichtweise ab:

> »Es ist wahr, daß das Bewußtsein sich nicht über dem Sein befindet und das Sein nicht konstitutiv bestimmen kann, doch es ist ein Teil des Seins, eine der Kräfte des Seins, und deswegen besitzt es Wirksamkeit und spielt eine Rolle in der Arena des Seins.« (Volosinov 1975, S. 151)

Volosinov betont somit weiterhin die Dominanz des gesellschaftlichen Seins. Insofern ist auch er ein ›Kind seiner Zeit‹, in der es historisch auch darum ging, idealistische Sprachauffassungen zurückzudrängen und zu entkräften. Dennoch betont er die formende Kraft des Bewußtseins. Und diesen Aspekt führt er auch weiter aus:

> »Solange das Bewußtsein im Kopf des Erkennenden als innersprachliches Embryo des Ausdrucks eingeschlossen ist, stellt es noch ein zu kleines Stückchen des Seins dar, und sein Wirkungsbereich ist sehr wenig ausgedehnt. Doch hat es alle Stadien der sozialen Objektivierung durchlaufen und tritt in das Wirkungssystem der Wissenschaft, der Kunst, der Moral und des Rechts, so wird es zu einer wirklichen Kraft, die sogar imstande ist, auf die ökonomische Basis des gesellschaftlichen Lebens zurückzuwirken.« (ebd. 151f.)

In die gleiche Richtung gehen auch die Überlegungen von Jürgen Link, wenn er seine Diskurstheorie gegenüber abbildtheoretischen Vorstellungen abgrenzt. Schon ein wenig polemisch stellt er die Frage: »Welche präexistente Realität bildet eine Symphonie von Mozart ab?« (Link 1992b, S. 37)[21] Und er führt aus:

> »Diskurse gelten nicht als wesenhaft passive Medien einer In-Formation durch Realität, sozusagen als Materialitäten zweiten Grades bzw. als ›weniger materiell‹ als die echte Realität. Diskurse sind vielmehr vollgültige Materialitäten ersten Grades unter den anderen. Es gibt aber grundsätzlich verschiedene Arten von Diskursen. So hat z.B. in meiner Sicht ein naturwissenschaftlicher Diskurs mit einem literarischen gar nichts zu tun. In meiner Sicht ist es, kraß gesagt, schlicht Blödsinn zu sagen, ein Alpengedicht bilde die Alpen bloß anders, etwa subjektiver, ab als der geologische Diskurs. Vielmehr gehören literarische Diskurse in meiner Sicht zu einer Anzahl von Diskursen, die wesenhaft als Applikations-Vorlagen bzw. Applikations-Vorgaben für individuelle und kollektive Subjektivitätsbildung funktionieren.« (Link 1992b, S. 40)

Eine solche Fassung von Diskurs als Teil von Realität soll natürlich nicht leugnen, daß in die Diskurse Bedeutungen einfließen, die die Menschen

21 Dabei sieht Jürgen Link durchaus, daß »die Abbild-Vorstellung für wissenschaftliche, insbesondere sog. exakt-naturwissenschaftliche Diskurse u.U. sinnvoll erscheinen mag.« (Link 1992b, S. 37) Demgegenüber gibt Siegfried Jäger zu bedenken, »daß auch solche Modelle diskursiv erzeugte und tradierte sind, also eine bestimmte Auffassung von Natur und Naturgesetzen bereits zur Voraussetzung haben.« (Jäger 1993b, S. 166)

den Gegenständen zugewiesen haben. Diese Bedeutungen sind Elemente der Diskurse. Doch das ist nicht das, was den Diskurs wesentlich ausmacht. Als Diskurs funktioniert er, insofern er Applikationsvorgaben produziert; und deshalb ist er eng mit Machtwirkungen verbunden.

Diese Machtwirkungen entfalten sich keineswegs nur in bestimmten Diskursen, etwa dem Mediendiskurs, der durch seine Reichweite das Bewußtsein vieler Menschen zu formieren in der Lage ist und auf diese Weise auch die konkrete Gestaltung von Wirklichkeit beeinflußt.

Auch im Alltagsdiskurs produzieren die am Diskurs beteiligten Individuen ständig Machtwirkungen und beeinflussen Handlungsweisen, die allerdings in der Regel auch deshalb nicht als solche reflektiert werden, weil sie sich nicht in jedem Falle als problematisch erweisen.

Dazu ein Beispiel aus dem Alltag: Ich besuche nach einer langen Bahnfahrt Freunde oder Bekannte und erzähle (u.a.): »Im Zug herrschte eine Bullenhitze.« Durch diese Mitteilung hat sich die Realität der Anwesenden verändert. Sie kann nun für die Anwesenden Applikationsvorgabe dafür sein, im Zimmer die Heizung herunterzustellen oder das Fenster zu öffnen. Der Alltagsdiskurs steuert Realität.

Oder: Eine Kunst-Lehrerin gibt einer Schülerin ein gemaltes Bild zurück mit den Worten: »Für Deine Verhältnisse ist das Bild ganz gut geworden. Ich gebe Dir dafür die Note »befriedigend«.« Diese Äußerung, zumal vorgetragen von einer Person, die die Institution Schule verkörpert, ist damit Teil der Realität der Schülerin. Die Applikationsvorgabe dieser Aussage wird (unter bestimmten Umständen) darin bestehen, daß diese Schülerin niemals wieder einen Pinsel zum Malen eines Bildes in die Hand nimmt. Die Applikationsvorgabe der Lehreräußerung besteht darin, daß mit ihr die Schülerin als unbegabt formiert wird. Der Erziehungsdiskurs steuert Realität.

Für die hier vorgenommene Untersuchung ist diese Bestimmung von Diskurs als Materialität ersten Grades (unter anderen Materialitäten) von großer Bedeutung. Es geht nicht darum, zu untersuchen, ob die von den Interviewten vorgetragenen Vorbehalte und Wahrnehmungen das, was in der Realität geschieht, richtig wiedergeben. Diese Frage kann deshalb ausgeklammert werden, weil von vornherein davon ausgegangen wird, daß die diskursiven Wirkungen in den realitätsformenden Momenten auszumachen sind.[22] Als Diskursanalytikerin bin ich also

22 Bei solchen Diskursanalysen, bei denen abbildtheoretische Elemente in das Ver-

nicht daran interessiert, herauszufinden, ob das, was die Personen sagen, »stimmt«. Ich will herausfinden, was die Diskursbeteiligten zu ihrer Äußerung bewogen hat und was diese diskursive Äußerung ihrerseits bewirkt. Ob die Äußerung »wahr« ist, das kann ohnehin nur auf das im Diskurs vorhandene Wissen bezogen werden. Das gilt für den Diskurs, der untersucht wird, ebenso wie für den Diskurs, aus dem heraus untersucht wird, also »meinen« eigenen wissenschaftlichen Diskurszusammenhang.

Es könnte nun eingewendet werden, daß sich hier unter der Hand eine idealistische Auffassung darüber einschleicht, auf welche Weise menschliche Geschichte funktioniert. Sind auch Diskurse präexistent gegenüber der Realität, wie kommen sie zustande? Welcher Stellenwert kommt dabei dem Subjekt zu?

2.1.4 Das Subjekt und der Diskurs

Michel Foucault und denjenigen, die sich auf ihn berufen, wird häufig der Vorwurf gemacht, sie würden das Subjekt zum Verschwinden bringen (vgl. Habermas 1993, S. 342f.). Doch Foucault leugnet das Subjekt keineswegs. Er hat allerdings die Souveränität eines autonomen Subjekts im Diskurs bestritten.

In einem Beitrag mit dem Titel »Das Subjekt und die Macht« betont Foucault, daß es ihm immer darum gegangen ist,

> »eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden. ... Nicht die Macht, sondern das Subjekt ist deshalb das allgemeine Thema meiner Forschung. Aber die Analyse der Macht ist selbstverständlich unumgänglich. Denn wenn das menschliche Subjekt innerhalb von Produktions- und Sinnverhältnissen steht, dann steht es zugleich auch in sehr komplexen Machtverhältnissen.« (Foucault 1987, S. 243) »Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht. Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein. Beide Bedeutungen unterstellen eine Form von Macht, die einen unterwirft und zu jemandes Subjekt macht.« (ebd. S. 246f.)

Der Diskurs ist ein soziales Gebilde, das einerseits historisch von den Subjekten konstituiert und tradiert wird und andererseits zugleich die Subjekte konstituiert. Ohne die am Diskurs Beteiligten gibt es keinen Diskurs, und ohne den Diskurs wären die Beteiligten keine Subjekte.[23] Es handelt sich beim Diskurs um ein »Phänomen der dritten Art«: Er ist zwar das Ergebnis menschlicher Handlungen, ohne daß die Subjekte, jeweils als einzelne, dieses Ergebnis willentlich und wissentlich so hergestellt hätten.[24] Natürlich kommen hierbei auch Macht- und Herrschaftsbeziehungen zum Tragen, die innerhalb der Gesellschaft existieren. Von der Konstellation dieser Beziehungen hängt es ab, auf welche Weise sich die Intentionen der am Diskurs Beteiligten in ihm geltend machen können.[25]

ständnis von Diskurs einfließen, ist dies keineswegs so. Ruth Wodak u.a. etwa betonen bei der Beschreibung ihres diskursanalytischen Vorgehens z.B., daß sie unter anderem feststellen wollen, in welchem Verhältnis das Berichtete zu »den tatsächlichen Ereignissen oder referierten Berichten« steht (Wodak/Matouschek/Januschek 1993, S. 8). Und auch in den Diskursbegriff von Konrad Ehlich fließt diese Bindung an gesellschaftliche Praxis ein. Ehlich entwickelt die Kategorie des »Musters«. Solche »Muster« begreift er als »Organisationsformen des sprachlichen Handelns«. »Muster (sind) Abbildungen gesellschaftlicher Verhältnisse in sprachlichen Formen.« (Ehlich 1991, S. 132) Zum Diskurs selbst führt Ehlich dann aus: »Diskurse verstehe ich als über den Zusammenhang von Zwecken konstituierte Musterfolgen, die sich an der sprachlichen Oberfläche als Abfolge sprachlicher Handlungen darstellen« (Ehlich 1991, S. 135).

23 Es handelt sich bei Diskursen also nicht um so etwas wie »autopoietische«, sich selbst erzeugende Systeme oder Konstrukte, ebenso wie die Subjekte nicht als Subsysteme übergeordneteter Systeme aufzufassen sind. (Vgl. Luhmann 1985.)

24 Den Begriff »Phänomen der dritten Art« habe ich von Rudi Keller übernommen, der damit den Prozeß des Sprachwandels zu erklären versucht. Darunter versteht er Phänomene, die das »Ergebnis menschlicher Handlungen (sind), nicht aber Ziel ihrer Intentionen«. Demgegenüber sei ein Phänomen der ersten Art das »Ergebnis menschlicher Handlungen und Ziel ihrer Intentionen«, etwa Bauwerke. Ein Phänomen der zweiten Art sei dagegen »nicht Ergebnis menschlicher Handlungen«, wie dies etwa bei Naturphänomenen der Fall sei (Keller 1982, S. 6). Kellers Verallgemeinerung, die Folgen, die von Phänomenen der dritten Art ausgingen, träten »so sicher (ein) wie das Amen in der Kirche« (ebd. S. 9), kann ich allerdings nicht restlos auf den Diskurs beziehen. Zwar lassen sich gewisse Diskursverläufe (mit aller Vorsicht) prognostizieren, zumal dann, wenn die Konstitutionsbedingungen dieser Diskurse bekannt sind. Mit Bestimmtheit lassen sich künftige Diskursverläufe jedoch nicht voraussagen. Ein anschauliches Beispiel für diesen Zusammenhang ist die sogenannte »Wende« in der DDR. Daß dieses System in seiner inneren Struktur äußerst brüchig war, hätte sich sicherlich durch die Analyse des DDR-Diskurses auf verschiedenen Ebenen aufweisen lassen. (In der Analyse von Luutz konnte dies anschaulich rekonstruiert werden, vgl. Luutz 1994.) In welcher Weise sich der Zerfall dann abgespielt hat, welche Strömungen sich dabei durchgesetzt haben, wäre jedoch von keiner Diskursanalyse vorhersagbar gewesen. (Vgl. zu der Bedeutung diskursiver Brüche und Diskontinuitäten auch Foucault 1988, v.a. S. 7ff. sowie S. 236ff.)

25 Dieser Sachverhalt läßt sich analytisch mit der Kategorie der Diskursposition

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß mit einer Diskursanalyse der Zusammenhang von Inhalt und Form eines so verstandenen Diskurses herausgearbeitet werden soll. Mit ihrem Ergebnis macht eine Diskursanalyse diesen Diskurs transparent: seine Wirkungsweise, seine Folgen für den einzelnen wie auch für die Gesellschaft können mit Hilfe von Diskursanalyse verstanden werden. Auf diese Weise können Diskursanalysen zur Sensibilisierung der im Diskurs beteiligten und verstrickten Subjekte beitragen.

Eine solche Sensibilisierung betrachte ich als eine wichtige Voraussetzung dafür, bewußt verändernd (allein oder mit anderen zusammen) auf die Gestaltung von Wirklichkeit einwirken zu können. Sie ist eine Bedingung dafür, sich bewußt in das lokale Feld von Auseinandersetzungen zu begeben, sich auf den Streit um Veränderung und Veränderungsrichtungen einlassen zu können.[26]

Damit ist angedeutet, daß es bei einem solchen Verständnis von Diskursanalyse nicht darum gehen kann, »Wahrheiten« zu produzieren. Vielmehr geht es zunächst darum, den Diskurs zu beschreiben. Natürlich soll diese Beschreibung richtig sein. Ob sie das ist oder ob die Ergebnisse der Analyse falsch sind, kann allein auf das im Diskurs vorhandene Wissen bezogen werden. Keinesfalls kann über die Richtigkeit von außerhalb der Diskurse angesiedelten Instanzen entschieden werden. Allerdings wird diese Beschreibung von Diskursen nicht ohne Bewertung auskommen, zumal DiskursanalytikerInnen selbst (selbstverständlich) auch in Diskurse eingebunden sind.

Welches aber sind die Kriterien für eine Bewertung? Auf diese Frage kann es keine universelle, allgemein gültige Antwort geben. Die Aussage z.B., daß sich die Kriterien der Bewertung, die dann die Richtung

erfassen, auf die ich später noch zurückkomme.

26 »Die Diskurse ebensowenig wie das Schweigen sind ein für allemal der Macht unterworfen oder gegen sie gerichtet. Es handelt sich um ein komplexes und wechselhaftes Spiel, in dem der Diskurs gleichzeitig Machtinstrument und –effekt sein kann, aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstandspunkt und Ausgangspunkt für eine entgegengesetzte Strategie. ... Es gibt nicht auf der einen Seite den Diskurs der Macht und auf der andern Seite den Diskurs, der sich ihr entgegensetzt. Die Diskurse sind taktische Elemente oder Blöcke im Feld der Kraftverhältnisse... Es geht also darum, sich einer Machtkonzeption zuzuwenden, die ... das Privileg der Souveränität (ablöst) durch die Analyse eines vielfältigen und beweglichen Feldes von Kraftverhältnissen, in denen sich globale aber niemals völlig stabile Herrschaftswirkungen durchsetzen.« (Foucault 1983, S. 122ff.)

von Veränderung beeinflussen, danach richten, was gut für die Menschen ist, hat z.B. bereits mit der Schwierigkeit zu tun, daß es eben »den Menschen« nicht gibt. Auch die Frage nach dem, was »gut« ist, wird zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Personen höchst unterschiedlich beantwortet.

> »Jeder Mensch ist durch die jeweils historisch-konkreten und kulturell spezifischen diskursiven Eingebundenheiten konstituiert und insofern nicht allgemein, sondern jeweils auch besonders. Aber er ist auch nicht nur besonders, sondern zugleich immer auch allgemein.« (Jäger 1993b, S. 225)

Letztlich geht es darum, daß das, was gut für die Menschen in einer Gesellschaft ist, zwischen diesen »ausgehandelt« werden muß. Hier kommen aber die unterschiedlichen Machtpositionen der Subjekte und Gruppen ins Spiel, die die Bedingungen dieses Aushandelns beeinflussen. Es ist eben (leider) in der Realität nicht so, daß die handelnden Personen gleichberechtigt sind.

Insofern geht es deshalb bei dem Prozeß des Aushandelns von Positionen und Inhalten, zu deren Transparenz eine Diskursanalyse beitragen soll, immer auch darum, eine solche Gleichberechtigung herzustellen.

Diese Gleichberechtigung der Personen herzustellen ist deshalb eine inhaltliche Unterstellung, die in jede Diskursanalyse eingeht: Sollen gesellschaftliche Probleme auf dem Wege des Miteinander-Aushandelns gelöst werden, so bedeutet dies von vornherein, daß die PartnerInnen dieses Handels handlungsfähig sind und daß nicht eine Seite der anderen Seite Lösungen diktieren kann. Dann nämlich haben wir es nicht mit einem Aushandeln zu tun, sondern mit einer Anweisung.

Denn weshalb sollte die Transparenz des Diskurses mit Hilfe seiner Analyse überhaupt hergestellt werden, wenn nicht darin die Vorstellung einginge, daß es eine herrschaftsfreie, gleichberechtigte Situation zwischen den am Diskurs beteiligten Personen geben könnte – auch wenn diese aktuell nicht existieren mag?[27]

Dies bedeutet nicht, daß eine Diskursanalyse verbindliche Aussagen über die gewünschte Richtung von Diskursentwicklungen machen sollte. Dies ist eine Angelegenheit derjenigen, die den Diskurs produzieren und reproduzieren. Die Bewertungen, die in eine Diskursanalyse einge-

27 Dabei darf selbstverständlich nicht vernachlässigt werden, daß es nicht nur die Macht der Diskurse, sondern auch die Macht über die Diskurse gibt, die bestimmte Gruppen und Individuen ausüben können.

hen, sollten deshalb auch als solche gekennzeichnet werden; das heißt, eine Diskursanalyse muß sich selbst als Teil des Gesamtdiskurses betrachten, dessen Teilbereich sie analysiert.

Was bedeutet dies aber für die hier vorgenommene Untersuchung?

Den Sinn dieser Diskursanalyse sehe ich darin, daß sie die Wirkungen, die von einer »Ethnisierung von Sexismus« im Einwanderungsdiskurs ausgehen, verdeutlichen kann.[28] Sie kann transparent machen, ob damit etwa rassistische oder antirassistische Elemente gestützt werden. Sie kann und soll verdeutlichen, weil gleichzeitig ein Teilbereich des Frauendiskurses aufgerufen ist, welche diskursiven Wirkungen auf diesen ausgeübt werden. Die wertende Unterstellung, die in diese Analyse eingeht, ist dabei die, daß rassistische und sexistische Wirkungen für die gegebene Gesellschaft und die in ihr lebenden Personen – gleich welcher Ethnie und welchen Geschlechts – schädlich sind.

Das Wissen um diese diskursiven Wirkungen soll diejenigen dazu befähigen, einer argumentativen Zwickmühle zu entgehen, die diese Diskursverschränkung als Falle empfinden oder begreifen: Es kann schließlich nicht im Sinne eines demokratischen Gemeinwesens sein, daß eine Kritik an sexistischen Verhaltensweisen, sollten diese bei Einwanderern vorliegen, unter Hinweis auf rassistische Wirkungen dieser Kritik nicht geäußert werden kann.[29] Wissen wir, auf welche Art und Weise solche rassistischen Wirkungen entstehen, so erhalten wir auch Aufschluß darüber, wie sich gewollte oder ungewollte diskursive Wirkungen verhindern lassen. Hierzu soll diese Analyse beitragen.

2.2 Die Struktur des Diskurses

Um dieses Vorhaben umsetzen zu können, sind jedoch noch einige weitere methodische Vorüberlegungen notwendig. Es gilt, den Untersuchungsgegenstand der Analyse genauer im Gesamtdiskurs zu verorten, um die Reichweite der Analyse abzustecken. Dazu ist es sinnvoll, die inneren Strukturierungen des Gesamtdiskurses herauszuarbeiten.

28 Im nächsten Kapitel werde ich genauer entfalten, was ich unter Ethnisierung von Sexismus und Rassismus verstehe.

29 Auf das damit angesprochene Problem (universeller) Menschenrechte und/oder interkulturell unterschiedlicher (partikularer) Werte- und Normvorstellungen möchte ich an dieser Stelle nur hinweisen. Vgl. dazu auch Auernheimer 1992 und Räthzel 1992.

Ein solches Strukturierungsmerkmal habe ich bereits angesprochen. Jürgen Link unterscheidet im Gesamtdiskurs die Spezialdiskurse von den Interdiskursen. Dieser Unterschied orientiert sich an der Frage, wie groß innerhalb eines Diskurses seine interdiskursiven Anteile sind. Die Spezialdiskurse »sind ... am weitesten vom interdiskurs entfernt, journalistische, politische und literarische diskurse sind dagegen am stärksten im interdiskurs verankert.« (Link 1983, S. 65) Jürgen Link unterscheidet also Diskurse vor allem danach, wie stark die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede zwischen ihnen sind.

Diese Strukturierung des Gesamtdiskurses ist jedoch nicht dazu geeignet, die Position eines Untersuchungsgegenstandes im Netz des Gesamtdiskurses genauer zu bestimmen und in diesem Netz zu verorten.

Hierzu hat Siegfried Jäger einen Vorschlag erarbeitet, dem ich mich weitgehend anschließen möchte. Er geht davon aus, daß sich der Gesamtdiskurs der Bundesrepublik analytisch in verschiedene Diskursstränge auffächern läßt, die wiederum auf verschiedenen Diskursebenen produziert und reproduziert werden (vgl. Jäger 1993b, S. 180f.).

Während also die Unterscheidung von Spezial- und Interdiskursen von Jürgen Link den Gesamtdiskurs hinsichtlich seiner Überschneidungen und Differenzen strukturiert, wird mit den Strukturmerkmalen des Diskursstranges und der Diskursebene dieser gleiche Gesamtdiskurs aufgefächert, um einzelne Diskursbestandteile präziser inhaltlich verorten zu können.

Natürlich gibt es Überschneidungen und Verschränkungen verschiedener Diskursstränge. Jürgen Link trägt dem Rechnung, indem er den Interdiskurs als übergreifend definiert. Siegfried Jägers Versuch, klare (thematische) Abgrenzungen vorzunehmen, hat jedoch den pragmatischen Vorteil, von festeren Einheiten ausgehen und die Verschränkungen und Überschneidungen als deren interdiskursive Gemeinsamkeiten in einem zweiten Schritt differenziert herausarbeiten zu können.

Ein Diskursstrang bezeichnet einen thematischen Ausschnitt aus dem (historischen) Gesamtdiskurs (vgl. dazu bereits Jäger/Jäger 1993a). So gibt es in der Bundesrepublik einen ökologischen Diskurs, einen medizinischen Diskurs, einen juristischen Diskurs und – neben weiteren anderen – eben auch die Diskurse über Einwanderung und über Frauen. Die Diskursstränge verändern sich im historischen Verlauf, wobei sie (in der Regel) an vorangegangene Verläufe anknüpfen.

Die Frage ist nun, wie sich Diskursstränge inhaltlich bestimmen lassen,

denn es ist nicht immer leicht, Themen voneinander abzugrenzen. Nahezu jedes Thema läßt sich noch in Unterthemen unterteilen etc. Es hängt deshalb auch vom Untersuchungsziel einer Analyse ab, was als Diskursstrang von anderen abgegrenzt wird (vgl. dazu auch Januschek 1993, S. 117).[30] In dieser Arbeit geht es etwa um die Analyse eines aktuellen Querschnitts des Diskursstranges über Einwanderung und Flucht. Dabei wird das Unterthema: die Sichtweise des Verhältnisses der Geschlechter untereinander besonders akzentuiert.

Der Diskursstrang wiederum läßt sich auffächern in verschiedene Diskursfragmente. Darunter verstehe ich einzelne Aussagen innerhalb eines Diskursstranges, die zusammengenommen diesen Diskursstrang ausmachen.

Siegfried Jäger bezeichnet als Diskursfragment »einen Text oder Textteil, der ein bestimmtes Thema behandelt...« (Jäger 1993b, S. 181) Dabei betont er, daß Text und Diskursfragment nicht identisch seien, weil innerhalb eines Textes, z.B. eines Interviews, durchaus verschiedene Diskursfragmente enthalten sein können. Diskursfragmente können somit auch als bestimmte inhaltliche Aspekte des Diskursstranges angesehen werden.

Diskursstränge prozessieren auf verschiedenen Diskursebenen. Darunter ist gleichsam der soziale Ort zu verstehen, von dem aus Diskurse Wirkung entfalten: Etwa Wissenschaft, Politik, Medien, Erziehung, Alltag. Die verschiedenen Diskursebenen wirken dabei aufeinander ein, und sie beziehen sich aufeinander.[31] Wir können ständig beobachten, wie in den Mediendiskurs Elemente wissenschaftlicher Spezialdiskurse einfließen, wie der Politikerdiskurs von Themen beeinflußt wird, die über die Medien veröffentlicht wurden etc. Wichtig ist auch hier, daß das jeweilige Untersuchungsinteresse für die Bestimmung dessen, was

30 Aber es ist nicht das Untersuchungsziel allein, das diese Abgrenzung vorschreibt. Selbstverständlich nimmt keine DiskursanalytikerIn isoliert von ihren KollegInnen Untersuchungen vor, so daß an der Bestimmung von Diskurssträngen viele mitarbeiten.

31 Im Einzelfall mag es nicht immer einfach sein, die verschiedenen Diskursebenen voneinander abzugrenzen, eben weil sie sich im Gesamtdiskurs aufeinander beziehen. Die analytische Abgrenzung muß sich deshalb immer auf das Schwergewicht des sozialen Orts beziehen, von dem aus der Diskurs wirksam wird. Selbstverständlich sind z.B. JournalistInnen auch Privatpersonen, doch im Mediendiskurs agieren sie schwerpunktmäßig als JournalistInnen und orientieren sich an den Diskursregeln dieser Diskursebene.

als eine diskursive Ebene definiert wird, entscheidend ist.[32]

> »In einer gegebenen Gesellschaft bilden die Diskursstränge zusammen den gesamtgesellschaftlichen Diskurs. Dabei stellt dieses Gesamt ein äußerst verzweigtes und ineinander verwurzeltes Netz dar. Diskursanalyse verfolgt das Ziel, dieses Netz zu entwirren, wobei in der Regel so verfahren wird, daß zunächst einzelne Diskursstränge auf einzelnen diskursiven Ebenen herausgearbeitet werden.« (Jäger 1993b, S. 184)

Mit Hilfe der Merkmale des Diskursstranges und der diskursiven Ebene läßt sich auf diese Weise der Untersuchungsbereich dieser Studie genauer bezeichnen und von anderen Diskurssträngen und Diskursebenen abgrenzen:

Im Mittelpunkt der Analyse steht der Diskursstrang über Einwanderung (und Flucht). Es geht also vor allem um die Betrachtung der Art und Weise, wie in der Bundesrepublik Deutschland über Einwanderung und Flucht, über und mit EinwanderInnen und Flüchtlingen gesprochen/gedacht wird. Innerhalb dieses Diskursstranges interessiert besonders die Art und Weise, wie über das Geschlechterverhältnis von EinwanderInnen und Flüchtlingen gesprochen/gedacht wird. In diesem thematischen Ausschnitt berührt sich der Einwanderungsdiskurs mit einem Teil des Frauendiskurses. Letzterer soll insgesamt als die Art und Weise betrachtet werden, wie in der Bundesrepublik von und mit Frauen gesprochen/gedacht wird.

Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist jedoch der Einwanderungsdiskurs in der BRD, den ich auf der diskursiven Ebene des Alltags betrachten werde.[33] Als ein wesentliches Merkmal dieses Alltagsdiskurses im

32 Bredehöft/Gloy/Januschek/Patzelt weisen in ihrer Studie darauf hin, daß Diskurse sich »nach einer ganzen Reihe von Kriterien« unterscheiden lassen. (Bredehöft/Gloy/Januschek/Patzelt 1994, S. 15) Sie heben hervor, daß es inhaltliche, kulturelle, soziale, ökonomische und institutionelle Diskursarten gibt, die sich durchaus überschneiden können. Dies macht einmal mehr deutlich, daß es das inhaltliche Untersuchungsinteresse ist, das die Strukturierung des Gesamtdiskurses mitentscheidet. In der genannten Studie ist es »die historische Vermittlung von Allgemeinem und Besonderem« (ebd.), die bei einer Abgrenzung der Diskursarten jeweils deutlich gemacht werden sollte.

33 Die Beziehungen der unterschiedlichen diskursiven Ebenen des Einwanderungsdiskurses können dabei folgendermaßen skizziert werden: »Während ... der Politikerdiskurs als Stichwortgeber insbesondere für den Mediendiskurs fungiert und dieser den Alltagsdiskurs speist, beziehen sich manche Politiker auf reaktionäre wissenschaftliche Diskurse – sei es die nazistisch-völkische Staatslehre von Carl Schmitt oder – bei der Übertragung tierischen Verhaltens auf menschliches Verhalten – die Verhaltensforschung von Konrad Lorenz oder Irenäus Eibl-Eibesfeldt. Der Alltagsdiskurs seinerseits nun ist für diese Prägung besonders gut vorbereitet

Unterschied zu anderen Diskursebenen betrachte ich die Spontaneität der Rede sowie die direkte Reaktionsmöglichkeit auf das Gesagte.[34] Ein weiteres Merkmal des Alltagsdiskurses ist, daß die Beteiligten sich innerhalb dieses Diskurses als private Individuen verstehen, obwohl der Alltagsdiskurs als Teil des Gesamtdiskurses durchaus institutionellen Charakter trägt.[35]

Die Aussagen, die bei dieser Untersuchung analysiert werden, werden also einerseits als Fragmente des Einwanderungsdiskurses aufgenommen und verstanden. Die spezifische Untersuchung konzentriert sich jedoch auf die Diskursfragmente, in denen sich die Diskursstränge über Einwanderung und über Frauen miteinander berühren. Vor allem diese Ausschnitte werden genau zu betrachten sein, schließlich geht es um die Herausarbeitung der Effekte, die durch diese Berührung sowohl im Einwanderungsdiskurs als auch im Frauendiskurs ausgelöst werden.

Das Gesamtcorpus (also alle durchgeführten Interviews) beschreibt dabei zweierlei:

1. Es präsentiert den gegenwärtigen Einwanderungsdiskurs in der BRD auf der diskursiven Ebene des Alltags.
2. Er präsentiert gleichzeitig die unterschiedlichen Diskurspositionen der am Diskurs Beteiligten.

durch den Erziehungsdiskurs, der sowohl durch die Schule und die Schulbücher wie auch durch die Erziehung im Elternhaus bestimmt ist. Es ist zudem zu vermerken, daß Elemente des Alltagsdiskurses von anderen Diskursen aufgesogen und systematisiert werden, so daß sie in dieser wirkungsvolleren Form wiederum in den Alltagsdiskurs eingespeist werden können.« (Jäger/Jäger 1993a, S. 66)

34 Auf dieser Ebene liegt eine große Nähe zu den Diskursanalysen vor, die Diskurse von vornherein als Dialoge (im Unterschied zu Texten) fassen. »Diskurse«, so führt Angelika Redder aus, »sind Sprachformen unter den Bedingungen der Kopräsenz von Sprecher und Hörer; Texte sind demgegenüber Formen, die – bei fehlender Kopräsenz von Sprecher und Hörer – ausgebildet sind, um diatopische und diachronische Distanzen zu überwinden...« (Redder 1994, S. 8) Der entscheidende Unterschied zu meiner Untersuchungsabsicht besteht jedoch darin, daß es in dieser Untersuchung nicht darum gehen soll, die sprachlichen Mittel des Diskurses als »Mittel zur Befriedigung rekurrenter Bedürfnisse in repetitiven Konstellationen« zu verstehen und deren »Form-Funktions-Verhältnis« zu rekonstruieren (ebd.), sondern darum, die diskursiven Wirkungen, die Diskurse entfalten, zu erfassen.

35 Natürlich gibt es das private Subjekt als solches nicht. Berufliche und institutionelle Zwänge und Normen beeinträchtigen die Individuen auch in ihrer Privatheit. Dennoch lassen sich Unterschiede festmachen. Ein Beispiel kann dies sinnfällig machen: Wenn in einem Supermarkt eine Person beim Stehlen ertappt wird, dann wird der Leiter oder die Leiterin des Geschäfts aufgrund seiner/ihrer Position damit anders umgehen müssen als ein Kunde oder eine Kundin, dem/der dies ebenfalls nicht verborgen bleibt. Der/die gleiche AbteilungsleiterIn kann aber in vergleichbarer Situation als Privatperson durchaus anders reagieren.

Damit ist ein weiteres den Diskurs strukturierendes Merkmal angesprochen, das bislang nicht berücksichtigt wurde, das aber (nicht) nur für die folgende Diskursanalyse von Bedeutung ist: die Diskursposition.[36]

Unter einer Diskursposition verstehe ich den Ort, von dem aus eine Beteiligung am Diskurs und seine Bewertung für den Einzelnen und die Einzelne bzw. für Gruppen und Institutionen erfolgt. Sie produziert und reproduziert die besonderen diskursiven Verstrickungen, die sich aus den bisher durchlebten und aktuellen Lebenslagen der Diskursbeteiligten speisen. Die Diskursposition ist also das Resultat der Verstricktheiten in diverse Diskurse, denen das Individuum ausgesetzt war und die es im Verlaufe seines Lebens zu einer bestimmten ideologischen bzw. weltanschaulichen Position (mehr oder minder stringent) verarbeitet hat.

Eine solche Bestimmung von Diskursposition ist nicht identisch mit dem Verständnis der »diskursiven Position« bei Jürgen Link. Sie steht allerdings auch nicht in Widerspruch zu ihr. Die Bezugsgröße der »diskursiven Position« bei Jürgen Link ist jedoch »das diskurssystem einer kultur«, also das System kollektiver Symboliken (Link 1986, S. 71). Dieses Diskurssystem können Gruppen und Individuen durchaus unterschiedlich bewerten. Z.B. kann der hegemoniale Diskurs das Symbol des Flugzeugs positiv besetzen, während der antihegemoniale Diskurs Flugzeuge ablehnt und für Bäume, Fahrräder etc. schwärmt. Wichtig für Jürgen Link ist dabei aber, daß sich abweichende Diskurspositionen auf »die gleiche diskursive grundstruktur« beziehen (ebd.).

Der Bezug auf die gleiche Grundstruktur ist auch bei meinem Verständnis von Diskursposition unterstellt. Doch im Unterschied zu Jürgen Link möchte ich mit dem Terminus Diskursposition darüber hinaus kennzeichnen, wie die diskursiv vermittelten jeweiligen Lebenslagen die inhaltliche Stellung zum Diskurs, d.h. seine Kenntnis und Bewertung bestimmen. Von einer systematischen Berücksichtigung der Diskursposition erhoffe ich mir, daß die subjektiven und kollektiven Verstrikkungen in den jeweiligen Diskurs kenntlich gemacht werden können.

36 Siegfried Jäger hat zwar auch bereits bei seinen Diskursanalysen soziologische Kategorien berücksichtigt und damit versucht, die soziale Streuung des Diskurses zu erfassen. Er hat dies jedoch nicht diskurstheoretisch begründet.

Wie kommt aber die Diskursposition zustande, welche Faktoren machen sie aus? Tendenziell machen sich in der Diskursposition Momente wie Alter, Geschlecht, Einkommen, Beruf, Religionszugehörigkeit, Traditionen, Familienform, ideologische Ansprache etc. geltend. Im Unterschied zu einem eher traditionellen soziologischen Verständnis verstehe ich diese Momente (unter Berücksichtigung diskurstheoretischer Bestimmungen) jedoch so, daß sie gleichsam durch die Diskurse hindurch wirken. D.h. die Kategorien Alter, Geschlecht usw. sind selbst bereits diskursiv vermittelt, sind bereits Resultate von Diskursen. In ihrer Gesamtheit verweisen diese diskursiv erzeugten und reproduzierten Lebenslagen den Einzelnen in seine Diskursposition.

Selbstverständlich ist das Alter als solches kein Resultat der Diskurse, sondern ein Resultat von Geschichte. Die Bedeutung, die aber dem Alter zugewiesen wird, welche Rechte und Pflichten, welche Kompetenzen damit verbunden werden, all dies sind Realitäten, die diskursiv hergestellt wurden und werden. Ebenso verhält es sich mit dem Geschlecht. Natürlich ist das biologische Geschlecht ein Resultat der anatomischen Entwicklung des Menschen. Welche Bedeutungen allerdings mit diesem Resultat verbunden werden, welche gesellschaftlichen Zuweisungen und Anrufungen damit verbunden sind, ist aber Resultat von Diskursen.[37]

Diese Bestimmung von Diskursposition setzt sich ab von eher traditionellen sozialwissenschaftlichen Vorstellungen, nach denen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe bedeutet, daß deren Angehörige mit bestimmten sozialen Erwartungen und Verhaltensweisen ausgestattet sind. Auch in die Soziolinguistik sind solche Vorstellungen eingeflossen. In Verbindung mit seinen Untersuchungen zum schichtenspezifischen Sprachverhalten formuliert z.B. Ulrich Oevermann:

> »In unserer Beschreibung haben wir die Struktur der Sozialbeziehungen (gemeint sind soziale Schichten, M.J.) in den Vordergrund gestellt, weil sich aus ihnen unmittelbar das schichtenspezifische Sprachverhalten erklären läßt.« (Oevermann 1969, S. 344)

Auch wenn dies hier nicht weiter problematisiert werden kann, so möchte ich doch zumindest anmerken, daß eine diskursanalytische Betrachtung der von der Soziologie herausgearbeiteten Kategorien dazu in der Lage ist, die Historizität und die Besonderheiten der Lebenslagen

37 Zugespitzt wird diese Position von Judith Butler vertreten. (Vgl. Butler 1991 und 1993.) In Auseinandersetzung mit Simone de Beauvoir betont Judith Butler, daß das Geschlecht (sex) keine vordiskursive »anatomische Gegebenheit« sein könne: »Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge.« (Butler 1991, S.26)

besser zu erfassen. Sowohl Kindheit wie auch Alter sind z.B. Produkte diskursiver Praxen. So schreibt etwa Ariès:

> »Die mittelalterliche Gesellschaft ... hatte kein Verhältnis zur Kindheit; das bedeutet nicht, daß die Kinder vernachlässigt, verlassen oder verachtet wurden. Das Verständnis für die Kindheit ist nicht zu verwechseln mit der Zuneigung zum Kind; es entspricht vielmehr einer bewußten Wahrnehmung der kindlichen Besonderheit, jener Besonderheit, die das Kind vom Erwachsenen ... kategorial unterscheidet. Ein solches bewußtes Verhältnis zur Kindheit gab es nicht.« (Ariès 1985, S. 209)

Eine Diskursanalyse, deren Ziel es ist, herauszuarbeiten, was zu einem bestimmten Zeitpunkt von wem wie sagbar ist, kann durch eine systematische Berücksichtigung der Diskursposition die am Diskurs Beteiligten als gestaltenden Faktor in ihre Analyse hineinholen. Die Diskurspositionen geben Aufschluß darüber, wie die Verstrickungen der Einzelnen in den Diskurs sich jeweils darstellen. Aus diesem Grunde sollte es Ziel der Analyse sein, die unterschiedlichen Diskurspositionen zu ermitteln. Denn nur auf dieser Grundlage können die Verstrickungen reflektiert und gegebenenfalls aufgelöst werden. Deshalb werde ich versuchen, diese Zielsetzung bei meiner diskursanalytischen Verfahrensweise zu berücksichtigen.

Hinzu kommt jedoch noch eine weitere methodologische Herausforderung: Im Unterschied zu bisher vorliegenden Diskursanalysen soll es hier darum gehen, diskursive Wirkungen zu untersuchen, die sich aus der Verschränkung zweier Diskursstränge in einem Teilbereich (auf der Ebene des Alltags) ergeben. Konkret geht es um die Thematisierung des Geschlechterverhältnisses im Diskursstrang von Einwanderung und Flucht, der sich mit einem Teilbereich des Frauendiskurses verschränkt.

Es geht somit um die Analyse zweier Diskursstränge in einem Teilbereich. Eine solche Verschränkung von Diskursen ist in der Realität nichts Ungewöhnliches. Im Gegenteil. Der Gesamtdiskurs der Bundesrepublik Deutschland kann in seiner Gesamtheit als ein Gewimmel verschiedener Diskursstränge aufgefaßt werden, das man sich auch als ein Netz vorstellen kann: Diskursstränge verschränken sich punktuell, verknoten sich, driften auseinander etc.

Allerdings sind die bisher entwickelten Instrumentarien von Diskursanalysen nur wenig darauf ausgerichtet, diese Verschränktheiten von Diskurssträngen in der Analyse zu berücksichtigen. Der methodische Stellenwert dieser Untersuchung liegt deshalb auch darin, das diskursanalytische Instrumentarium in dieser Hinsicht zu erweitern und zu verfeinern.

So gesehen kann diese Analyse auch als eine exemplarische Analyse gelesen werden, die für weitere Diskursanalysen Bedeutung hat, die sich ebenfalls mit den Effekten befassen, die von einer Verschränkung verschiedener Diskursstränge ausgehen.

2.3 Die Methode von Diskursanalyse im einzelnen

Bevor ich im folgenden das konkrete methodische Vorgehen dieser Studie skizziere, sollen die beiden wesentlichen Zielsetzungen meiner Analyse noch einmal zusammenfassend aufgeführt werden. Es geht mir:

1. um die Ermittlung der Diskurspositionen der am Diskurs Beteiligten, um über die Kenntnis subjektiver Verstrickungen Wege aus dieser Verstrikkung zu finden sowie
2. um die Ermittlung der diskursiven Effekte, die sich aus der Verschränkung zweier Diskursstränge ergeben.

Um diese Ziele umzusetzen, möchte ich im folgenden das von Siegfried Jäger vorgeschlagene Analyseverfahren knapp skizzieren und hinsichtlich dieser Zielsetzungen modifizieren und verändern. (Vgl. hierzu vor allem Jäger 1993b, S. 187-201.)

Der vorrangige Bezug auf dieses methodische Vorgehen geschieht aus mehreren Gründen.

1. Nach diesem Verfahren konnte bereits eine Reihe diskursanalytischer Studien erstellt werden, die sich – wie die vorliegende Arbeit auch – auf den Einwanderungsdiskurs bezogen und die teilweise auch die Ebene des Alltags berücksichtigten.[38]
2. Es existiert eine hohe Übereinstimmung in den diskurstheoretischen und methodologischen Grundlagen, die in dieses Analyseverfahren einfließen.
3. Schließlich: Die Untersuchungsabsicht für die vorliegende Analyse ist aus diesem theoretischen Arbeitszusammenhang erwachsen, wiewohl sie die Notwendigkeit der Erweiterung dieses methodischen Verfahrens sichtbar gemacht hat.[39]

38 Vgl. dazu Jäger 1993a, aber auch Müller 1992, Loose 1993 und Wichert 1994. Ebenso konnte das Verfahren bei Diskursanalysen zum Rechtsextremismus in der (alten) Bundesrepublik erprobt und gleichzeitig weiterentwickelt werden. (Vgl. hierzu z.B. Jäger (Hg.) 1988, Krieg 1989, Rother 1989 und Jäger/Jäger 1992.)

39 Siegfried Jäger betont mehrfach, daß es nicht darum gehen kann, sein methodologisches Verfahren jedem Diskursfragment »überzustülpen«: »Diese Anleitung

2.3.1. Vom Diskursfragment zur Analyse des Gesamtdiskurses

Die Zielsetzung von Siegfried Jäger ist es insgesamt, »eine Methode von Diskursanalyse zu entwickeln, (die)... die traditionellen, primär strukturalistisch orientierten Ansätze der Sprachwissenschaft, die heute noch bis in die Textlinguistik hinein dominieren, ebenso überwindet wie solche Ansätze, die im Rahmen qualitativer Sozialforschung entwickelt worden sind.« (Jäger 1993b, S. 9) Siegfried Jäger schlägt vor, eine solche Diskursanalyse in verschiedenen Schritten und in verschiedenen Stufen vorzunehmen.

Ausgangspunkt und erste Stufe sollte eine Analyse von Diskursfragmenten eines Diskursstranges auf einer bestimmten Diskursebene sein. Dabei geht er davon aus, daß eine »gewisse (endliche!) Menge solcher Diskursfragmente ... einen Diskursstrang aus(macht).« (Jäger 1993b, S. 181) Die Endlichkeit der dazu zu untersuchenden Diskursfragmente sei dann erreicht, wenn die Analyse weiterer Fragmente »keine neuen Spielarten der Füllung eines Themas« erbringt, wenn also »keine neuen Phänomene mehr auftauchen« (Jäger 1993b, S. 207f.).[40] Die Analyse der Diskursfragmente erlaube deshalb, sofern die Diskursfragmente sozial gestreut sind, eine Aussage über den Diskursstrang (z.B. Einwanderung und Flucht in der BRD) auf einer Diskursebene (z.B. Alltagsdiskurs) treffen zu können.

Bei der Analyse der Diskursfragmente sollten folgende fünf Gesichtspunkte besonders beachtet werden:

stellt kein ›Rezept‹ dar oder eine starre ›Methode‹, der jedes Diskursfragment schlicht unterworfen werden könnte, sondern sie ist als Einstiegshilfe für konkrete Analysen gedacht. Andere ›Textsorten‹ und andere Diskursebenen verlangen Modifikationen des Verfahrens...« (vgl. Jäger 1993b, S. 187). Um solche Modifikationen soll es im folgenden gehen. Gleichzeitig sei angemerkt, daß die hier vorgenommenen Ergänzungen und Modifikationen nicht die einzigen sind, mit denen sich dieses diskursanalytische Verfahren sinnvoll erweitern ließe. So fehlen bislang auch Verfahrensweisen, mit denen visuelle Diskursfragmente, z.B. Fernsehbeiträge, analysiert werden können.

40 Siegfried Jäger schließt hier an Michel Foucault an: »Das Feld der diskursiven Ereignisse ... ist die stets endliche und zur Zeit begrenzte Menge von allein den linguistischen Sequenzen, die formuliert worden sind; sie können durchaus zahllos sein, sie können durch ihre Masse jeweils Aufnahme-, Gedächtnis- oder Lesekapazität übersteigen: sie konstituieren dennoch eine endliche Menge.« (Foucault 1988, S. 42)

1. Die Makrostruktur des Diskursfragments

Bei diesem Analyseschritt werden die inhaltliche Grobstruktur des Analysematerials und die in ihm angesprochenen Themen und Unterthemen erfaßt. Es werden Überschneidungen mit anderen Diskurssträngen markiert, ebenso wie auffallende Argumentations- und Redestrategien. Solchen Redestrategien kann in einer späteren Mikroanalyse (s.u.) differenzierter nachgegangen werden. Insgesamt geht es bei diesem Analyseschritt um die Aufbereitung des vorliegenden Analysematerials.

2. Der sprachliche Kontext

Darunter versteht Siegfried Jäger das sprachliche Umfeld, in dem das Diskursfragment historisch zu verorten ist. Für die Analyse von schriftlichen Diskursen läßt sich dieser Kontext leichter bestimmen und analysieren als dies bei Diskursfragmenten gesprochener Sprache der Fall ist. So kann das Organ, in dem ein bestimmtes Diskursfragment veröffentlicht wurde, genau verortet und analysiert werden; es können Traditionslinien ausgemacht werden usw. All dies gibt Aufschluß über die »soziohistorische Verstricktheit ...(eines) scheinbar so individuellen Produktes menschlicher Tätigkeit« (Jäger 1993b, S. 191). Siegfried Jäger räumt ein, daß bei der Analyse von Texten gesprochener Sprache, beispielsweise Interviews, dieser sprachliche Kontext nur schwer zu rekonstruieren sei (ebd.). Ein Hilfsmittel könne die Erfassung der Wissensquellen der Interviewten, ihre Eingebundenheit in bestimmte Mediendiskurse, ihre Kontakte zu Freunden und Verwandten sein. Das Wissen darüber, welche Zeitungen, welche Sendungen im Fernsehen die Interviewten bevorzugen, kann durchaus Hinweise darauf geben, mit welchen Verstrickungskonstellationen zu rechnen ist.

3. Der nichtsprachliche Kontext

Auch das nichtsprachliche Umfeld, das bei einem weiteren Analyseschritt erfaßt werden soll, läßt sich für schriftlich verfaßte Diskurse leichter rekonstruieren. So können weitere Aktivitäten der VerfasserInnen des Diskursfragments erfaßt werden, der organisatorisch-finanzielle Hintergrund z.B. eines Medienorgans kann aufgespürt werden etc.

Für eine Analyse von Interviews, also Diskursfragmenten gesprochener Sprache, bedeutet die Analyse des nichtsprachlichen Kontextes, eine möglichst genaue Beschreibung der Herkunft und derzeitigen Lebenssituation der Interviewpartner vorzunehmen.

In allen Fällen jedoch gehört zu diesem nichtsprachlichen Kontext, die jeweils gegebenen politischen Konstellationen zu erfassen sowie weitere Diskursstränge, die die Öffentlichkeit zum Zeitpunkt der Interviewerhebung besonders beschäftigen und die z.B. als problematisch markiert wurden.

4. Die Mikroanalyse des Diskursfragments

Nach dieser Aufbereitung des sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontextes erfolgt in einem vierten Analyseschritt eine Mikro- oder Feinanalyse des Diskursfragments. Sie beschäftigt sich mit den Inhalten und Strukturen des Textes und erfaßt sowohl die Argumentations- und Redestrategien wie auch die syntaktischen Mittel, derer sich die am Diskurs Beteiligten bedienen. Daneben sollen u.a. Kollektivsymbole, Substantive, Adjektive, Verben, Adverbien und nicht zuletzt die Pronominal-Struktur gesichtet und analysiert werden. Auch Anspielungen auf Vorwissen des Hörers und/oder Lesers sollen dabei betrachtet werden. Insgesamt soll es darum gehen, »die Regelhaftigkeiten zu erfassen, in denen sich der Diskursstrang reproduziert.« (Jäger 1993b, S. 194)[41]

5. Systematische Darstellung des Diskursfragments

Nach diesen vorgängigen Arbeitsschritten soll nun die Frage nach der »Botschaft« des Diskursfragments beantwortet werden, sowie die nach den besonderen sprachlich-diskursiven Mitteln, die dafür eingesetzt werden. Es sollte die Bedeutung des Diskursfragments im gesamten Diskursstrang angedeutet werden: »Auch wenn man zunächst nur ein Diskursfragment analysiert hat, ist es doch möglich, für eine Einzelanalyse eine Art Rahmenskizze des gesamten Diskursstrangs und des Gesamtdiskurses zu erstellen.« (Jäger 1993b, S. 200)

Siegfried Jäger geht – wie bereits angesprochen – davon aus, daß die Analyse einer bestimmten Anzahl von Diskursfragmenten zu einer Gesamtaussage über die Beschaffenheit des Diskursstranges in einem aktuellen Schnitt auf einer bestimmten diskursiven Ebene führen kann.

41 Unter Regelhaftigkeit ist hier das Relationsgeflecht von Regeln im Sinne von Konventionen, sprachlichen Strukturen und rhetorischen und kollektivsymbolischen Figuren etc. zu verstehen, die, jeweils für sich gesehen, durchaus als feste Formen zu betrachten sind (Regeln). Das bedeutet, daß diese Regeln bezüglich der Reproduktion des Diskurses im Zusammenhang wirken.

In einer zweiten Stufe der Analyse – so schlägt Siegfried Jäger vor – sollen dann die Ergebnisse der Diskursfragment-Analyse, die in ihrer Gesamtheit den aktuellen Schnitt eines Diskursstranges ausmachen, in den Zusammenhang mit anderen Diskursebenen des gleichen Diskursstranges gestellt werden. Dabei geht es darum, die internen Beziehungen aufzuspüren. Das hieße, Bezüge, Einflüsse und Abhängigkeiten z.B. des Alltagsdiskurses über Einwanderung zum, auf den und vom Mediendiskurs über Einwanderung, Politiker-Diskurs über Einwanderung, zum Diskurs der Wissenschaften etc. festzustellen (vgl. Jäger/Jäger 1993a).

Schließlich geht es um die Beziehung des Gesamt-Diskursstranges zu weiteren, mit ihm korrespondierenden Diskurssträngen (z.B weitere Ausgrenzungsdiskurse[42]: Frauen, Behinderte, Alte etc.). Dabei sollte ferner berücksichtigt werden, daß Diskurse nicht nur eine Geschichte, sondern auch eine Zukunft haben. Denn Diskurse brechen in der Regel nicht einfach ab. Das ist retrospektiv feststellbar. Daher können weitere Diskursentwicklungen durchaus (mit aller Zurückhaltung) prognostizierbar sein.[43]

Angesichts dieser Untersuchungsdimension räumt Siegfried Jäger ein:

> »Ein solches Projekt wäre selbstverständlich riesig und ließe sich nur in Gestalt einer Vielzahl von Einzelprojekten angehen. Solche Einzelprojekte sind aber bereits sehr sinnvoll, weil sie immerhin zu bestimmten diskursiven Teilbereichen sehr verläßliche Aussagen zulassen.« (Jäger 1993b, S. 186)

Es versteht sich, daß die hier vorgelegte Untersuchung als ein solches Teilprojekt anzusehen ist. Es ist nicht beabsichtigt, die Diskursanalyse einer Diskursverschränkung systematisch mit anderen Diskursebenen zu vergleichen, ebensowenig wie es darum geht, daß Beziehungen zwischen ähnlich strukturierten Diskursverschränkungen aufgezeigt werden sollen. Solche Zusammenhänge können höchstens vorsichtig angedeutet werden.

42 In den Begriff »Ausgrenzungsdiskurs« fließt natürlich zumindest eine inhaltliche Prämisse ein, auf die hier nur hingewiesen werden kann. Es handelt sich um die Prämisse, daß die genannten Diskurse wesentlich Strukturen von sozialen Ausgrenzungen produzieren (und reproduzieren).

43 So bricht mit der Veränderung des Artikels 16 Grundgesetz im Juli 1993 der Asyldiskurs nicht ab, weil weniger Flüchtlinge in die Bundesrepublik gelangen. Mit der Veränderung der rechtlichen Grundlagen jedoch sind bestimmte Diskursveränderungen absehbar gewesen, z.B. die Kriminalisierung von Flüchtlingen wie auch die Diskussiom um Abschiebehaft etc.

Zwei wesentliche Unterschiede zeigen sich deshalb im Vergleich zu dem skizzierten Analyseverfahren, die methodisch umgesetzt werden müssen:

1. Es geht mir nicht darum, »die Regelhaftigkeiten zu erfassen, in denen sich der Diskursstrang reproduziert« (Jäger 1993b, S. 194), sondern darum, die (formalen) Regeln zu erfassen, mit denen der Diskurs reproduziert wird. Es soll also herausgearbeitet werden, wie das Sagbare sagbar wird.
2. Die Analyse der Diskursfragmente geschieht nicht in der Absicht, einen Diskursstrang vollständig zu erfassen. Vielmehr geht es um die Analyse der Effekte von miteinander verschränkten Diskurssträngen.

Hieraus läßt sich bereits eine erste Schlußfolgerung ziehen: die hier zu untersuchenden Diskursfragmente können nicht allein als in den diskursiven Kontext eines Diskursstranges (Einwanderung) eingebettet betrachtet werden; der mit diesem verschränkte Diskursstrang (Frauen) ist ebenfalls zu berücksichtigen.

Es kommt einer methodischen Umsetzung meiner speziellen Untersuchungsabsicht jedoch zugute, daß beide Zielsetzungen inhaltlich zusammenhängen:

Verschränkungen zweier Diskursstränge werden vor allem in der Kommunikation bedeutungsvoll, weil es nämlich die gemeinsame »Arbeit« der miteinander Sprechenden ist, die diese Verschränkung erst herstellt, den weiteren Verlauf und deshalb auch die diskursiven Effekte bestimmt, die davon ausgehen (vgl. Januschek 1986).

Nun wird diese gemeinsame Arbeit natürlich nicht nur im Alltagsdiskurs geleistet. Auch die Effekte des Mediendiskurses zum Beispiel sind ohne die aktive Verstehensarbeit der Rezipierenden unwirksam.[44] Im Alltagsdiskurs jedoch wird diese gemeinsame Arbeit offen bzw. explizit realisiert. Deshalb lassen sich gerade auf dieser Ebene die diskursiven Effekte einer Diskursverschränkung besonders gut herausarbeiten. Ebenso gut eignet sich diese diskursive Ebene dazu, die konkreten Bedingungen herauszuarbeiten, unter denen die subjektiven Verstrikkungen der Diskursbeteiligten produziert werden.

Die zweite Schlußfolgerung ist deshalb die, daß ich ein methodisches Verfahren in die Analyse einbeziehen muß, das die diskurskonstituieren-

44 Utz Maas hat in seiner diskursanalytischen Untersuchung zur Sprache im Nationalsozialismus auf die polyphone Struktur der Diskursfragmente hingewiesen (vgl. Maas 1984, S. 235f.).

de Tätigkeit der am Diskurs Beteiligten systematisch zu berücksichtigen erlaubt.[45]

2.3.2 Zur Bedeutung von Anspielungen

Die diskurskonstituierende Tätigkeit aber läßt sich analysieren, wenn in die Diskursanalyse eine systematische Analyse des Anspielungsaspekts von Sprache integriert wird.

Hierzu hat in der Sprachwissenschaft vor allem Franz Januschek gearbeitet. (Vgl. Januschek 1986, aber auch Svensson 1984.)[46] Franz Januschek befaßt sich mit dem Aspekt der Veränderbarkeit von Sprache und Sprechen:

> »...indem wir sprechen (und verstehen), wenden wir Ausdrucksformen, die für uns an frühere Erfahrungen ... geknüpft sind, auf je neue soziale Situationen an, und indem wir so diese Situationen mit Hilfe der verfügbaren Ausdrucksformen als Erfahrungen aneignen, bestimmen wir auch die Ausdrucksformen neu.« (Januschek 1986, S. 5)

Auch Franz Januschek bezieht sich in seinem Sprachbegriff auf die Kulturhistorische Schule und begreift Sprache als eine (dialektische) Einheit von persönlichem Sinn und gesellschaftlicher Bedeutung.[47]

Mit der Kategorie der Anspielung läßt sich diese Einheit von persönlichem Sinn und gesellschaftlicher Bedeutung bei der Untersuchung sprachlicher Äußerungen berücksichtigen. Dabei bilden Sinn und Bedeutung Teile der Analyse der Anspielung.

> »Indem ich z.B. die strukturelle Übereinstimmung zwischen anspielender und angespielter Äußerung untersuche, thematisiere, untersuche ich den ›Bedeutungs‹-Aspekt der Anspielung. Indem ich aber das Worauf der Anspielung und wiederum den Verweisungszusammenhang der angespielten Äußerungen und Erfahrungen bis in die Verästelungen des jeweiligen lebensgeschichtlichen Zusammenhangs verfolge, untersuche ich den ›Sinn‹-Aspekt der Anspielung.« (Januschek 1986, S. 159)

Auf diese Weise kann es gelingen, Diskursanalyse zu betreiben, ohne daß der Zusammenhang zwischen Sinn und Bedeutung auseinandergerissen wird – wie dies in der Theoriebildung der Sprachwissenschaften bislang die Regel war. Dies resultiert in einer Analyse, in der bereits in

---

45 Hier ist zu fragen, ob nicht vorliegende sprachwissenschaftliche Ansätze der Gesprächsanalyse in eine Diskursanalyse implantiert werden können. Daß dies nicht so leicht gehen kann, zeigt z.B. eine Beschäftigung mit dem Ansatz von Klaus Brinker und Sven F. Sager.
In ihrer Einführung in die linguistische Gesprächsanalyse betonen sie zwar, daß es dieser »nicht nur um Struktur und Funktion sprachlicher Einheiten (geht), sondern auch um den Prozeß der Konstituierung selbst, dessen Resultat dann das Gespräch als dialogischer Text ist.« (Brinker/Sager 1989, S. 7) Damit sprechen sie zwar wichtige Aspekte an, die auch für eine Diskursanalyse gelten. Auch dort geht es darum, die Regeln des Diskurses, wie sie auf unterschiedlichen Ebenen zum Tragen kommen, herauszuarbeiten. Aufgabe einer so verstandenen Gesprächsanalyse sei es, »die Bedingungen und Regeln systematisch zu erforschen, die die `natürliche` Gesprächskommunikation, d.h. dialogisches sprachliches Handeln in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen (Alltag, Institutionen, Medien usw.), bestimmen.« (ebd., S. 18) Dabei ziele die Gesprächsanalyse »auf allgemeine Aussagen«, indem sie versuche, »die gesprächskonstitutiven Einheiten (Schritt, Sequenz, Phase) zu ermitteln und als Elemente der Gesprächsstruktur auf verschiedenen sprachtheoretischen Ebenen (etwa Äußerungsebene, Bedeutungsebene, Handlungs- und Beziehungsebene) zu beschreiben.« (ebd., S. 18f.)
Außerdem wollen Brinker/Sager auch den »Sinn« von Äußerungen und damit diesen inhaltlichen Aspekt von Gesprächen bzw. Diskursen thematisieren. Sie kommen zu der Auffassung: »`Sinn` ist mit anderen Worten alles, worauf sich die Gesprächspartner im reflexiven Zugriff beziehen können, indem sie es explizit zum Thema machen oder auch nur implizit mitausdrücken.« (ebd., S. 124) Bei der analytischen Erfassung dieses Sinns jedoch richtet sich ihr Blick vor allem wieder auf »formale Eigenschaften« (ebd., S. 131): Prägnanz, Intentionalität, Direktionalität, Validität, Relevanz (vgl. ebd., S. 132). Auf diese Weise bleiben – quasi durch die Hintertür – die inhaltlichen Aspekte und Dynamiken des Gesprächs wieder unberücksichtigt. Daß dies so ist, liegt u.a. auch daran, daß Brinker/Sager einen Begriff von »Sinnkonstituierung« zugrunde legen, der sich mit einer diskurstheoretischen Analyse nicht verträgt, weil er ausschließlich an die Gesprächsteilnehmer gekoppelt ist.

46 Dabei ist zu berücksichtigen, daß Franz Januschek sein theoretisches Konzept des Anspielungsaspekts von Sprache, das er die »Linguistik der Anspielung« nennt, nicht als Teil von Diskurstheorie entwickelt hat. Mittlerweile hat er dieses Konzept als Teil von Diskursanalyse jedoch weiterentwickelt, wobei er unter Diskurs »eine dialektische Einheit von Sprache und Sprechen« versteht. D.h., der Diskurs ist nach Franz Januschek »sowohl ein System von Regeln, das einer (aufgrund zu bestimmender Kriterien eingegrenzten) Menge von Äußerungen zugrunde liegt, als auch zugleich die sprachliche Praxis, die diese Regeln beständig neu konstituiert und reflektiert.« (Januschek 1991b, S. 377) Inzwischen sind mit diesem Verfahren von ihm oder unter seiner Mitwirkung eine Reihe diskursanalytischer Untersuchungen vorgenommen worden. (Vgl. vor allem Januschek 1992, 1993, 1994 sowie Bredehöft/Januschek 1994 und Bredehöft/Gloy/Januschek/Patzelt 1994.) Gerade die von Bredehöft/Gloy/Januschek/Patzelt vorgelegte Studie mit dem Titel: »Studium und Arbeitslosigkeit. Zur diskursiven Aneignung neuer Lebenssituationen« erhebt den Anspruch, ein Verfahren von Diskursanalyse entwickelt zu haben, das die »diskurskonstituierende Tätigkeit der Beteiligten« zu erfassen sucht (ebd. S. 22).

47 Konkret beruft sich Franz Januschek auf die Arbeiten von Leontjew und Volosinov und knüpft seine Überlegungen an diese an (vgl. Leontjew 1982 und Volosinov 1975).

jedem einzelnen Diskursfragment die »Gesellschaftlichkeit« der »individuellen« Äußerung mit thematisiert werden kann.

Doch nicht nur deshalb ist eine systematische Untersuchung des Anspielungsaspekts im Rahmen einer Diskursanalyse erhellend.

Schließlich können Anspielungen auf weitere Diskursstränge verweisen, die dann vom Gesprächspartner aufgenommen werden können oder auch nicht. Auf diese Weise können verschiedene Diskursstränge miteinander verwoben wie auch entflochten werden. Bredehöft/Januschek zitieren hierzu ein Beispiel aus dem baden-württembergischen Landesprogramm der REPUPLIKANER:

> »Wir Republikaner wenden uns gegen eine Tabuisierung im Bereich der Forschung. Geistes- und naturwissenschaftlicher Fortschritt lassen sich nicht durch Denkverbote aufhalten. Dies gilt für die Zeitgeschichte ebenso wie für die Genetik.« (zitiert nach: Bredehöft/Januschek 1994, S. 35)

Diese Aussage spielt nicht nur auf den rechtsextremen Diskurs an, der Auschwitz relativieren, wenn nicht gar leugnen will. Sie spielt darüber hinaus auf den Diskurs der Bioethik in der Bundesrepublik Deutschland an, in dem die Gentechnik und Genforschung zur Zeit noch umstritten sind. (Vgl. dazu Paul 1994.) Mit dieser Anspielung geben die Republikaner zu erkennen, daß sie sich gegen eine Einschränkung von Forschungstätigkeit durch ethische Richtlinien, Gesetze etc. wenden.

Die Verschränkung der Diskursstränge wird durch die Anspielung hergestellt. Es ist nun eine Frage der Rezipienten oder Gesprächspartner, ob und wie die Anspielung aufgenommen wird, ob also die Verschränkung aufrechterhalten oder aufgelöst wird.

Eine systematische Berücksichtigung der Anspielungen innerhalb der Diskursanalyse bietet sich aber auch noch aus einem dritten Grund an:

Anspielungen wirken gleichzeitig ein- und ausschließend (vgl. Januschek 1994, S. 298ff.). Nur wer die Anspielung versteht, gehört zur Binnengruppe. Diejenigen, die sie nicht verstehen, gehören nicht dazu. Gerade bei Diskursen, in denen es wesentlich um Ein- und Ausgrenzungen geht, ist deshalb zu erwarten, daß diese Funktion von Anspielungen eingesetzt wird, eben weil mit Hilfe von Anspielungen Ausgrenzungs- bzw. Einschließungseffekte hergestellt bzw. konserviert werden können.

Hinzu kommt, daß Anspielungen auch dazu eingesetzt werden können, um gesellschaftliche Tabus zu durchbrechen oder in Frage zu stellen. Das, was gesagt und gleichzeitig angespielt ist, kann, muß aber nicht verstanden werden. Anspielungen sind deshalb auch für sämtliche Tabu-

Themen gut geeignet. Mit ihnen können Inhalte z.B. rassistisch formuliert werden, ohne daß der Sprecher/ die Sprecherin das Tabu, das mit rassistischen Einstellungen verbunden ist, brechen muß. Im Gegenteil: die- bzw. derjenige, die/der die Anspielung als solche versteht und dies zu erkennen gibt, ist gezwungen, das Tabu zu brechen. Für den Einwanderungsdiskurs, in dem rassistische Elemente wirksam sind, ist dieser Gesichtspunkt sehr wichtig. Durch Anspielungen können solche tabuisierten Elemente verstärkt werden. Wenn Diskursanalyse das faßt, was zu einem bestimmten Zeitpunkt wie sagbar ist, kann die Berücksichtigung von Anspielungen auf das Nicht-Sagbare des Diskurses verweisen.

Insofern verspricht eine systematische Analyse von Anspielungen folgendes zu leisten:

1. Es wird der Zusammenhang von gesellschaftlicher Bedeutung und persönlichem Sinn von Äußerungen, der im Diskurs enthalten ist und diesen konstituiert, aufgenommen und beschrieben. Dies qualifiziert die Analyse der Anspielungen generell für die Erfassung diskursiver Phänomene.
2. Mit Anspielungen können Verbindungen zu weiteren Diskurssträngen vorgetragen, aufgenommen oder verworfen werden. Ihre Analyse bedeutet deshalb, daß die diskursiven Effekte, die von der Verschränkung zweier (oder mehrerer) Diskursstränge ausgehen, erfaßt werden können.
3. Die subjektiven Diskurspositionen können durch eine Analyse der Anspielungen sichtbar werden. Damit kann eine solche Analyse gleichzeitig einen Beitrag dazu leisten, die Produktions- und Reproduktionskonstellationen des Diskurses zu rekonstruieren.

Es versteht sich, daß die sonstigen Analysekategorien nicht vernachlässigt werden sollen, mit denen – in Kombination mit der Anspielungsanalyse – sowohl die diskursiven Effekte, die sich aus einer Verschränkung zweier Diskursstränge ergeben, wie auch die Diskursposition ermittelt werden können.

2.3.3 Die Bedeutung der Kollektivsymbolik, der Perspektivanalyse sowie der Präsuppositionen

Es ist bereits bei der Darstellung des Analyseverfahrens von Siegfried Jäger hervorgehoben worden, daß die linguistische Feinanalyse eines Diskursfragments eine ganze Reihe von Faktoren berücksichtigen sollte.

Dabei sind für die Analyse einer Diskursverschränkung jedoch einige

dieser Analysefaktoren von besonderer Bedeutung. So ist zu erwarten, daß die interdiskursive Funktion der Kollektivsymbolik die Diskursstränge miteinander vermittelt. (Erinnert sei nochmal an die Formulierung von Jürgen Link, der die Kollektivsymbolik als den »Kitt« der Gesellschaft bezeichnet.)

Bisherige Analysen der Funktion von Kollektivsymbolen im Alltagsdiskurs haben bereits gezeigt, daß diese nicht allein darin liegt, daß bildhaft und plausibel gesprochen wird. Sie liegt darüber hinaus darin, daß sich mit Hilfe der Kollektivsymbolik Argumente untermauern lassen und diese auch dadurch unangreifbar werden, weil die (Schein-)Logik der Symbolik keinen oder kaum Widerspruch erlaubt (vgl. Jäger 1993a, S. 251f.).

Das bedeutet, daß die Kollektivsymbolik die Konstitutionskonstellationen des Diskurses auf spezifische Weise beeinflußt: Mit ihrer Analyse können auch die Komponenten von Diskursen erfaßt werden, auf die sich die Diskursbeteiligten zu beziehen haben und die die Reproduktion des Diskurses bewirken.

Eine weitere Komponente, mit der ebenfalls die Voraussetzungen bestimmt werden können, von denen die am Diskurs Beteiligten auszugehen haben, und gleichzeitig deren Diskursposition markiert werden kann, ist die systematische Berücksichtigung von Perspektiveinnahmen. Ein wichtiges Ausdrucksmittel solcher Perspektiveinnahmen läßt sich am Einsatz von Pronomina und Präpositionen ablesen (vgl. Jung/Lange/Walther 1985, S. 245f. sowie Maas 1984, S. 123f). Des weiteren kann die eingenommene Perspektive durch eine Analyse der Aktanten expliziert werden: Wer wird als Handelnder, wer wird als Behandelter dargestellt? Auf diese Weise kann transparent gemacht werden, wer zu welchen sozialen Gruppen gezählt wird und mit welchen Eigenschaften diese Gruppen ausgestattet werden. Entscheidend ist dabei allerdings, ob die Perspektiveinnahme im Diskurs ratifiziert wird. Denn erst dadurch kann sie diskursive Effekte erzielen.

Dies gilt in gleicher Weise für die Wirksamkeit von Präsuppositionen. Unter einer Präsupposition verstehe ich dabei »eine nichtgeäußerte, aber mitgemeinte Nebenprädikation, deren WAHR-Sein nicht BEHAUPTET wird, sondern mit dem Äußern der Haupt-Aussage als selbstverständlich nur VORAUSGESETZT ist (oder wird). Da die Präsupposition nicht explizit geäußert wird, kann ihr auch nur dann WIDERSPROCHEN werden, wenn sie durch Heraustreten aus dem normalen Kommunikationsablauf, also nur metakommunikativ, ausformuliert wird.«

(von Polenz 1985, S. 308)

Mit der systematischen Berücksichtigung von Präsuppositionen in der Feinanalyse eines Diskursfragments lassen sich somit die unausgesprochenen Übereinstimmungen zwischen den Diskursbeteiligten ausmachen, die in den Diskurs einfließen und dort reproduziert werden. Ihre Betrachtung expliziert den (inter)diskursiven Kontext als Bestandteil der Neukonstitution von Diskursen.

Es können auf diese Weise sowohl die Produktions- wie auch die Reproduktionskonstellationen des Diskurses betrachtet werden:

Für den Anspielungsaspekt gilt vor allem, daß dadurch, daß der Zusammenhang von persönlichem Sinn und gesellschaftlicher Bedeutung von Äußerungen hergestellt wird, die aktive Beteiligung der miteinander Sprechenden verdeutlicht werden kann. Auf diese Weise wird die Seite der Produktionskonstellationen des Diskurses thematisiert, die Wirkungen auf die jeweiligen Diskursstränge von Einwanderung und Frauen zeitigen.[48] Hierdurch ist es möglich, bei der Analyse gleichzeitig den aktiven Teil der Verstrickung Einzelner in den Diskurs aufzuzeigen. Gleichzeitig kann auch der Frage nachgegangen werden, wo – unter Einhaltung oder Verstoß gegen geltende Diskursregeln – ein Ausstieg aus unbeabsichtigten Diskurswirkungen möglich ist.

Eine solche Analyse wäre allerdings nicht vollständig, wenn sie nicht auch die Reproduktionskonstellationen des Diskurses systematisch berücksichtigen würde. Hier liegt die Bedeutung einer Analyse der Kollektivsymbolik und ihrer Funktion im Diskurs, ebenso wie die der Pespektiveinnahme und der Präsuppositionen. Ihre Analyse soll herausarbeiten, daß und wie sich Diskurse nur schleppend umwälzen und von ihren Teilnehmern reproduziert werden.

48 Ich möchte hier darauf hinweisen, daß es bei einem solchen Verständnis von Diskursanalyse nicht darum gehen kann, die persönlichen Motive der Interviewten zu erfassen. Es ist zwar so, daß die Subjekte, die den Diskurs konstituieren, auch wenn sie dies nicht willentlich und wissentlich tun, solche persönlichen Motive haben. Kommt es zu einer Deckung dieser Motive bei einer sozialen Gruppe, so fließen diese als Interesse dieser Gruppe auch in den Diskurs ein. Der Schwerpunkt der Diskursanalyse liegt eindeutig auf der Betrachtung der diskursiven Funktionen und Konstellationen.

2.3.4 Analyseschritte und Analyseleitfaden der vorliegenden Untersuchung

Im einzelnen habe ich meine Untersuchungsabsicht wie folgt umzusetzen versucht:

Ich beginne mit einer Darstellung des diskursiven Kontextes. Dies bedeutet, daß sowohl der Einwanderungsdiskurs als auch der Frauendiskurs in ihrer jüngeren Entwicklung nachgezeichnet werden. Das bedeutet auch, daß wichtige Unterthemen, Normen und Wertungen dieser Diskurse dargestellt werden, um die diskursiven Effekte ihrer Verschränkung in ihrer Bedeutung herauszuarbeiten. Grundlage dieser Darstellung sind vorliegende Beschreibungen und Analysen dieser Diskurse.[49]

Der zweite Analyseschritt dient der Analyse der Makrostruktur der durchgeführten Interviews. Ihr Ziel ist es, den aktuellen Diskursstrang von Einwanderung in seiner inhaltlichen Bandbreite zu erfassen, aus dem heraus die Verschränkungen mit dem Frauendiskurs betrachtet werden sollen.[50]

Der dabei verwendete Analyseleitfaden orientiert sich an dem Analyseleitfaden, der im Projekt BrandSätze entwickelt wurde (vgl. Jäger 1993a, S. 28). Für die vorliegende Untersuchung wurde dieser in einer Reihe von Punkten verändert. Folgende Gesichtspunkte werden bei der Analyse der Makrostruktur berücksichtigt:

1. Der sprachliche Kontext im engeren Sinne: Interviewte Person, Verhältnis zur Interviewerin, Vorgespräche, Ort und Zeitpunkt des Interviews, weitere TeilnehmerInnen, Störungen etc.
2. Das Interview als Ganzes

2.1 Gliederung in Sinnabschnitte

2.2 Insgesamt angesprochene Themen

2.3 Aussagen über EinwanderInnen bzw. »fremde« Gruppen

49 Für den Einwanderungsdiskurs muß jedoch festgestellt werden, daß es noch nicht sehr viele Analysen und Beschreibungen gibt. Erst seit Ende der 80er Jahre ist in dieser Hinsicht eine Zunahme zu verzeichnen. Vgl. z.B. Auernheimer 1990, Boehnke/Wittich (Hg.) 1991, Müller 1992, Jäger 1993a, Wlecklik 1993, Bade 1994b, Wichert 1994.

50 Dies kann deshalb gelingen, weil die Interviews nicht nur die Frage des Geschlechterverhältnisses thematisieren, sondern in ihnen die gesamte Bandbreite von Einwanderung und Flucht angesprochen wird. Auf die Auswahl der Interviewten und den Interviewleitfaden komme ich weiter unten noch zu sprechen.

2.3.1 Angesprochene Nationalitäten bzw. Gruppen

2.3.2 Charakterisierungen dieser Nationalitäten und/oder Gruppen

2.4 Charakterisierungen von Deutschen

2.5 Charakterisierungen von Frauen und Männern

2.6 Zusammenfassende Betrachtung der Charakterisierungen der Gruppen und Geschlechter

2.7 »Lebensweisheiten« der Interviewten (z.B. ihr Menschenbild, ihre Selbsteinschätzung)

2.8 Quellen des Wissens (eigene Erfahrungen, Bekannte und Verwandte, Medien etc.)

Nachdem auf diese Weise die aktuelle Ausprägung des Einwanderungsdiskurses transparent geworden ist, wird in einem dritten Analyseschritt eine synoptische Analyse dieser Makrostruktur vorgenommen. Diese synoptische Betrachtung dient dazu, den Stellenwert der Thematisierung der Geschlechterverhältnisse im aktuellen Einwanderungsdiskurs (auf der Ebene des Alltags), typische Verschränkungskonstellationen sowie typische Diskurspositionen der Beteiligten herauszuarbeiten.

Die synoptische Analyse ist die Grundlage für den vierten Analyseschritt: Es werden (vier) linguistische Feinanalysen von Interviewausschnitten (Diskursfragmenten) angefertigt, in denen sich Frauen- und Einwanderungsdiskurs berühren. Dabei geht es zum einen darum, die diskursiven Effekte dieser verschränkten Diskurskonstellation herauszuarbeiten. Zum anderen soll hier sichtbar gemacht werden, auf welche Weise diese Diskurse und ihre Verschränkungen produziert und reproduziert werden. Die Interviewausschnitte werden dabei auf der Grundlage der Ergebnisse der synoptischen Analyse ausgewählt, in einzelne Gesprächssequenzen gegliedert und unter folgenden Fragestellungen und Gesichtspunkten im Detail untersucht:

1. Welche Diskursstränge werden in der jeweiligen Sequenz direkt angesprochen, welche angespielt? Welche Diskursstränge werden – im Hinblick auf die vorherige Sequenz – weiter aufgenommen? Welche werden nicht weiter verfolgt?
2. Auf welche Weise werden die Diskursstränge in der Sequenz angesprochen oder angespielt? (durch Pronomina, Präpositionen, Kollektivsymbole, Anspielungen, Präsuppositionen, Phraseologismen, Aktiv-Passivkonstruktionen, Interjektionen) Gibt es sprachliche Auffälligkeiten, Verunsicherungen etc.?
3. Was kann als Konsens, was muß als Dissens für den weiteren Gesprächs-

verlauf zwischen den Beteiligten festgehalten werden? Welche diskursiven Effekte werden hierdurch erzielt?

4. Was wäre alternativ sagbar gewesen? Was wäre nicht sagbar gewesen, weshalb nicht?

Insgesamt sollen mit Hilfe der Feinanalysen folgende Fragen beantwortet werden:

1. Welche diskursiven Wirkungen gehen von einer Ethnisierung von Sexismus sowohl auf den Frauen- wie auch auf den Einwanderungsdiskurs aus?
2. Auf welche Weise werden diese Wirkungen von den am Diskurs Beteiligten produziert?

Nach diesen (vier) Feinanalysen geht die »Reise« wieder zurück: Die diskursiven Wirkungen, die innerhalb des vierten Analyseschritts herausgearbeitet wurden, werden nun in den gesamten Diskursstrang von Einwanderung eingebettet, um zu einer Gesamteinschätzung zu gelangen. Vor diesem Hintergrund kann thematisiert werden, ob und wie sich nicht gewünschte diskursive Effekte vermeiden oder wenigstens neutralisieren lassen.

Denn schließlich soll die Ausgangsfrage der Analyse beantwortet werden können, wie eine Kritik an sexistischen Verhaltensweisen, die bei Einwanderern wahrgenommen werden, unter Vermeidung rassistischer Effekte geäußert werden kann.

2.3.5 Zum Untersuchungscorpus

Im folgenden soll die Auswahl des Materialcorpus, das für die Untersuchung der Diskursverschränkung von Einwanderungs- und Frauendiskurs erhoben wurde, im einzelnen beschrieben und methodisch begründet werden.

2.3.5.1 Der Status von Interviews zur Erfassung von Alltagsdiskursen

Die erste Frage, die sich bei der Durchführung von Studien zum Alltagsdiskurs, also auch hier, stellt, ist die, wie der Alltagsdiskurs für eine empirische Untersuchung angemessen erfaßt werden kann.

Damit stellt sich gleichzeitig die Frage, wodurch sich der Alltagsdiskurs von anderen Diskursebenen unterscheidet. Es wurde bereits deutlich,

daß sich der Alltagsdiskurs im wesentlichen durch zwei Eigenschaften von anderen Diskursebenen abhebt: Zum einen durch die Spontaneität der Rede und die direkte Reaktionsmöglichkeit auf Gesagtes. Zum anderen dadurch, daß sich die Beteiligten als private Subjekte in den Diskurs einbringen.

Wenn also der Alltagsdiskurs eines Diskursstranges erfaßt werden soll, dann müssen diese zwei Bedingungen gegeben sein: Die Interviewten müssen erstens als Privatpersonen interviewt werden; außerdem müssen spontane Reaktionen möglich sein.

Diese Bedingungen sind bei Berücksichtigung bestimmter Umstände bei freien, nicht standardisierten Interviews gegeben. Sie können dann als Repräsentation des Alltagsdiskurses gelten.

Dabei treten natürlich einige Probleme auf; schließlich kann es sich bei Interviews nicht um die Wiedergabe authentischer alltäglicher Gesprächssituationen handeln.[51] Diese ließen sich nur durch verdeckte teilnehmende Beobachtung erfassen, die ich allerdings aus ethischen Gründen ablehne: Eine verdeckte Aufnahme degradiert diejenigen, deren Aussagen festgehalten werden, ohne daß sie dies wissen, zu bloßen Forschungsobjekten.

Bei einer offenen Aufnahme von Alltagsgesprächen jedoch hat man es mit dem Problem des »Beobachterparadoxons« zu tun. Damit ist angesprochen, daß die Situation der Materialerhebung durch die Tatsache der Beobachtung selber mehr oder minder verzerrt wird. Dieses Problem läßt sich in keinem Fall restlos beseitigen (vgl. z.B. Labov 1971, S. 135f., aber auch Brinker/Sager 1989, S. 31f.).

Man kann aber versuchen, die Auswirkungen des Beobachterparadoxons zu minimieren. In der vorliegenden Untersuchung geschah dies auf folgende Weise:

1. Die Interviewten wurden als Privatpersonen in ihrer privaten Umgebung interviewt. Bis auf eine Ausnahme fanden alle Interviews in den Wohnun-

51 Innerhalb der Antisemitismus-Untersuchung von Ruth Wodak u.a. konnten einzelne solcher authentischer Gesprächssituationen erfaßt werden. Es handelt sich dabei um Tonbandmitschnitte, die im Zusammenhang mit Mahnwachen zum Gedenken an die Opfer des 2. Weltkrieges auf dem Stephansplatz in Wien im Juni/Juli 1987 entstanden sind. Trotzdem schränken Ruth Wodak u.a. die Authentizität dieses Materials ein und weisen darauf hin, daß in solchen Gesprächssituationen häufig nur bestimmte Leute das Wort ergreifen (vgl. Wodak u.a. 1990, S. 255).

gen der Interviewten statt.[52] Diese vertraute Atmosphäre gab ihnen sozusagen einen »Heimvorteil«, mit dem auch die asymmetrische Gesprächssituation abgemildert werden konnte. Diese war dadurch gegeben, daß ich das Interview führte, die Fragen stellte und insgesamt die Gesprächssituation organisiert hatte.

2. Den Interviewten war mein Untersuchungsinteresse weitgehend bekannt. Sie wußten, daß es im weitesten Sinne um die Erforschung von »Ausländerfeindlichkeit« ging. Dabei betonte ich, daß mich ihre aufrichtige Meinung interessiere, egal wie diese aussehe.[53] Durch die Offenlegung meines Untersuchungsinteresses erhoffte ich mir, daß die Interviewten während des Gesprächs nicht dadurch abgelenkt würden, herauszufinden, um was es mir eigentlich ginge. Dies hätte die Künstlichkeit der Interviewsituation möglicherweise verstärkt.

3. Die Interviewten waren mir zum Zeitpunkt des Interviews unbekannt. Bis auf eine Ausnahme hatte ich sie vor dem Interview weder gesehen noch gesprochen. Hierdurch konnten Verzerrungen vermieden werden, die sich dadurch ergeben können, daß gegenseitiges Vorwissen in das Interview einfließt.[54]

4. Den Interviewten wurde Anonymität zugesichert. Der Hinweis auf Anonymität sollte sie dazu ermutigen, ihre Meinungen offen zu artikulieren. Er sollte ihnen deutlich machen, daß es keinen Grund gibt, sich zu »verstellen«. Zusammen mit der Erwartung, daß wir uns wahrscheinlich nicht mehr begegnen werden, kann die Anonymität dazu beitragen, ungezwungener über »heikle« Sachverhalte zu sprechen.

5. Die asymmetrische Interviewkonstellation wurde dadurch abzumildern versucht, daß ich als Interviewende nicht nur Redeimpulse gab, sondern aktiv am Gespräch teilnahm, indem ich eigene Erfahrungen einbrachte, den Äußerungen des Interviewten widersprach etc.[55]

52 Ein Gespräch fand am Arbeitsplatz des Interviewten statt. Auch für diesen Ort galt jedoch, daß sich der Interviewte in einer ihm vertrauten Atmosphäre aufhielt.

53 Einige Interviewte fragten nach, warum mich dies als Sprachwissenschaftlerin denn interessiere. In diesen Fällen habe ich darauf hingewiesen, daß mich dabei auch unser Gesprächsverhalten interessiere, also die Art und Weise, wie wir mit als »problematisch« markierten Sachverhalten umgehen.

54 Dies gilt nicht für die Verabredung zum Interview. Die Interviewten wurden mir durch Dritte, die ich über meine Absicht aufgeklärt hatte, genannt. Eine Interviewte hatte ich zwar vor unserem Gespräch kurz gesehen und gesprochen. Dabei handelte es sich jedoch um eine so flüchtige Begegnung, daß nicht davon ausgegangen werden kann, daß sich hierdurch Verzerrungen ergeben könnten.

55 Das war bei dem Projekt BrandSätze tendenziell anders, was auch an der Fragestellung lag, die dieses Projekt verfolgte. BrandSätze analysiert zwar auch den

Insgesamt sollte auf diese Weise erreicht werden, daß mit so durchgeführten freien Interviews der Alltagsdiskurs angemessen erfaßt wird.[56]

2.3.5.2 *Interviewleitfaden*

Bei den Interviews wurden regelmäßig folgende Themen angesprochen:

- Welche Auffassungen und Haltungen werden gegenüberEinwanderinnen und Einwanderern eingenommen?

- Wann, wo, wie häufig gibt es Kontakte zu dieser Personengruppe?

- Liegen Differenzierungen zwischen verschiedenen Gruppen vor: Flüchtlinge, Türken, Aussiedler, Europäer etc.?

- Wie wird das Verhältnis der Geschlechter bei den Einwanderergruppen gesehen?

- Wie wird das Verhältnis der Geschlechter bei Deutschen/Christen gesehen?

- Wie wird die derzeitige Einwanderungspolitik beurteilt? Soll etwas, und wenn ja, was soll anders gemacht werden?

- Wie wird die derzeitige Asylpolitik beurteilt? Soll etwas, und wenn ja, was soll anders gemacht werden?

Bei den Interviews handelte es sich – wie gesagt – um freie Interviews. Das bedeutet, daß die genannten Themen ohne restriktive Einschränkungen und Vorgaben von Seiten der Interviewenden behandelt wur-

Einwanderungsdiskurs auf der Ebene des Alltags. Das Ziel dieses Projektes war jedoch, diesen Diskursstrang auf dieser diskursiven Ebene in seiner Gesamtheit zu erfassen. Deshalb richtet sich die Analyse der freien Interviews dort auch »in erster Linie auf die Aussagen der Interviewten und nicht so sehr auf die Aussagen, insbesondere die Fragen der Interviewenden, die sich vornehmlich im Rahmen vereinbarter Themenbereiche bewegen.« (Jäger 1993a S. 21) Insofern ist bei dieser Diskursanalyse die Funktion des Interviewenden nur dafür von Bedeutung, daß man feststellen kann, ob die Interviewten von sich aus bestimmte Themen angesprochen haben, ob möglicherweise vom Interviewenden suggestive Fragen gestellt worden sind etc.

56 Die diskursanalytischen Untersuchungen zum Alltagsdiskurs von Teun A. van Dijk beruhen ebenfalls auf freien, nicht standardisierten Interviews (vgl. van Dijk 1987). Das gleiche gilt – wie bereits angesprochen – für das Projekt BrandSätze (Jäger 1993a), dessen Corpus zudem öffentlich zugänglich ist. (Vgl. Jäger 1991.) In beiden Untersuchungen wird auch auf das Problem des »Beobachterparadoxons« eingegangen.

den. Dennoch erforderte das spezifische Untersuchungsinteresse eine gewisse Lenkung des Interviews. So mußte gewährleistet werden, daß sich die Interviewten im Laufe des Gesprächs mit einer Verschränkung der beiden Diskursstränge Einwanderung und Frauen auseinandersetzen konnten. Es war zwar zu erwarten, daß im Zusammenhang mit Einwanderung viele Interviewte von sich aus auf das Geschlechterverhältnis bei Einwanderern zu sprechen kamen. Trotzdem mußten Vorkehrungen dafür getroffen werden, daß ich mit den Interviewten über diesen Komplex über einen längeren Zeitraum sprechen konnte.

Aus diesem Grunde habe ich während der Interviews zwei »Geschichten« vorgegeben, die einerseits als Redeimpulse wirkten und mit denen sich gleichzeitig die Verschränkung der Diskursstränge in dem Teilbereich des Einwandererdiskurses herstellen ließ:

Die erste »Geschichte« sind Buch und Film von Betty Mahmoody: »Nicht ohne meine Tochter«. Aufgrund der zur Zeit der Interviews ausführlichen Berichterstattung in den Medien über dieses Buch konnte sein Inhalt als weitgehend bekannt vorausgesetzt werden. Meine Absicht war es, daß die Interviewten ihre eigene Beurteilung des von Betty Mahmoody geschilderten Vorfalls vortrugen und wir darüber diskutierten.

Die zweite »Geschichte« zur Redeanregung drehte sich um das Kopftuch, das von vielen Muslima getragen wird. Angeregt durch einen öffentlich gemachten Vorfall in Berlin, fragte ich die Interviewten danach, ob sie in einem Kindergarten eine Erzieherin mit Kopftuch dulden könnten / wollten oder nicht. Auch hier war es meine Absicht, die Auffassung der Interviewten zu erfragen und darüber mit ihnen ins Gespräch zu kommen.[57]

Generell war es meine Absicht, die Interviewten nach ihren Bewertungen, Einschätzungen und alternativen Handlungsmöglichkeiten zu befragen. Auch bezüglich der Ausländer- und Asylpolitik versuchte ich, bei den Interviewten die eigenen Kompetenzen bei der Lösung von Problemen anzusprechen. (»Was würden Sie denn dem Kanzler raten?«) Solche (für die Interviewten und die Interviewende teilweise ungewohnten) Perspektiveinnahmen sollten dazu dienen, auf subjektive Verstrikkungen in den Diskurs aufmerksam zu machen, um so die eigene

57 Der »Fall«, der meiner »Geschichte« zugrunde liegt, ist ausführlich kommentiert und analysiert worden in: Kalpaka/Räthzel 1990, S. 45ff.

Sichtweise diskutierbar zu machen.

Während der Erhebungsphase der Interviews wurde in den Medien, ausgelöst durch die rassistisch motivierten Übergriffe auf Flüchtlinge und Einwanderer vor allem in Hoyerswerda und Hünxe, heftig über Ausländerfeindlichkeit diskutiert. Es war deshalb zu vermuten, daß vor diesem diskursiven Hintergrund bei den Interviewten ein Bedürfnis vorlag, sich gegenüber solchen Übergriffen abzugrenzen. Aus diesem Grunde habe ich in allen Interviews explizit diese Vorkommnisse angesprochen. Dadurch erhoffte ich mir eine Entlastung der Gesprächssituation, weil die Interviewten sich auf diese Weise durch ihre (teilweise sehr negativen) Beurteilungen von Einwanderern von solchen Übergriffen absetzen konnten. Zugleich konnte mit der Thematisierung solcher Übergriffe ausgelotet werden, ob bei den Interviewten hier Assoziationen zum Hitler-Faschismus und der Judenverfolgung aufgerufen werden.[58]

2.3.5.3 Zur Auswahl der Interviewten

Um den Alltagsdiskurs (zu dem hier interessierenden Thema) möglichst umfassend darstellen zu können, ist es nötig, möglichst alle wichtigen Diskurspositionen zu berücksichtigen. Dazu bediente ich mich hilfsweise soziologischer Kategorien, deren Kombination gleichzeitig hypothetische Diskurspositionen markiert.[59]

Im einzelnen sind für diese Untersuchung folgende Merkmale von Interesse: Nationalität, Geschlecht, Lebensalter sowie soziale Lage (im weitesten Sinne: Beruf, (Aus-)Bildung).

Daß ausschießlich Personen deutscher Herkunft interviewt wurden, verdankt sich der Tatsache, daß der Einwanderungsdiskurs im wesentlichen von Personen deutscher Herkunft produziert und reproduziert

58 Es soll hier nur angemerkt werden, daß nicht nur die Auswahl der »Geschichten« mit den dazu gehörenden aufgeworfenen Entscheidungskonstellationen, sondern auch meine Gesprächsführung und -vorbereitung Ausdruck meiner subjektiven Verstrickung in diesen Diskurszusammenhang ist.

59 Der Zwickmühle, in die ich mich damit begebe, bin ich mir durchaus bewußt. Obwohl ich die übliche Kategorisierung der sozialen Lage von Individuen durch die Sozialwissenschaften kritisiere, weil sie einen deterministischen Zusammenhang von Lebenslage und Bewußtsein unterstellen, bediene ich mich »hilfsweise« dieser Kategorien. Da aber diese spezifische Verstricktheit (Diskursposition) erst Ergebnis der Analyse sein kann, kann und soll dies eben nur hilfsweise geschehen. Ich werde im weiteren Verlauf der Arbeit auf dieses Problem noch genauer eingehen.

wird. Sicherlich nehmen auch Personen nicht-deutscher Herkunft an diesem Diskurs teil; aufgrund der Machtbeziehungen innerhalb der Gesellschaft ist jedoch ihr Einfluß auf die Ausgestaltung des Diskurses von untergeordneter Bedeutung.

Es kommt ein weiteres Moment hinzu, das es rechtfertigt, ausschließlich deutsche Personen bei der Erfassung des Alltagsdiskurses von Einwanderung zu berücksichtigen. Die rassistischen bzw. ethnozentristischen Vorbehalte, die sich im Einwanderungsdiskurs geltend machen und die zu einer Abwertung von EinwanderInnen und Flüchtlingen führen,[60] verweisen auf Probleme, die Menschen deutscher Herkunft mit Personen nicht-deutscher Herkunft haben – und nicht umgekehrt. Es gilt somit ihre Verstrickungen aufzudecken, wenn es darum geht, Ansätze zu einem demokratischen und respektablen Umgang miteinander zu entwickeln.

Die Berücksichtigung des Geschlechts der InterviewpartnerInnen ist deshalb wichtig, weil es in der Untersuchung um eine spezifische Diskursverschränkung geht: Es wird die Sichtweise des Geschlechterverhältnisses im Einwanderungsdiskurs angesprochen. Es ist zu erwarten, daß Männer und Frauen auf jeweils spezifische Weise in diesen Diskurszusammenhang verstrickt sind. So ist erwartbar, daß Frauen gegenüber Gleichberechtigungsforderungen positiver eingestellt sind, als dies bei Männern zu vermuten ist, weil Frauen aus dieser Forderung mehr Vorteile ziehen können.

Auch das Lebensalter der Interviewten kann in diesem Zusammenhang wichtig sein. Offenheit gegenüber neuen gesellschaftlichen Situationen, eigene Betroffenheit in der Berufswelt bzw. in der Ausbildung, Kontakte zwischen EinwanderInnen und Eingeborenen, Erfahrungen im Umgang mit gesellschaftlichen Konflikten usw. können je nach Alter anders ausgeprägt sein. Bei der Beurteilung der Einwanderungssituation kann sich zum Beispiel niederschlagen, ob die Interviewten eine solche Situation aus eigener Erfahrung kennen. So kann die Kriegs- und Nachkriegserfahrung dazu beitragen, daß Konflikte bei Einwanderung anders gewichtet werden.

Schließlich kann die diskursive Verarbeitung der »sozialen« Position die Stellung und Haltung zum Einwanderungsdiskurs beeinflussen. Je

60 Die begriffliche Klärung dessen, was hier unter Rassismus und Ethnozentrismus verstanden wird, werde ich im nächsten Kapitel vornehmen.

nachdem, in welcher sozialen Stellung sich ein Mensch bewegt, kann dieser Diskurs andere Normen aufrufen.

Die Berücksichtigung dieser Merkmale bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen führte dazu, daß mindestens 12 Interviews durchgeführt und ausgewertet werden müssen, um den Diskurs in seiner sozialen Breite zu erfassen. Um jedoch einer möglichen Unschärfe, die durch die hilfsweise angewendeten soziologischen Kategorien erzeugt werden könnte, vorzubeugen, habe ich mich entschlossen, das erforderliche Corpus von 12 Interviews auf 15 Interviews zu erweitern.

3 Analyse der diskursiven Effekte einer Ethnisierung von Sexismus im Alltagsdiskurs von Einwanderung

3.1 Der diskursive Kontext

Im folgenden sollen zunächst der Diskurs über Einwanderung und Flucht und der Diskurs über Frauen im Überblick dargestellt werden, um danach im Detail aufzuzeigen, wie und mit welchen Folgen sich diese Diskurse verschränken.

Diese Entfaltung des diskursiven Hintergrunds ist deshalb notwendig, um die spezifische Diskursverschränkung, die durch eine Ethnisierung von Sexismus vorgenommen wird, in ihrem Stellenwert auszumachen. Es soll auf diese Weise deutlich werden, inwiefern damit ein Kernbereich des Diskursstrangs von Einwanderung und Flucht bzw. Frauen angesprochen worden ist.

3.1.1 Verlauf des Einwanderungsdiskurses in Westdeutschland

Mit Beginn der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte für Westdeutschland setzt auch die Diskussion darüber ein, inwiefern Ausländer und Deutsche miteinander leben und arbeiten können. Die ersten Gastarbeiter, die zunächst mit dem Terminus des »Fremdarbeiters« belegt wurden, wurden bereits in den 50er Jahren in die Bundesrepublik geholt.[1] Von Beginn an begegnen die Eingeborenen diesen Personen mit Geringschätzung und Hochmut. Da die Gastarbeiter jedoch durchweg

1 Vgl. Meinhardt 1984, S. 16f. Erst der Westdeutsche Rundfunk hat Mitte der 60er Jahre durch ein Preisausschreiben mitgeholfen, den neuen Begriff des »Gastarbeiters« bei der Bevölkerung zu verankern.

Arbeitsplätze übernahmen, die kein Deutscher haben wollte, und sie vielmehr vielen Deutschen zu beruflichem Aufstieg verhalfen, hielten sich die Vorurteile und Ressentiments allerdings in Grenzen. Das änderte sich dann in der ersten großen Rezession 1966/67. Bereits damals wurde der Ruf laut, die Gastarbeiter sollten in ihre Heimatländer rückgeführt werden.

Seit Anfang der 70er Jahre, im Zuge der sich etablierenden Massenarbeitslosigkeit, konzentrierte sich die Ablehnung vor allem auf Türken, die in dieser Zeit den größten Anteil ausländischer EinwohnerInnen in der Bundesrepublik stellten.

> »Türken wecken bei vielen Deutschen besonders negative Assoziationen. Wie bei keiner anderen Minderheit toben sich an ihnen diffuse eigene Ängste, Aggressionen, Wahnideen aus. Türken werden mit mörderischen Vernichtungsphantasien (»Türkenwitzen«) verfolgt, die Frauen Opfer eines wüsten und brutalen Sexismus.« (Meinhardt 1984, S. 18)

Die Gründe, wieso sich die Vorbehalte gegenüber Ausländern vor allem an Türken festmachten und festmachen, sind sicherlich vielfältig und liegen auch in der Geschichte, die die beiden Staaten miteinander haben. Meinhardt weist z.B. darauf hin, daß »auch eine konservative deutsche Bildungstradition das ihrige beigetragen« hat (ebd.). Er nennt als Beispiele Karl May oder auch das Kinderlied »Trink nicht so viel Kaffee....«. Daß solche Mythenbildungen bis in amtliche Verlautbarungen Einzug hielten, demonstriert der Verfassungsschutzbericht 1980. Dort wird festgestellt, Türken besäßen einen »heftigen, schwer disziplinierbaren Volkscharakter«[2]

So muß festgehalten werden, daß seit den siebziger Jahren die Diskussion um Einwanderung und die Anwesenheit von Ausländern in der (alten) Bundesrepublik immer stärker von rassistischen Vorbehalten durchsetzt wurde. Die rassistischen Ablehnungen waren zuvor zwar auch vorhanden, und die »Gastarbeiter« waren in ihrer alltäglichen Situation auch ständig mit ihnen konfrontiert. Aufgrund der ökonomischen Situation jedoch wurden diese Vorbehalte öffentlich nicht so zur Geltung gebracht, wie dies dann seit den siebziger Jahren zunehmend der Fall wurde.

Der Einwanderungsdiskurs in der (alten) Bundesrepublik war also von jeher mehr oder minder stark bzw. offen durch rassistische Vorbehalte

2 Zitiert nach Meinhardt 1984, S. 19, der dies wiederum der Zeitschrift Konkret 4/1982, S. 50 entnommen hat.

geprägt. Um dies in der folgenden Skizze jedoch genauer belegen zu können, soll zunächst geklärt werden, was ich hier unter Rassismus verstehe. Dies halte ich auch deshalb für sinnvoll, weil es sich bei diesem Begriff in der bundesdeutschen Gesellschaft (einschließlich) ihrer Wissenschaft um einen sehr umstrittenen Begriff handelt.[3]

Begriffsklärung: Rassismus und Ethnozentrismus

In dieser Arbeit soll dann von Rassismus gesprochen werden, wenn Personen, die anders aussehen und/oder andere Sitten und Gebräuche pflegen und/oder eine andere Sprache sprechen, insgesamt also anders sind als die Mehrheit der Bevölkerung, negativ beurteilt werden und diese Beurteilung im Einklang mit dem hegemonialen Diskurs der betreffenden Gesellschaft steht.[4]

Somit müssen drei Bedingungen vorliegen, um von Rassismus zu sprechen:

Erstens: Es liegt eine *Rassenkonstruktion* vor. Darunter ist zu verstehen, daß bestimmte wirkliche oder auch nur behauptete körperliche Eigenarten und/oder Merkmale von Menschen zum Kennzeichen einer Menschengruppe gemacht und diese Merkmale mit bestimmten Lebens- und Verhaltensweisen verknüpft werden. Rassenkonstruktion liegt aber auch dann vor, wenn sozial angeeignete Merkmale und Eigenschaften zum Kennzeichen einer Menschengruppe gemacht werden und ihnen als natürlich unterstellt werden. Und das bedeutet, daß diese Eigenschaften als unveränderbar angesehen werden. Aus diesen Ausführungen geht zugleich hervor, daß »Rasse« nicht als biologische, sondern als eine

3 Ich halte diesen Streit um den Rassismus-Begriff und seine Verwendung für nichts Besonderes. Fast alle wissenschaftlichen Begriffe waren, ehe sie sich durchsetzten, umstritten. Und auch dann, wenn sie sich durchgesetzt haben, erhalten solche Begriffe niemals eine endgültige »Festigkeit«. Zu denken ist hier etwa an den Begriff der »Risikogesellschaft«, aber auch an den der »Klasse« oder »Schicht«. Daß dies so ist, liegt (auch) daran, daß es sich bei all diesen Begriffen um Bedeutungszuweisungen handelt, die innerhalb der Gesellschaft ständig im Flusse sind und von den Agierenden »ausgehandelt« werden. Insofern kann es auch keinen immer gültigen Begriff von »Rassismus« geben; es sei denn, man ginge davon aus, daß die »Wahrheit« »in den Dingen« läge.

4 Zu dieser Rassismus-Definition haben vor allem das Studium von Miles 1991, Meulenbelt 1988, Hall 1989, 1994, Kalpaka/Räthzel 1990 sowie die vorangestellten diskurstheoretischen Überlegungen beigetragen.

soziale Kategorie verstanden wird.[5] Es gibt somit einen Rassismus ohne Rassen. Stuart Hall nennt dies eine »Paradoxie«: » ›Rasse‹ existiert nicht, aber Rassismus kann in sozialen Praxen produziert werden. Das ist m.E. das Kennzeichen für den ideologischen Diskurs.« (Hall 1989, S. 913) Die Funktion dieses Diskurses sei es, bestimmten Gruppen den Zugang zu kulturellen und/oder ökonomischen Bereichen der Gesellschaft zu verwehren, insofern handele es sich bei Rassismus immer um »Ausschließungspraxen« (ebd. S. 913).

Entscheidend ist, daß eine *Naturalisierung* sozialer Eigenschaften stattfindet. Das ist dann der Fall, wenn z.B. unterstellt wird, die Hautfarbe einer Personengruppe ließe Rückschlüsse auf die geistigen Potenzen dieser Personen zu; dies ist ebenso der Fall, wenn z.B. Intelligenz als angeboren gilt, wenn Fleiß und Ordnungsliebe als Besonderheit bestimmter Personengruppen angesehen werden.[6]

Zweitens: Die so konstruierte andere ›Rasse‹ wird gegenüber der eigenen

5 Zum Begriff »Rasse« vgl. Lewontin/Rose/Kamin 1988, bes. S. 96-102. Diese Autoren (ein Zoologe, ein Psychologe und ein Neurobiologe) gehen von der landläufigen Unterscheidung von »Rassen« nach äußerlichen körperlichen Merkmalen aus und kommen nach kritischer Sichtung aller einschlägigen Untersuchungen zu folgendem Ergebnis: Die Aufteilung der Menschen in unterscheidbare Rassen entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage. Es sei mittlerweile der Nachweis geführt worden, daß die Unterschiede innerhalb einer als genetisch gleich definierten Gruppe, die in der Rassismusforschung als Rasse gilt, genauso groß seien, wie die Unterschiede zwischen zwei als genetisch verschieden definierten Gruppen. Es sei festgestellt worden, daß etwa 75% aller menschlichen Gene bei allen Menschen anzutreffen sind und genetische Unterschiede innerhalb sogenannter »Rassen« größer sind als solche zwischen den angenommenen »Rassen«. Wissenschaftlich gesehen, ist damit dem Rassismus der Boden entzogen. Deshalb ziehen Lewontin/Rose/Kamin auch den Schluß: »Jegliche Verwendung von Rassekategorien muß ihre Rechtfertigung aus anderen Quellen als der Biologie beziehen.« (S. 102) In die gleiche Richtung argumentieren auch Cavalli-Sforza/Cavalli-Sforza 1994. Es gibt somit einen Rassismus ohne Rassen. Stuart Hall nennt dies eine »Paradoxie«: »›Rasse‹ existiert nicht, aber Rassismus kann in sozialen Praxen produziert werden. Das ist m.E. das Kennzeichen für den ideologischen Diskurs.« (Hall 1989, S. 913) Die Funktion dieses Diskurses sei es, bestimmten Gruppen den Zugang zu kulturellen und/oder ökonomischen Bereichen der Gesellschaft zu verwehren, insofern hrndele es sich bei Rassismus immer um »Ausschließungspraxen« (ebd. S. 913).

6 Solche Theorien werden auch in jüngerer Zeit immer noch und immer wieder vertreten (vgl. Eysenck 1975, Herrnstein/Murray 1995). Dem Magazin »Newsweek« waren diese theoretischen Ansätze 1994 sogar eine Titelgeschichte wert (vgl. Newsweek, October 24, 1994).

bewertet, in der Regel negativ. Dies ist der Fall, wenn z.B. behauptet wird, schwarze seien dümmer als weiße Menschen. Im Diskurs lassen sich durchaus auch einige positive Bewertungen auffinden. In diesen Fällen handelt es sich um einen positiven Rassismus. Er liegt z.B. dann vor, wenn schwarzen Menschen ein besonderes Talent zum Jazz zugeschrieben wird. Insofern diese positiven Rassismen jedoch in der Gesamtbewertung eher randständig sind, können und sollen sie hier vernachlässigt werden.

Drittens: Zum Rassismus wird solche negative Bewertung, wenn der herrschende, hegemoniale Diskurs diese Bewertung in seiner Tendenz als gesellschaftliche Norm setzt, wenn also diese Bewertung mit Macht ausgestattet ist.

Vor allem über diesen letzten Punkt wird innerhalb der Rassismusforschung heftig gestritten. Es geht dabei zentral um den Faktor der »Macht« und woran sie festgemacht werden kann. Eine Position, wie sie etwa von Kalpaka/Räthzel vorgetragen wird, verbindet Rassismus damit, daß die Gruppe derjenigen, die eine negative Bewertung äußern, »auch die Macht hat, diese Konstruktion durchzusetzen«. (Kalpaka/Räthzel 1990, S. 14) Der Bezugspunkt von Macht sind hier also die agierenden Subjekte. Andererseits ist das Machtgefüge in der Gesellschaft nicht immer so eindeutig, wie es dieser Begriff nahezulegen scheint. Wenn z.B. Türken diskriminierende Einstellungen gegenüber Flüchtlingen in diesem Land hegen und sie deshalb ablehnen, weil diese eine »andere Kultur« haben, so haben wir es hier mit einem Phänomen zu tun, auf das ein so verstandener Rassismus-Begriff keine eindeutigen Antworten gibt. Dieses Problem wird von Nora Räthzel auch gesehen. Sie regt deshalb an, solche Haltungen als »protorassistisch« zu bezeichnen (vgl. Räthzel 1993, S. 35).

Für eine diskurstheoretische Betrachtung rassistischer Äußerungen besteht dieses Problem nicht in der Weise, weil sie den Bezugspunkt von Macht in den Diskursen sieht. Diskurse sind generell mit Machtwirkungen ausgestattet. Hier stellt sich jedoch das Problem, daß die am Diskurs Beteiligten unterschiedliche Einflüsse auf die Diskursgestaltung haben. Es gibt nicht nur die Macht der Diskurse, sondern auch die Macht über die Diskurse. Diese stellt sich für PolitikerInnen, JournalistInnen und auch für Priester anders dar, als für »normale« Arbeiter und Angestellte. Unabhängig jedoch davon, welche Betrachtung im einzelnen eingenommnen wird: Die Berücksichtigung der Machtdimension stellt Rassismus von vorneherein in einen gesellschaftlichen Zusammenhang; der

Faktor der Macht sollte deshalb bei einer Analyse rassistischer Haltungen nicht vernachlässigt werden.

Wenn die genannten drei Merkmale zugleich vorliegen, soll hier von Rassismus bzw. von rassistischen Einstellungen gesprochen werden. Dabei läßt sich ein genetischer oder biologischer Rassismus von einem kulturellen Rassismus unterscheiden, je nachdem ob sich die Rassenkonstruktion an genetischen oder kulturellen Merkmalen orientiert.[7] In beiden Varianten haben wir es aber mit einer Naturalisierung von Sozialem zu tun.

Von Rassismus zu unterscheiden ist Ethnozentrismus, der dann vorliegt, wenn die kulturellen Zuschreibungen und Konstruktionen nicht naturalisiert werden, wenn also prinzipiell davon ausgegangen wird, daß die zugeschriebenen Eigenschaften wandelbar oder auflösbar sind. Diese Annahme geht in alle Anpassungs- und Integrationsforderungen ein, wobei der Maßstab immer bei »unserer« Kultur liegt (vgl. Kalpaka/Räthzel 1990).[8]

Zurück zum Einwanderungsdiskurs: Auf diesen bezogen kann festgehalten werden, daß rassistische und ethnozentristische Elemente zentrale Bedeutung haben. Zugespitzt formuliert kann sogar davon gesprochen werden, daß allein die Etablierung des Diskursstrangs von Einwanderung und Flucht darauf verweist, daß in der Bevölkerung rassistische und/oder ethnozentristische Einstellungen von Bedeutung sind.

---

7 In der Diskursforschung zur Einwanderung werden diese Begriffe nicht einheitlich verwendet. So spricht etwa Jürgen Link nicht vom kulturellen Rassismus, sondern vom »Neo-Rassismus«. (Vgl. Link 1990.)

8 An dieser Stelle zeigt sich auch, daß es eigentlich nicht korrekt ist, Ausländerfeindlichkeit und Rassismus voneinander zu trennen. Ausländerfeindlichkeit ist in der Regel eine *Form* von Rassismus. Die Ablehnung trifft eben nicht nur Nicht-Deutsche, sie trifft auch deutsche StaatsbürgerInnen, sofern sie sich körperlich durch Hautfarbe etc. von der »normalen«Mehrheit absetzen. Schließlich trifft sie auch nicht alle Ausländerinnen und Ausländer in gleichem Maße. Die Ablehnung von Franzosen, Engländern und Amerikanern ist mit der von Türken nicht zu vergleichen. Das Tabu, mit dem der Rassismus-Begriff in der Bundesrepublik belegt ist – im Unterschied etwa zu Ländern wie den Niederlanden, England oder Frankreich, wo es gleichfalls erhebliche rassistische Elemente im Diskurs gibt – verweist auf die deutsche Vergangenheit des Nationalsozialismus. Gleichzeitig kann dieses Tabu als ein Beispiel dafür angesehen werden, wie Bedeutungskomplexe auch deshalb, weil sie als brisant und unpassend angesehen werden, durch die gesellschaftliche Auseinandersetzung nahezu zum Verschwinden gebracht werden können. Die jüngere Entwicklung der bundesdeutschen Rassismusforschung zeigt aber, daß diese Debatte wieder neu aufgenommen wird. (Vgl. Claußen 1994.)

Auf welche Weise Anfang der 80er Jahre in der Bundesrepublik rassistische Vorstellungen artikuliert werden konnten, wird in einer Rede des damaligen Bundestagsabgeordneten Dr. Alfred Dregger (CDU/CSU) deutlich.[9] Am 4.2.1982 debattierte der Bundestag über die Ausländerpolitik. Im Rahmen dieser Debatte stellte Alfred Dregger in seiner Rede heraus, daß jedes Volk, so auch das deutsche, seine »nationale Identität« bewahren wolle.[10] Diese nationale Identität »läßt es zu, eine begrenzte Zahl von Ausländern aufzunehmen. Je näher die Ausländer dem aufnehmenden Volk stehen, um so mehr können es sein.« Dabei müßten die Unterschiede zwischen »den verschiedenen Ausländergruppen« berücksichtigt werden. Alfred Dregger will hier vier Gruppen unterscheiden.

1. »Menschen mit einer fremden Staatsangehörigkeit, aber deutscher Sprache und Kultur verursachen keinerlei Integrationsprobleme, ob sie nun aus Südtirol, aus Österreich oder aus der Schweiz kommen. Wir nehmen sie gern auf.«

2. »Der zweite Kreis von Ausländern entstammt nicht dem deutschen, aber doch dem europäischen Kulturkreis. Ihre Muttersprache ist zwar nicht die unsere, aber die kulturellen Gemeinsamkeiten sind groß. ... Diese Ausländer aus dem europäischen Kulturkreis zu integrieren und schließlich zu assimilieren, ist möglich.«

3. Die dritte und »größte Ausländergruppe in Deutschland sind die Türken.« Das Problem bei dieser Gruppe sei zum einen, daß der Anteil der Türken infolge einer hohen Geburtenrate und durch weitere Zuwanderung weiter anwachse. Mit Blick auf den Assoziierungsvertrag zwischen der BRD und der Türkei, der Türken ab 1986 »volle Freizügigkeit im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft« zugestehe, sieht Alfred Dregger die Dinge so: »In der Türkei warten Millionen Menschen auf diesen Tag. Wenn diese Welle über uns hereinbräche, bräche zugleich unser Sozialstaat, der ohnehin wegen finanzieller Erschöpfung aufs höchste gefährdet ist, zusammen.« Doch dies sei nicht das alleinige Problem dieser dritten Ausländergruppe: Die »kulturellen und Mentalitätsunterschiede kommen hinzu. Das türkische Volk wurde nicht vom Christentum, sondern vom Islam ... geprägt. ... Das trägt neben einem ausgeprägten Nationalstolz der Türken dazu bei, daß sie – von Ausnahmen abgesehen – nicht zu assimilieren sind. Sie wollen bleiben, was sie sind, nämlich Türken. Und das sollten wir respektieren. Türken sind aber – von Ausnahmen abgesehen – nicht nur nicht zu assimilieren, sie sind auch nur schwer zu integrieren. Von denen, die über zehn Jahre bei uns leben, sind es nach eigener Einschätzung nur 25%, die mit ihren Deutschkenntnissen selbst zurechtkommen; 78% von ihnen haben nie einen Deutschkursus besucht. Selbst bei den Kindern bleiben vier von fünf trotz Besuchs deutscher Schulen in ihren Sprach- und Kontaktgewohnheiten eindeutig Türken. Sie wollen trotzdem bleiben, und zwar wegen der materiellen Vorteile, die unser Land bietet. ... Da die Türken in Kultur und Mentalität anders sind und anders bleiben wollen als die Deutschen, ist es nur natürlich, daß sie in Deutschland Nachbarschaft mit ihresgleichen suchen. Das heißt, daß in unseren Großstädten Türkenviertel entstehen, auch Gettos genannt. Das könnte nur durch Zwang verhindert werden, nicht durch Sozialhilfe oder Ermahnungen.«

4. »Eine vierte Ausländergruppe, der wir begegnen, sind die Menschen aus den asiatischen und den afrikanischen Ländern. ... Auch diese Menschen entstammen anderen Kulturkreisen. Auch sie werfen bei weiterer Zunahme nicht lösbare Integrationsprobleme auf. Ein Blick auf Großbritannien und die Niederlande genügt, um zu erkennen, was das für Folgen haben kann.«

Diese Rede von Alfred Dregger löste im Bundestag keineswegs heftigen Widerspruch aus. Bis auf einen Zwischenruf des SPD-Abgeordneten Dreßler wird Alfred Dregger von seinen Kollegen aus der Fraktion mit zustimmendem Beifall und Zwischenrufen bedacht. Der ethnopluralistische und rassistische Gehalt seiner Rede ist offenbar kein Stein des Anstoßes.[11]

9 Gerade diese Rede von Alfred Dregger macht deutlich, daß es häufig schwer bis unmöglich ist, rassistische und ethnozentristische Haltungen immer eindeutig voneinander abzugrenzen. Wenn in dieser Arbeit gelegentlich der Terminus Rassismus im Sinne eines Oberbegriffs von Rassismus und Ethnozentrismus verwendet wird, so entspringt dies diesem Umstand und soll nicht die Unterschiede zwischen beiden nachträglich verwischen.

10 Die folgenden Zitate entstammen den Protokollen des Deutschen Bundestages, 9. Wahlperiode, 83. Sitzung, Bonn, Donnerstag, den 4. Februar 1982, S. 4891-4895. Frank Wichert hat sich in seiner Arbeit mit dieser Rede von Alfred Dregger ausführlich befaßt und dabei herausgearbeitet, daß diese Rede »einen ›Meilenstein‹ auf einem Weg ... (präsentiert), an dessen Ende einerseits die faktische Abschaffung des Rechts auf Asyl steht, andererseits eine Kette von rassistisch motivierten Übergriffen auf Asylbewerber und Ausländer.« (Wichert 1994, S. 61)

11 Die Ausführungen von Alfred Dregger erhalten vor dem Hintergrund besondere Brisanz, wenn berücksichtigt wird, daß in einem Teil des rechtsextremen politischen Spektrums solche ethnopluralistischen Vorstellungen als politisches Ziel

Noch in einer anderen Hinsicht markiert die angeführte Rede von Alfred Dregger eine wichtige Diskursentwicklung: Seit 1982 erhalten die Vorbehalte gegenüber Türken und anderen Ausländern von Regierungsseite offizielle Unterstützung. Seit dieser Zeit ist es die erklärte Politik der Bundesregierung, einen weiteren Zuzug von Ausländern zu unterbinden. Nach dem Willen der damals neu gebildeten Bundesregierung sollte bis 1990 die Hälfte aller Ausländer »den Boden der Bundesrepublik Deutschland verlassen haben.« (Meinhardt 1984, S. 19) Seit dieser Zeit wird eine Aufspaltung innerhalb der Ausländer in solche vorgenommen, die als Arbeitskräfte in diesem Land gerne gesehen sind, und solche, die, von Arbeitslosigkeit betroffen oder mit Arbeitsverbot belegt, das soziale Netz belasten können. Diese Aufspaltung in »gute« und »schlechte« Ausländer wird schließlich mit dem Ausländergesetz vom 1.1.1991 juristisch festgeschrieben.

Der Diskurs über EinwanderInnen hat sich somit seit Beginn der 80er Jahre auch öffentlich als »Problem-Diskurs« konstituiert. Spätestens seit dieser Zeit wurde die Anwesenheit ausländischer Menschen als ein gesellschaftliches Problem definiert – mit der Folge der Verschärfung auch vorher schon vorhandener rassistischer Einstellungen bei großen Teilen der westdeutschen Bevölkerung. Die seit 1990 einsetzenden kriminellen Übergriffe und Brandanschläge sowohl auf Flüchtlingsunterkünfte als auch auf Wohnstätten von Einwanderern, die vor allem mit Städtenamen wie Hoyerswerda, Hünxe, Mölln, Rostock und Solingen verbunden sind, markieren dabei eine neue Qualität der rassistischen Einstellungen in Teilen der Bevölkerung.

Allerdings ist festzustellen, daß mit dem Auftreten rassistischer Äußerungen in der Öffentlichkeit sich gleichzeitig auch antirassistische Auffassungen im Diskurs Gehör verschafften und verschaffen. Rassistische Klischees wurden mit dem Terminus der »Ausländerfeindlichkeit« belegt und kritisiert. Hier sind vor allem die Gewerkschaften tätig, die z.B. unter dem Motto »Mach meinen Kumpel nicht an« den Versuch unternehmen, rassistische Ausgrenzungen im Betrieb dadurch zu unterlaufen, daß die Gemeinsamkeit zwischen den Angestellten und Arbeitern hervorgehoben wird.[12] Doch konnten sich die antirassistischen Auffassungen während der Phase der Pogrome gegen Flüchtlinge und Einwanderer letztlich nicht durchsetzen. Die kriminellen Übergriffe wurden dadurch kanalisiert, daß über eine Neufassung des Artikel 16 GG, der das Asylrecht regelt, die Grenzen faktisch dichtgemacht wurden. Dadurch haben sich im Einwanderungsdiskurs jedoch andere Problemkonstellationen ergeben: Es geht bei der Diskussion um Asyl nun vor allem um Abschiebung, Abschiebehaft, Abschiebegefängnisse und deren Legitimation.

Auch wenn die antirassistischen Elemente sich bislang nicht umfassend entfalten konnten, so haben sie dennoch dazu beigetragen, daß Rassismus und Ethnozentrismus im Einwanderungsdiskurs der Bundesrepublik zwar vorherrschen und diesen strukturieren, gleichzeitig aber mit den geltenden Normen dieses Diskurses in Konflikt liegen. Auf diese Weise kommt es zu dem Umstand, daß Rassismus im Einwanderungsdiskurs ausgrenzend wirken kann und dennoch tabuisiert ist.

Das Argument der patriarchalen, Frauen unterdrückenden Türken bzw. Moslems spielte im Einwanderungsdiskurs dabei von jeher eine wichtige Rolle. (Vgl. Meinhardt 1984, Toker 1984, Wolf-Almanasreh 1984.) Auch bei jüngeren Untersuchungen zum Einwanderungsdiskurs ist die Beständigkeit, mit der die Situation türkischer und/oder islamischer Frauen immer wieder hervorgehoben wird, herausgearbeitet worden. (Vgl. Jäger 1993a.) Daß dies so ist, verdankt sich verschiedenen Umständen.

Eine solche »Ethnisierung von Sexismus«[13] ist zum einen dazu geeignet, sowohl in rassistischer als auch antirassistischer Absicht problematisiert zu werden. So werden in durchaus antirassistischer Absicht Berichte, Bücher und Fernsehbeiträge angefertigt, die sich mit der unterdrükkenden Situation türkischer Frauen beschäftigen.[14]

---

verfolgt werden. Dies geschieht nicht nur in populistischer Manier mit Slogans »Deutschland den Deutschen, die Türkei den Türken«, wie sie von Parteien wie »Die Republikaner« und »DVU« allenthalben ausgegeben werden. In einschlägigen rechtsextremen Organen wird die Notwendigkeit eines Ethnopluralismus auch theoretisch begründet (vgl. Mattausch 1986).

12 Eine »kritische Zwischenbilanz« der gewerkschaftlichen Aktivitäten in diesem Sektor stellt Kühne/Öztürk/West (Hg.) 1994 dar.

13 Diesen Begriff verwende ich in Anlehnung an Kurt Möller, der diese Argumentationsweise bei seinen Untersuchungen zu rassistischen und rechtsextremen Einstellungen bei Jugendlichen ebenfalls auffallend häufig antraf: »Offenbar haben wir es hier mit dem Mechanismus einer Ethnisierung eines gesellschaftlichen Grundkonflikts zu tun, der ja auch in anderen Bereichen der sogenannten ›Migrations-‹ und der Integrationsproblematik Platz greift und der hier auf den gesellschaftlich vorhandenen Sexismus angewandt wird.« (Möller 1994b, S. 168, vgl. auch Möller 1994a.)

14 Stellvertretend für die Fülle der Literatur, die zu diesem Thema produziert wurde,

Daß die »Frauenfrage« im Einwanderungsdiskurs einen solch herausragenden Platz einnimmt, liegt wohl auch daran, daß sich an diesem imaginierten Geschlechterverhältnis Ängste und Phantasien des deutschen / christlichen Teils der Bevölkerung festmachen lassen. In Zeiten, in denen Frauen zunehmend gleiche Rechte einfordern und sich infolgedessen auch die Formen des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern verändern, kann der westeuropäische Blick auf die Paarbeziehungen von Moslems und/oder Türken bei Männern und Frauen zu Verunsicherungen führen. Diese Verunsicherungen können dabei durchaus unterschiedlich motiviert sein. Bei Frauen mag hier die Angst davor einfließen, der erreichte Status ihrer Gleichberechtigung könne wieder verringert werden. Bei Männern mag dagegen die Angst davor einfließen, die ihnen gesellschaftlich unterlegene Gruppe männlicher Türken/Moslems könne mit mehr Rechten gegenüber Frauen ausgestattet sein als sie selbst.[15]

3.1.2 Verlauf des Frauendiskurses in Westdeutschland

Gegen Ende der 60er Jahre hat sich im Zuge der Studentenbewegung in Westdeutschland eine Frauenbewegung gebildet, die die Kluft zwischen grundgesetzlichem Anspruch auf Gleichberechtigung und der gesellschaftlichen Wirklichkeit auf den verschiedensten Ebenen thematisierte und zu überwinden suchte.

Die mangelnden Chancen von Frauen in Schule und Universität und die auch in progressiven studentischen Kreisen vorgefundene Marginalisierung von Frauen waren der Ausgangspunkt dieser Bewegung. Vor allem Studentinnen aktivierten sich, und so bildeten sich beispielsweise innerhalb des SDS sogenannte ›Weiberräte‹, die sich gegen das sexistische Auftreten ihrer »Genossen« organisierten.

Diese Frauenbewegung hat den bundesdeutschen Frauendiskurs bis in die heutige Zeit erheblich beeinflußt. Ihr Beweggrund war der in der Bundesrepublik herrschende selbstverständliche Sexismus, der überwunden werden sollte. Alice Schwarzer, die diese Frauenbewegung theoretisch und praktisch an vorderster Stelle mitgestaltet hat, formuliert das Ziel der Frauenbewegung im Rückblick:

> »Die Abschaffung von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen und die Vermenschlichung der Geschlechter müssen das Ziel des Feminismus bleiben. Wir wollen keine ›weibliche Zukunft‹ – sowenig wie eine männliche Gegenwart. Wir wollen eine menschliche Zukunft – ohne Rollenzwänge, ohne Macht- und Gewaltverhältnisse, ohne Weiblichkeitswahn und Männerbündelei. Von derlei paradiesischen Verhältnissen sind wir allerdings noch weit entfernt.« (Schwarzer 1991, S. 5)

Trotz ihrer skeptischen Beurteilung, die darauf verweist, daß es in dieser Frage noch eine Menge zu tun gibt, würde Alice Schwarzer aber sicherlich der Einschätzung zustimmen, daß der Frauendiskurs ohne die Impulse der Frauenbewegung heute noch stärker von sexistischen Elementen durchzogen wäre.

Begriffsklärung: Sexismus

Der hier verwendete Sexismus-Begriff schließt sich an das Konzept der Bedeutungskonstruktion durch diskursive Zuweisungen an, das im übrigen auch dem ausgeführten Verständnis von Rassismus zugrunde liegt. Unter einer Bedeutungskonstruktion verstehe ich mit Robert Miles einen Prozeß, bei dem bestimmten Objekten und/oder Merkmalen eine besondere Bedeutung zugewiesen wird, indem diese mit zusätzlichen Eigenschaften aufgeladen werden (vgl. Miles 1991).

Eine solche Bedeutungskonstruktion liegt dem Sexismus zugrunde, der Frauen aufgrund körperlicher Eigenheiten andere Eigenschaften und Fähigkeiten zuschreibt.[16] Sind es beim Rassismus körperliche und/oder

sei hier nur auf das bereits 1978 erschienene Taschenbuch von Andrea Baumgartner-Karabak und Gisela Landesberger verwiesen, das unter dem Titel »Die verkauften Bräute. Türkische Frauen zwischen Kreuzberg und Anatolien« im Rowohlt-Verlag erschien. Es erreichte bis Februar 1979 bereits eine Auflage von 18.000. In diesem Buch versuchen die Autorinnen, Verständnis für türkische Gastarbeiterinnen zu wecken. Dabei reproduzieren sie jedoch die gängigen Klischees über den Orient und seine Fremdheit aufs neue. Gleiches trifft aus meiner Sicht auch auf den Film »40qm Deutschland« von Tebek Barscha (1986) zu.

15 Es soll hier angemerkt werden, daß sich diese Skizze des Diskursverlaufes über Einwanderung und Flucht (bis 1989) auf den westdeutschen Diskurs bezieht. Das schmälert aber nach meiner Sicht ihre Aussagekraft nicht. Eine Berücksichtigung des ostdeutschen Einwanderungsdiskurses bis 1989 ist zudem wohl kaum möglich, da es vermutlich einen solchen Diskurs in der DDR nicht gab. Dort gab es im Unterschied zur BRD-Gesellschaft eher einen Diskurs über Auswanderung und Flucht.

16 In der Literatur wird kontrovers diskutiert, ob sich die Bedeutungskonstruktion des Geschlechts auf einen biologischen Unterschied bezieht oder nicht. So führen Barrett/McIntosh z.B. aus, daß im Unterschied zur »Rasse« die soziale Konstruk-

kulturelle Eigenheiten, so wird beim Sexismus das Geschlecht mit zusätzlicher Bedeutung aufgeladen, indem Frauen und Männern bestimmte unterschiedliche Fähigkeiten zugeschrieben werden.[17]

Diese Fähigkeiten orientieren sich vor allem an den Bereichen, in denen es um die Erziehung und Betreuung von Kindern geht. Aus dem Umstand, daß es Frauen sind, die Kinder gebären, werden zusätzliche Fähigkeiten und Eigenschaften abgeleitet, die Frauen dazu besonders befähigen sollen, diese Kinder auch nach der Geburt zu betreuen und zu erziehen. Doch sexistische Zuschreibungen müssen sich keineswegs darauf beschränken. Sie können auch im beruflichen Leben von Bedeutung sein. So wird Frauen auch schon mal ein weitaus empfindlicherer Tastsinn bescheinigt, weshalb sie auch für monotone Tätigkeiten in feinmechanischen Werkstätten bevorzugt einzusetzen seien. (Vgl. Kuhn 1990.)

Wie auch immer diese Zuschreibungen im einzelnen aussehen, sie werden dadurch sexistisch, daß diese sozialen Eigenschaften von Frauen als deren natürliche und unveränderbare Eigenschaften angesehen werden. Und es sind diese Verhaltensweisen und Eigenschaften, die Frauen dann den Zutritt zu bestimmten gesellschaftlichen Sektoren versperren oder schwermachen.

Insofern wird hier – analog zu der bereits ausgeführten Rassismus-Definition – immer dann von Sexismus gesprochen, wenn Frauen aufgrund ihres Geschlechtes bestimmte Eigenschaften zu- oder aberkannt werden

tion des Geschlechts sich »tatsächlich auf einen biologischen Unterschied zwischen Frauen und Männern« bezieht. (Barrett/McIntosh 1987, S. 349f.) Demgegenüber kommen Lewontin/Rose/Kamin zu dem Resultat, daß Geschlechterunterschiede, soweit sie hormonell determiniert sind – und von dieser Annahme gehen die WissenschaftlerInnen heute in der Regel aus – »nicht das Ergebnis ausschließlich männlicher oder weiblicher Hormone« sind. (Lewontin/Rose/Kamin 1988, S. 123) »Das genetische Geschlecht, das chromosomal determiniert ist, wird während der Entwicklung vom hormonellen Geschlecht überlagert. ... Natürlich unterliegt die Hormonproduktion ebenfalls Prozessen, die durch Gene in Gang gesetzt werden. Aber sie ist in viel stärkerem Maße Umwelt- oder zielgerichteten (sic!) Einflüssen unterworfen. ... Schließlich werden die chromosomalen und hormonellen Phänomene bei Menschen noch durch kulturelle und soziale Erwartungen an die Geschlechter überformt.« (ebd.)

17 Es handelt sich also nicht um so etwas wie eine »Rassen«-Konstruktion. Frauen und Männer gibt es in allen konstruierten »Rassen«. Frauen haben für die Weiterexistenz dieser »Rassen« sogar eine besondere Aufgabe. Sie sollen die »Rasse« gebären und erhalten.

und wenn dies mit dem hegemonialen Diskurs der Gesellschaft in Einklang steht.

Wichtig ist dabei die soziale Funktion des Sexismus: die Ausgrenzung. Sexistische Einstellungen schließen Frauen aus bestimmten gesellschaftlichen Sektoren aus.[18] Für diejenigen, die dazugehören, also für Männer, kann diese Ausschließung identitätsstiftend wirken. Sexismus erlaubt es ihnen, Männergemeinschaften zu bilden und sich in diesen Gemeinschaften in ihrer Männlichkeit zu bestätigen. Diese Männergemeinschaften können dabei durchaus widerständig sein, wie dies z.B. bei männlicher Arbeitersolidarität der Fall ist. Ausschluß von Frauen stärkt dann hier zugleich die eigene Kampfkraft. (Vgl. Räthzel 1989.) Auf dieser Grundlage läßt sich der Prozeß der Selbstunterwerfung, der freiwilligen Einordnung in ein Herrschaftssystem, leichter vollziehen, weil die Höherpositionierung als Mann die Unterwerfung teilweise kompensieren kann.

Ähnlich positive Identitätsstiftungen können auch Frauen durch sexistische Zuschreibungen erfahren. So ist zu beobachten, daß die gesellschaftlichen Zuschreibungen, denen Frauen begegnen, diese auch miteinander verbinden und/oder daß Frauen diese Zuschreibungen positiv aufgreifen und ihre Weiblichkeit zum Mythos erheben. Eine andere Variante solcher sexistischen Identitätsfindungen liegt dann vor, wenn Frauen, gerade weil sie als Frauen über Einfühlungsvermögen und soziale Phantasie verfügten, für Führungs- und Managementaufgaben der Industrie als besonders geeignet angesehen werden (vgl. Höhler 1988, S.

18 Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß diese Ausgrenzungsfunktion nicht nur für den Sexismus gilt. Sie gilt in gleicher Weise auch für rassistische Denk- und Handlungsmuster. Darüber hinaus haben wir es vielfach auch mit der Ausgrenzung von Behinderten und Kranken, von Alten, von Homosexuellen und von Angehörigen anderer sozialer Klassen etc. zu tun. (Vgl. hierzu auch Meulenbelt 1988 und van den Broek 1988.) Dabei ist festzustellen, daß sich diese unterschiedlichen Ausgrenzungsdiskurse in der Praxis miteinander verschlingen können: Dies war z.B. auch bei der Berichterstattung über rassistisch motivierte Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte oder Wohnungen von EinwanderInnen zu beobachten. Sofern in den Medien und/oder von PolitikerInnen dafür nicht die Opfer selbst verantwortlich gemacht wurden, begegneten wir häufig der Erklärung, die TäterInnen seien »verrückt«, »wahnsinnig« oder »schwachsinnig«. Damit wurden sie in einen direkten Zusammenhang mit geistig Behinderten gestellt. Daß hiermit gleichzeitig die Diskriminierung dieser Bevölkerungsgruppe fort- und festgeschrieben wird, ist den SprecherInnen dabei (hoffentlich) nicht bewußt. (Vgl. zu diesem Problemzusammenhang auch M. Jäger 1992b. Über weitere Verschlingungen von Ausgrenzungsdiskursen vgl. Jäger/Jäger 1993a.)

84ff.).

Zurück zum Frauendiskurs: Obwohl sie sich bereits Mitte bis Ende der 60er Jahre formierte, wurde die Frauenbewegung aber erst Anfang der 70er Jahre populär und gewann Einfluß auf den Frauendiskurs in der BRD. Diskursiver Auslöser war dabei eine Kampagne gegen den § 218, mit der auch breitere Kreise von Frauen (in und außerhalb der Parteien) für frauenpolitische Ziele angesprochen werden konnten. Der »Stern« veröffentlichte am 6. Juni 1971 die Selbstbezichtigungen von 374 Frauen, die in der Vergangenheit abgetrieben hatten. Mit der Forderung: »Mein Bauch gehört mir« oder »Ob wir Kinder wollen oder keine, bestimmen wir alleine« fanden sich viele Tausende Frauen in Demonstrationen und Aktionen zusammen. Es wurden Tribunale veranstaltet, Frauen organisierten Massenkirchenaustritte etc. Insgesamt drehte sich die Frauenbewegung vor allem um das Selbstbestimmungsrecht der Frau, das vorrangig an der Frage festgemacht wurde, ob die Frau in dieser Gesellschaft über Geburt oder Abtreibung entscheiden kann. Aus der Beschäftigung mit dieser Frage entwickelte sich – fast zwangsläufig – eine Beschäftigung mit männlich dominierter Medizin und dem etablierten Gesundheitswesen, die neu gebildeten Frauenzentren wurden zu Beratungsstellen für Schwangerschaftsverhütung. (Vgl. Schenk 1988, Schwarzer 1991.)

Das moderne Bild der Frau wird in dieser Zeit im Diskurs sehr stark damit verknüpft, daß Frauen sich über die Selbstbestimmung über ihren Körper größere Handlungsspielräume eröffnen wollen. Der Gegenentwurf zur modernen Frau war – ohne daß es explizit unbedingt ausgesprochen werden mußte – der der Hausfrau und Mutter. Die Familie wurde als eine Form der Unterdrückung von Frauen analysiert und tendenziell abgelehnt. Dies geschah mit teilweise provokativ formulierten Artikeln und Büchern, deren Thesen dann in Fernsehsendungen einem breiteren Publikum bekannt gemacht wurden.[19] Dem widerspricht nicht, daß die Frauen, die innerhalb der Bewegung aktiv waren, vielfach selbst in Familien lebten.

19 Zu nennen sind hier die »Klassiker« der neuen Frauenbewegung. Das Buch von Simone de Beauvoir: »Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau« hatte in Westdeutschland bis 1974 eine Auflage von 105.000 (Erstauflage 1968). Betty Friedan's »Weiblichkeitswahn« erfuhr bis November 1971 in Westdeutschland eine Auflage von 130.000 Exemplaren. Interessant ist, daß die theoretischen Schriften der Neuen Frauenbewegung zum damaligen Zeitpunkt fast ausschließlich aus dem Ausland importiert wurden. Dies gilt auch für das Buch von Kate Millett: »Sexus und Herrschaft«. Selbst durch »antifeministische« Bücher wurde die (kontroverse) Diskussion um Gleichberechtigung der Frauen öffentlich gemacht (vgl. Vilar 1971).

Mitte der 70er Jahre veränderte sich diese Frauenbewegung: Einerseits scheiterte die sogenannte Fristenlösung des § 218 vor dem Bundesverfassungsgericht, und damit entfiel ein wichtiger Bezugspunkt der Bewegung; andererseits entdeckten immer mehr Politiker, Journalisten und Verlage, daß ein Bedarf an sogenannter Frauenliteratur bestand. Die Publizität der Frauenbewegung in den Medien verschaffte dieser eine größere Verbreitung als zuvor; gleichzeitig war sie jedoch hinsichtlich ihres Kernpunktes – die Forderung nach straffreier Abtreibung – entscheidend zurückgeworfen.

In der Arbeit der Frauenbewegung fand deshalb auch eine Wende nach innen statt. Das heißt, der Gesprächskontakt mit anderen Frauen, durch den die Frauen hofften, ihre eigenen Probleme klarer fassen zu können, um sie zu bewältigen, führte viele in Selbsterfahrungsgruppen – oder aber auch in Theoriegruppen. Das Ziel der Selbsterfahrungsgruppen hieß dabei:

> »Unsere Gefühle sollen uns zu unserer Theorie führen, unsere Theorie zu unserm Handeln, unser Gefühl über unser Handeln zu einer neuen Theorie.« (Sarachild 1974, S. 26)

Die Praxis sah jedoch in der Regel anders aus. Sehr häufig zerfielen die Gruppen nach einiger Zeit wieder, einige gingen über in Lektürekreise, in denen »Klassiker der Frauenbewegung« gemeinsam erarbeitet wurden (vgl. Schenk 1988). Zugleich entstanden eine Reihe von Frauenprojekten. Es gründeten sich Frauenverlage, Frauen-Buchhandlungen, Teestuben für Frauen, die zwar meist alternativ betrieben wurden, trotzdem aber auch wirtschaftlich arbeiten mußten (und müssen). 1977 erschienen gleich zwei Frauenzeitschriften, EMMA und Courage, von denen allerdings nur EMMA bis heute überlebt hat.

Die praktischen Projekte konzentrierten sich eindeutig auf den Gesundheitsbereich, was sich mit der Konzentration der Bewegung auf die § 218-Kampagne auch sehr leicht erklären läßt. Gleichzeitig führten die Diskussionen in den Selbsterfahrungsgruppen zur öffentlichen Thematisierung von Gewalt gegen Frauen. An einigen Orten wurde dieses Thema praktisch dadurch umgesetzt, daß Frauenhäuser eingerichtet wurden, die betroffenen Frauen Schutz gewähren sollen.

Mit der Gründung der Partei »Die Grünen«, die damals als erste Partei Frauenforderungen vorrangig (und systematisch) in ihre Arbeit aufnahm

und damit kontinuierlich öffentlich zur Geltung brachte, konnten die Anliegen der Frauenbewegung weiter in den Frauendiskurs der Bundesrepublik eingebracht werden. Diskussionen um Quotierungen wurden zwar zunächst nur in »linken« und grünen Kreisen geführt. Schließlich wurde diese Forderung aber auch von Gewerkschafts- und SPD-Frauen aufgegriffen und – wenn auch sehr schwerfällig – in diese Organisationen hineingetragen. Gleichzeitig wurde mit der Institution der Frauengleichstellungsbeauftragten der Versuch gemacht, die Gleichberechtigung von Frauen auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen zu forcieren.

In der theoretischen Diskussion der Frauenbewegung wurde hingegen seit Mitte/Ende der 70er Jahre ein weiterer Themenkomplex wichtig, der im Zusammenhang mit der später einsetzenden »Bonner Wende« für den Frauendiskurs von Bedeutung werden sollte.

Es ging um eine genauere Bestimmung dessen, was das Geschlechterverhältnis ausmacht. Gleichheit versus Differenz – das waren die Themen, um die sich die Frauenbewegung stritt. Die Polarisierung um diesen Gegensatz führte schließlich zu einer gewissen Aufspaltung der Bewegung. Neben die Frauen, die den Gleichheitsgedanken weiterhin in den Mittelpunkt stellten, gesellten sich nun solche, denen es um die Herausarbeitung und Thematisierung von Differenzen zwischen Männern und Frauen – auch zwischen Frauen selbst – ging und geht. Das »Müttermanifest«, mit dem eine Diskussion um Mütterfeindlichkeit in der Frauenbewegung initiiert wurde, markiert hier einen vorläufigen Schlußpunkt dieser Auseinandersetzung (vgl. Pass-Weingartz/Erler (Hg.) 1989).

Von Bedeutung ist dabei, daß mit dieser theoretischen Auseinandersetzung eine Tendenz innerhalb des Frauendiskurses gestärkt wurde, die zu einer Rückkehr zu bzw. Neubewertung von alten Werten und Normen zwischen Männern und Frauen kommen wollte. Konservative Frauen und Männer, die die »Mutter-Kind-Dyade« beschwören und denen die Frauenbewegung schon seit langem ein Dorn im Auge war, haben hierdurch Rückendeckung von einem Teil dieser Frauenbewegung bekommen.

Überhaupt muß festgestellt werden, daß, obwohl in den letzten zwanzig Jahren die Frauenbewegung und einzelne engagierte Frauen ihre Auffassung innerhalb des Frauendiskurses verankern konnten, sie selbst nur sehr wenig Popularität genießen. Über den gesamten Zeitraum bis heute bleibt »Emanze« auch laut Duden ein abwertender Begriff.

Und selbst populäre Politikerinnen, deren Karriere eindeutig durch die Woge frauenpolitischer Erfolge angekurbelt wurde, lehnen es ab, sich als »Tochter der Frauenbewegung« zu bezeichnen.[20]

Insgesamt kann festgehalten werden, daß der westdeutsche Frauendiskurs, beeinflußt und beeindruckt von der seit Ende der 60er Jahre einsetzenden Frauenbewegung, die traditionellen familiären Strukturen in Frage stellt. Der moderne Lebensentwurf der Frau orientiert sich an der unabhängigen, berufstätigen Frau, die für Familienarbeiten nicht mehr und nicht weniger zur Verfügung steht als ihr Lebensgefährte auch. Diese Sichtweise hat sich mittlerweile bis in konservative Kreise durchgesetzt. Selbst Rita Süßmuth, die innerhalb ihrer Partei deshalb auch umstritten ist, tritt als Verfechterin von Frauenrechten in der Weise auf, daß sie die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterdasein als ein Lebensrecht der Frau in dieser Gesellschaft einfordert (vgl. Süßmuth 1985). Daß Rita Süßmuth in konservativen Kreisen jedoch einen schweren Stand hat, verweist darauf, daß der Frauendiskurs allgemein weiterhin noch stark von sexistischen Elementen durchsetzt ist.

Dies liegt nicht zuletzt auch daran, daß die Lebenswirklichkeit vieler deutscher und eben auch ausländischer Frauen durch die Normen des Frauendiskurses nicht erfaßt wurde und wird. Die Forderungen der Frauenbewegung, die sich im öffentlichen Diskurs durchsetzten, sind von diesen Frauen nicht mitdefiniert worden.[21] Der heutige Frauendiskurs muß deshalb als ein sexistisch strukturierter Diskurs mit antisexistischen Normen begriffen werden. Er beherbergt somit also gleichzeitig auch Residuen seines Gegendiskurses. Solche anti-sexistischen Normen werden im Frauendiskurs angesprochen, wenn – was in jüngerer Zeit durchaus zu beobachten ist – aus diesem Diskurs heraus Kritik an sexistischen Verhaltensweisen von Einwanderern geübt wird.

---

20 Vgl. Schwarzer 1991, S. 12-17. Von den dort befragten 35 prominenten Frauen aus Politik und Kultur gaben lediglich 5 an, sich als Tochter der Frauenbewegung zu sehen. 20 Frauen verneinten diese Frage, und 10 Frauen versuchten, sie zu relativieren: einerseits ja, andererseits nein. Ich halte dieses Ergebnis deshalb für einen Hinweis darauf, daß die Frauenbewegung so unpopulär ist, daß sich offenbar nur wenige Frauen offen mit ihr identifizieren. Die meisten Frauen glauben, sich abgrenzen zu müssen. Sie tun das auch deshalb, um nicht in den Geruch zu geraten, sie seien eine »Quotenfrau« – noch so ein pejorativer Begriff.

21 Insofern mußte und muß sich die Frauenbewegung zunehmend auch der Kritik stellen, daß ihre Vorstellungen über die Lebensziele von Frauen die weißer Mittelschichtsfrauen sind. (Vgl. hierzu exemplarisch etwa Thürmer-Rohr 1987 und Schultz 1990.)

DOSSIER

FUNDAMENTALISMUS

Fanatiker und Fundamentalisten töten im Namen ihrer Wahrheit und ihrer Überheblichkeit. In Solingen verbrennt ein dumpfgläubiger Rechter fünf Frauen und Mädchen. In Florida erschießt ein schriftgläubiger Fundi den Abtreibungsarzt David Gunn. Im Iran werden "untreue" Frauen weiter gesteinigt. Und in Deutschland wird die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und den Gläubigen ganz offiziell in den Koranschulen gelehrt. ■ Im EMMA-Dossier appelliert auf Seite 38 eine Muslimin an ihre "toleranten" Schwestern: paktiert nicht mit meinen Feinden! ■ Ursula Ott zieht die bittere Bilanz der Verbrechen im Namen Allah mitten in Deutschland (40-44). Und eine deutsche Frau wäre beinahe an den islamischen Sitten verblutet (45). ■ Eine Ägypterin sagt die Wahrheit über den fundamentalistischen Kreuzzug in ihrem Land (46-50). ■ Der Iran ist auch nach den Wahlen nicht so moderat, wie Außenminister Kinkel das gerne hätte (51-53). ■ Die englische Schriftstellerin Fay Weldon wünscht die Gottesmänner zum Teufel (54-56). ■ Und eine deutsche Feministin wundert sich, was da alles so unter "multikulturellem Antirassismus" läuft. ■ Rechts: muslimische Männer in Deutschland. Unten: muslimische Mädchen heute in Deutschland.

Abbildung 3

Die Kritik gerät dabei – wie im Einwanderungsdiskurs auch – häufig zu einer Ethnisierung von Sexismus. Sie läßt sich vor diesem Hintergrund einerseits als Versuch begreifen, sich gegen eine Re-Etablierung traditioneller Rollenklischees im deutschen bzw. christlichen Teil der Bevölkerung zu wenden. Weil der Diskurs aber gleichzeitig gegen soziale und kulturelle Differenzen abgeschottet ist, kann die Kritik am herrschenden Sexismus zur Variante rassistischer Vorbehalte geraten.

Beispiele dafür, wie leicht eine Kritik an sexistischem Verhalten (auch) von Einwanderern sich mit rassistischen Vorbehalten vermischen kann, lassen sich in der Presse zuhauf finden.

Nennen will ich hier den Spiegel-Bericht von 1990 (44/1990) über die Lage von Türkinnen in der Bundesrepublik mit dem Titel »Knüppel im Kreuz, Kind im Bauch«. Dort wurde ein Szenario »vom Mittelalter mitten in Deutschland« ausgemalt, in dem Faustrecht, Mord und Totschlag herrsche »wie im hintersten Anatolien oder im wilden Kurdistan«.

Selbstverständlich haben sich auch Frauenzeitschriften wie »Brigitte« und »Bild der Frau« immer wieder mal dieses Themas angenommen und über Muslima berichtet, die passiv und ergeben der Männerherrschaft ausgeliefert seien[22]. In den letzten Jahren hat sich auch EMMA mehrfach mit diesem Thema befaßt. Für Aufsehen sorgte z.B. ein Dossier über Fundamentalismus (des Islams), mit dem EMMA insgesamt am neuen Feindbild Islam mitstrickte. Der Aufmacher dieses Dossiers läßt hier keinen Zweifel aufkommen. (S. Abbildung 3)

Hier wird eine Blutrünstigkeit islamischer Männer, wie ich meine, nicht mehr nur nahegelegt, sondern der Betrachterin aufgezwungen. Die riesige Blutlache, in der die geschlachteten Schafe liegen, legen in mehrfacher Hinsicht Bezüge zu Frauen nahe. Die Schafe können als Metapher für die »Frau« und zwar für die deutsche Frau verstanden werden. Unterstützt wird diese Lesart durch den Text in der redaktionellen Einleitung. Dort heißt es, daß »eine deutsche Frau beinahe an den islamischen Sitten« »verblutet« sei. Auch das nebenstehende Bild, welches islamische Mädchen in einer Koranschule zeigt, legt eine Verbindung zu den verblutenden Schafen nahe. Das Schimpfwort »dummes Schaf« drängt sich auf. Es ist diese Kombination von Schrift und Bildern, mit der EMMA hier Ressentiments bei ihren Leserinnen schürt und verstärkt.

22 Vgl. zum Beispiel »Brigitte« Heft 11/1991 oder »Bild der Frau« vom 18.2.1991.

Im Innenteil lesen wir dann als Einleitung zu einer Geschichte, die »mitten in Deutschland« passierte: »Eine Frau ruft einen Notarzt. Der ist Moslem. Ihr fast tödliches Pech.« (EMMA 4/93, S. 44) Zum Inhalt: Ein Arzt, offenbar ein Ausländer, der von der Kranken als ein Ausbund an Widerwärtigkeit wahrgenommen wird, stellt eine lebensbedrohliche Fehldiagnose und verschreibt der Frau Beruhigungstabletten. Glücklicherweise wird diese Diagnose durch einen später hinzugerufenen »Kölner Arzt« wieder rückgängig gemacht, so daß die Patientin gerettet wird. Der Artikel endet mit dem Hinweis: »Hätte ich das Beruhigungsmittel des Notarztes genommen, hätte ich wohl endgültig Ruhe gegeben. Ich hätte meinen eigenen Tod verdämmert, weil ich einem Arzt aus einem vollkommen anderen Kulturkreis unverständlich und widerlich war.« (ebd., S. 45)

Das Beispiel dieser EMMA-Ausgabe zeigt, daß im Frauendiskurs durchaus Ethnisierungen von Sexismus auffindbar sind. Da aber der Frauendiskurs in Deutschland vorwiegend an deutschen und christlichen (meist sogar besser situierten) Frauen orientiert ist und deren Lebensweisen und -werte thematisiert, macht die Situation ausländischer Frauen in diesem Diskurs insgesamt aber nur einen Randbereich aus. Die speziellen sexistischen Zumutungen gegen Einwanderinnen sind kein zentrales Thema des Frauendiskurses. Die damit mögliche Ethnisierung von Sexismus kann deshalb auch nicht als ein zentraler Bestandteil dieses Diskurses angesehen werden.

Daß eine solche Ethnisierung von Sexismus aber vom Frauendiskurs durchaus aufgenommen werden kann und aufgenommen wird, das liegt auch daran, daß dieser Diskurs keine wirksamen Resistenzen gegenüber rassistischen Argumentationen enthält. Der Frauendiskurs in der Bundesrepublik ist aber gegen rassistische Vorurteile nicht mehr und nicht weniger resistent als andere Diskursstränge.[23]

23 Die hier dargelegte Sichtweise über den Verlauf des Frauendiskurses ist eindeutig westlich geprägt. Mit der Wiedervereinigung haben sich allerdings auch die beiden Frauendiskurse vereinigt. Ich gehe aber davon aus, daß sich durch diese Vereinigung keine wesentlichen Veränderungen ergeben haben, die das hier Dargestellte korrigieren würden. Auch in der DDR gab es keine Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, auch dort dominierten Männer eindeutig über Frauen. Frauen waren in der DDR zwar stärker in den Produktionsprozeß integriert, als dies in der BRD üblich war. Die Plätze in den oberen Etagen blieben ihnen aber auch weitgehend versagt. Gleichzeitig hatten Frauen aber weiterhin die volle Last der Reproduktionsarbeit, der Arbeit in der Familie, zu tragen. Schilderungen aus dem Frauenalltag in der DDR lassen den Eindruck zu, daß diese Last erheblich höher

3.1.3 Mögliche diskursive Effekte einer Verschränkung von Einwanderungs- und Frauendiskurs

Die Entfaltung des diskursiven Kontextes, innerhalb dessen eine Kritik an sexistischen Verhaltensweisen von Einwanderern steht, konnte zeigen, daß diese Kritik innerhalb des Einwanderungsdiskurses von zentraler, innerhalb des Frauendiskurses eher von untergeordneter Bedeutung ist.

Für die Analyse dieser Diskursverschränkung bedeutet dieser Befund, daß ihr Ausgangspunkt im Einwanderungsdiskurs zu liegen hat.

Um die diskursiven Effekte, die von der Diskursverschränkung ausgehen, präziser erfassen zu können, stellt sich aber dennoch die Frage, in welchem Verhältnis die sexistischen und rassistischen Elemente, die als tragende Elemente dieser Diskurse gelten müssen, zueinander stehen. Welche prinzipiellen Effekte sind bei einer Verschränkung von Einwanderungs- und Frauendiskurs zu erwarten? Dazu sollen kurz die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der sexistischen und rassistischen Elemente dieser Diskurse analysiert werden, um im zweiten Schritt mögliche Verknüpfungseffekte herauszuarbeiten.

Die erste Gemeinsamkeit von Einwanderungs- und Frauendiskurs besteht darin, daß in beiden sozial vermittelte Verhaltensweisen und Eigenschaften naturalisiert werden. Wie dies bei der Konstruktion von Rassen im Einwanderungsdiskurs der Fall ist, so werden im Frauendiskurs bestimmte Verhaltensweisen und Eigenschaften von Frauen als natürlich unterstellt.

Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, daß die Konstruktionen als selbstverständlich angesehen werden. D.h., ähnlich wie bei der konstruierten »Rasse« im Einwanderungsdiskurs ist für den Frauendiskurs das unterschiedliche Geschlecht von Männern und Frauen sozial erfahrbar, schließlich kann man Männer und Frauen ja auch schon äußerlich unterscheiden. Die Zuschreibung der Eigenschaften erscheint als unhinterfragbar, eben selbstverständlich.

war als die von Frauen in der BRD. Es ist zwar richtig, daß die Versorgung mit Kinderkrippen in der DDR fast lückenlos war. Doch die organisierende Tätigkeit, z.B. der Einkauf von Lebensmitteln und anderen Dingen des Alltags, beanspruchte viel Kraft und Zeit von Frauen. Insofern gehe ich davon aus, daß auch für den ostdeutschen Frauendiskurs die gleichen Ambivalenzen gelten wie für den westdeutschen Frauendiskurs: sexistisch strukturiert, bei gleichzeitigem Vorhandensein von antisexistischen Normen.

Die sexistischen Elemente im Frauendiskurs und die rassistischen und ethnozentristischen Elemente des Einwanderungsdiskurses spalten und vereinigen die Gesellschaft gleichermaßen und tragen auf diese Weise zur Identitätsbildung der am Diskurs Beteiligten bei. Der Sexismus vereinigt die Männer und spaltet die Menschen in einen Gegensatz von Männern und Frauen auf. Dies kann als dritte Gemeinsamkeit zwischen Einwanderungsdiskurs und Frauendiskurs gelten.

Anders jedoch als beim Rassismus im Einwanderungsdiskurs erscheint die Frau in der Regel nicht direkt als bedrohlich. Sie gilt sogar eher als schutzbedürftig. Dies ist beim Rassismus des Einwanderungsdiskurses anders.[24]

Ein weiterer Unterschied ist darin zu sehen, daß Frauen nicht aus dem gesamten gesellschaftlichen Zusammenhang hinausgedrängt werden sollen – es sei denn, sie werden so aufmüpfig, wie dies z.B. die Hexen waren. Für unsere Zeit läßt sich aber insgesamt feststellen, daß Sexismus Frauen auf einen Teilbereich der Gesellschaft zu beschränken sucht, daß sie nicht gänzlich aus der Gesellschaft hinausgeworfen werden sollen. Sie können allerdings in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt und nur in solchen Bereichen geduldet werden, wo sie die Reproduktion der »Rasse« (und Klasse) sichern.[25]

Insgesamt kann festgestellt werden, daß sich Frauendiskurs und Einwanderungsdiskurs in wesentlichen Teilen – hinsichtlich ihrer sexistischen und rassistischen Gehalte – gegenseitig ergänzen. Dies verweist zunächst auf zwei mögliche Verknüpfungseffekte:

1. Die rassistischen und sexistischen Einstellungen entfalten einander verstärkende Effekte. Dies wäre der Fall, wenn z.B. angenommen wird, Frauen aus Fernost (z.B. Thailänderinnen) seien willenlos und sexuell besonders »gefügig«. Dahinter verbirgt sich die Auffassung, daß »die Asiaten« eine »Rasse« mit einem eigentümlichen Charakter

24 Dies gilt mit einer Einschränkung: Die Frau gilt nur in ihrer gezähmten Form als schutzbedürftig. Männer glauben aber, Frauen deshalb zähmen zu müssen, weil sie ansonsten für sie eine Bedrohung sind, die Chaos und sexuelle Begierde verbreiten. (Vgl. Theweleit 1977.)

25 Der Frage, ob nicht die neuen Reproduktionstechnologien auch mit dem Ziel entwickelt werden, Frauen in dieser Hinsicht überflüssig zu machen, soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Sie wird aber von engagierten Frauen aufgeworfen und diskutiert (vgl. etwa Hummel/Winkler 1994).

sind, wie auch die, daß die Frauen dieser »Rasse« selbstverständlich auch ihren Männern unterlegen und zu Diensten sind, so wie es halt im Patriarchat auch vorgesehen ist.

2. Die diskursiven Effekte paralysieren sich. So kann eine sexistische Einstellung durchaus eine rassistische zurückdrängen. Dies wäre z.B. dann der Fall, wenn die sexuelle Anmache von Frauen durch Einwanderer mit einer angeblich provozierenden Kleidung oder Gestik von Frauen erklärt wird. Hier würde die Gruppe der Frauen gegen die Gruppe der männlichen Einwanderer ausgespielt. Aus Opfern von Bedrohung werden so Täterinnen und umgekehrt.

Mit diesen Effekten sind allerdings nur solche angesprochen, die infolge einer Verschränkung rassistischer bzw. sexistischer Haltungen im Diskurs zur Geltung kommen (können). In dieser Studie geht es aber ganz wesentlich um die Effekte, die durch antisexistische Elemente im Einwanderungsdiskurs und seine rassistischen Strukturen ausgelöst werden.

Die Möglichkeit besteht, daß dadurch, daß antisexistische Elemente des Frauendiskurses im Einwanderungsdiskurs zur Geltung gebracht werden, die rassistische Struktur dieses Diskurses zurückgedrängt wird. Die Thematisierung der Gleichheit und Gleichbehandlung der Geschlechter kann auf die Beurteilung der Einwanderer ausgedehnt werden. Die vorgenommene Naturalisierung der Eigenschaften von Männern und Frauen wird in Frage gestellt. Diese Infragestellung kann sich ausdehnen darauf, auch die natürlichen Eigenschaften von Einwanderern in Frage zu stellen.

Gleichzeitig können mit dieser Diskursverschränkung die antisexistischen Elemente im Frauendiskurs gestärkt werden. Die weitere Analyse wird der Frage nachgehen, welche der genannten Konstellationen sich im Diskurs als dominant erweist.

3.2 Der aktuelle Einwanderungsdiskurs auf der Ebene des Alltags

Vorbemerkung

Im folgenden wird es darum gehen, den aktuellen Einwanderungsdiskurs auf der Ebene des Alltags, so wie er sich zum Zeitpunkt der Interviewerhebung dargestellt hat, zu beschreiben. Die Entfaltung des diskursiven Kontextes hat herausgestellt, daß es dieser Diskursstrang ist, aus dem heraus die Diskursverschränkung mit dem Frauendiskurs, wie sie im Falle der Kritik an sexistischen Haltungen von Einwanderern vorliegt, betrachtet werden muß.

Die Beschreibung des aktuellen Einwanderungsdiskurses geschieht durch die analytische Zusammenfassung aller 15 erhobenen Interviews, die in ihrer Gesamtheit die Bandbreite dieses Diskursstranges ausmachen – so wie er derzeit in Deutschland geführt wird.[26]

Auf der Grundlage dieser Darstellung des Einwanderungsdiskurses wird eine anschließende synoptische Analyse nicht nur die aktuelle Bedeutung der Diskursverschränkung, sondern darüber hinaus typische Verschränkungskonstellationen und Diskurspositionen der Beteiligten herausarbeiten können, die in einem weiteren Analyseschritt innerhalb linguistischer Feinanalysen daraufhin betrachtet werden, welche diskursiven Effekte von der Diskursverschränkung ausgehen.

Den analytischen Zusammenfassungen stelle ich die Beschreibung des Materialcorpus voran. Auf diese Weise kann der engere diskursive Kontext der Analyse nachvollzogen werden.

Beschreibung des Materialcorpus

Das Materialcorpus, mit dem in dieser Studie der aktuelle Einwanderungsdiskurs auf seiner diskursiven Ebene des Alltags erfaßt wird, besteht aus 15 Interviews von durchschnittlich 45 bis 60 Minuten Dauer, die im Zeitraum von November 1991 bis April 1992 durchgeführt wurden.[27] Die Verschriftlichung dieser Interviews ergab zusammen 16776 Zeilen, durchschnittlich 1118 Zeilen pro Interview.[28]

---

26 Die Interviews selbst können im Materialband dieser Arbeit nachgelesen werden. Der diesem Analyseschritt zugrundegelegte Leitfaden wurde in Kapitel 2.3.4. dargestellt.

27 Das erste Interview wurde am 30.11.1991, das letzte am 8.4.1992 durchgeführt.

Es wurden sieben Frauen und acht Männer interviewt. Zum Zeitpunkt des Interviews waren neun der Interviewten verheiratet oder lebten in einer eheähnlichen Gemeinschaft. Sechs Interviewte waren alleinstehend bzw. lebten mit den Eltern oder einem Elternteil zusammen. Bis auf zwei lebten alle Interviewten in Duisburg, einer Industriegroßstadt im Ruhrgebiet. Neun Personen lebten zum Zeitpunkt des Interviews in einem Wohnviertel, in dem nur wenige Einwanderer zu Hause sind, sechs Personen lebten in Nachbarschaften mit einem hohen Ausländeranteil.[29]

Die Altersstruktur der Interviewten sah folgendermaßen aus: vier Personen waren zum Interviewzeitpunkt unter 30 Jahre, fünf Interviewte waren zwischen 30 und 50 Jahre alt, sechs Interviewte waren über 50 Jahre alt.

Neun Interviewte haben einen Haupt- oder Realschulabschluß, sechs Interviewte haben einen Gymnasial- bzw. Universitätsabschluß. Zwei Interviewte waren zum Zeitpunkt des Interviews Schüler bzw. Auszubildende, drei Personen waren Hausfrauen. Vier Interviewte waren Angestellte oder Beamte des mittleren Dienstes, zwei Personen waren Angestellte mit Leitungsaufgaben. Außerdem wurden zwei LehrerInnen und zwei RentnerInnen interviewt.

Acht Interviewte gaben an, über viele soziale Kontakte zu verfügen, sieben haben eher wenige Bekannte und Freunde. Neun Interviewte pflegen diese sozialen Kontakte mehrfach in der Woche, drei Personen sogar jeden Tag. Drei Interviewte sehen ihre Freunde und Bekannten lediglich ein- bis zweimal im Monat.

Zwölf Personen gaben an, regelmäßig Zeitungen zu lesen, drei Personen lesen nur unregelmäßig Zeitung. Bevorzugte Lektüre sind regionale Tageszeitungen: WAZ, NRZ, RP wurden 10mal genannt. Darüber hinaus wurde angegeben: »Der Spiegel« 6mal, »Die Welt«, »Süddeutsche Zeitung«, »Handelsblatt«, »Stern«, »Welt a. Sonntag«, »Die Zeit« sowie verschiedene Illustrierte jeweils 1mal.[30]

28 Damit ist das Corpus quantitativ durchaus mit dem Corpus vergleichbar, das dem Projekt BrandSätze zugrunde liegt. Dessen Gesamtumfang liegt bei etwa 17.000 Zeilen (vgl. Jäger 1991).

29 Der Ausländeranteil beträgt in Duisburg 16,14%. Als Stadtteil mit hohem Ausländeranteil wurden diejenigen angesehen, die über diesem Durchschnitt liegen. Grundlage für die Bestimmung ist eine Statistik der Stadt Duisburg (Amt für Statistik, Stadtforschung und Europaangelegenheiten), Stand 31.12.1994.

30 WAZ ist die Abkürzung für »Westdeutsche Allgemeine Zeitung«; NRZ steht für »Neue Ruhr Zeitung«; RP ist das Kürzel für die »Rheinische Post«. Interessant und

Zwei Personen gaben an, selten fernzusehen. Ebenfalls zwei Personen gaben an, unregelmäßig über 2 Stunden fernzusehen. Vier Personen sehen täglich unter zwei Stunden fern, während sieben der Befragten angaben, täglich über zwei Stunden fernzusehen. Am häufigsten schauen die Interviewten Unterhaltungssendungen (7mal genannt), gefolgt von den Nachrichten (6mal) und Sportsendungen (5mal). Weiter wurden genannt: Spielfilme (3mal), Talkshows (3mal), Magazine (2mal) und Krimis (2mal).

Die Quantität des Medienkonsums läßt eine hohe Eingebundenheit der Interviewten in diesen Diskurs vermuten, es ist dies erneut ein Hinweis auf den erheblichen Einfluß dieses Diskurses auf den Alltagsdiskurs.

Wie bereits angesprochen (vgl. Kapitel 2.3.5.2.) wurden (fast) alle Interviewten im Verlaufe des Gesprächs mit einer Begebenheit aus Berlin konfrontiert, bei der eine moslemische Erzieherin türkischer Herkunft von der Stadt deshalb nicht eingestellt wurde, weil sie sich weigerte, ihr Kopftuch während der Arbeitszeit abzulegen.

In den nun folgenden analytischen Zusammenfassungen wird diese Geschichte unter dem Stichwort »Kopftuch-Geschichte« angesprochen. Gleiches gilt für das Stichwort »Betty Mahmoody«. Hier ging es um die Beurteilung von Buch und Film: »Nicht ohne meine Tochter« von Betty Mahmoody.[31]

erstaunlich ist, daß das Massenblatt »Bild« von keinem der Interviewten als Lektüre genannt wurde. Dies mag daran liegen, daß »Bild« – trotz einer Millionenauflage – einen schlechten Ruf in der Bevölkerung hat und nicht in das gewünschte Selbstbild der Interviewten hineinpaßt.

31 Vgl. Betty Mahmoody: Nicht ohne meine Tochter, 39. Auflage, Bergisch-Gladbach 1991. Dieses Buch, das auch verfilmt wurde, hat in der Bundesrepublik eine kontroverse Debatte ausgelöst. Zur Erinnerung soll sein Inhalt hier kurz referiert werden: »Im Sommer 1984 fliegt Betty Mahmoody zusammen mit ihrer kleinen Tochter und ihrem persischen Ehemann zu einem zweiwöchigen Ferienaufenthalt in den Iran. Bereits nach kurzer Zeit muß sie feststellen, daß ihr Mann sich immer mehr verändert. Er schlägt sie und das Kind und sperrt sie ein. Der Urlaub wird auf unbestimmte Zeit verlängert, und bald gibt es keine Hoffnung mehr auf Rückkehr in die USA, es sei denn, sie ließe ihre Tochter zurück. Es gelingt Betty, Kontakt zur Schweizer Botschaft aufzunehmen; dort rät man ihr, das Land ohne ihre Tochter zu verlassen. Das aber will sie unter keinen Umständen... Ein mitreißendes Buch, das zugleich die Probleme deutlich macht, die bei Partnern aus verschiedenen Kulturkreisen auftreten können.« (Aus dem Klappentext)

3.2.1 »Also ich kann ja nich einfach auf allen Hochzeiten tanzen, dat geht nich.« (Andrea, 25 Jahre, Bürogehilfin, z. Zt. im Erziehungsurlaub)[32]

Andrea hegt Ängste und Vorbehalte gegenüber Ausländern, vor allem Türken, in der BRD. Diese Ängste und Vorbehalte macht sie einerseits an Erfahrungen fest, die sie in ihrem unmittelbaren Umkreis macht, andererseits gesteht sie ihre emotionale Verstrickung bei diesem Thema in der Weise ein, daß sie selbst befürchtet, hier Vorurteilen aufzusitzen.

So schildert sie, daß sie als junges Mädchen von einem Türken sexuell belästigt worden sei, und will damit ihre Ängste und ihr generelles Unwohlsein gegenüber männlichen Türken verständlich machen. Daß sie ähnliche Erfahrungen auch mit deutschen Männern gemacht hat, wird ihr auf Nachfrage zwar bewußt, beeinflußt aber deshalb nicht ihr »Gesamturteil« über türkische Männer.

Gegenüber Türkinnen empfindet sie Mitleid, weil sie sich nicht so frei bewegen könnten, wie dies bei deutschen Frauen der Fall sei. Die Rollenverteilung zwischen Moslems bzw. Türken sei traditionell. Andrea hebt hervor, daß der Druck der Familie dieses traditionelle Rollenverhalten verstärke. Dabei ist für sie das Kopftuch nicht unbedingt der wesentliche Ausdruck weiblicher Unterwerfung. Erst das Tragen eines Tschadors weckt bei ihr solche negativen Gefühle.

Der »Fall« Betty Mahmoody wird deshalb von ihr auch in dieser Weise interpretiert und durch weitere Berichte aus dem Fernsehen ergänzt. Andreas Empörung richtet sich dabei aber vor allem auf die Tatsache, daß Betty Mahmoody unter Zwang gestanden habe. Sie sagt:

> diejenigen, die so leben möchten, die sollen bitteschön so leben, ... sollen nur andere Menschen nich damit hineinziehen, die es nich wollen. (1/318-322)[33]

32 Es sei hier nochmal darauf hingewiesen, daß die Hinweise auf die soziale Situation der Interviewten, die den jeweiligen Zusammenfassungen vorangestellt sind, nicht dazu dienen, ihre Äußerungen für diese soziale Gruppe als repräsentativ erscheinen zu lassen. Sie sollen lediglich Hinweise auf die Diskursposition der Interviewten geben, die ihren Zugang zum Einwanderungsdiskurs bestimmt.

33 Die in diesem Kapitel zitierten Interviewpassagen enthalten ausnahmslos Äußerungen der Interviewten. Emphasen werden dabei durch Unterstreichungen hervorgehoben. Pausen sind durch ein Sternchen ausgewiesen, wobei eine Pause eine Redeunterbrechung von 3-4 Sekunden markiert. Drei Punkte weisen daraufhin, daß an dieser Stelle Auslassungen vorgenommen wurden. Die Ziffern geben dabei vor dem Schrägstrich die Nummer des Interviews an. Die Ziffern hinter dem Schrägstrich beziehen sich auf die Zeilennummern (vgl. Materialband zu dieser Arbeit).

Trotzdem geht Andrea davon aus, daß es normal sei, daß sich Menschen den Gewohnheiten anpassen, die in einem Land herausgebildet worden sind. Die Schwierigkeiten hier lebender TürkInnen sieht sie deshalb vor allem darin, wie diese diesen Anpassungsprozeß bewerkstelligen, und sie thematisiert die Faktoren, die ihn aus ihrer Sicht blockieren.

Solche Blockaden macht sie bei älteren Türken aus, die in ihrer Tradition verhaftet seien und den eigenen Landsleuten, vor allem Kindern, Schwierigkeiten machten, wenn diese sich an sogenannte deutsche Verhältnisse anpassen. Implizit thematisiert sie damit auch einen Generationenkonflikt, den sie jedoch als »Kulturkonflikt« wahrnimmt.

Der Zusammenhalt ausländischer, genauer: türkischer Familien – im Unterschied zu den deutschen – wird aber von ihr durchaus auch positiv gesehen, auch wenn es dieser Zusammenhalt sei, der den Druck auf die anpassungswilligen Türken ausübe. Hinsichtlich einer politischen Gleichberechtigung türkischer Mitbürger z.B. durch ein Wahlrecht ist sie unentschieden und unsicher, eine Haltung, die nicht nur bei dieser Frage hervorsticht.

Andrea sieht wichtige Unterschiede zwischen deutschen und türkischen Paar-Beziehungen. Die Rollen seien unterschiedlich aufgeteilt. In Deutschland habe die Frau die Wahl: Sie könne die traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter ausüben, sie könne aber auch berufstätig sein. Das gelte in türkischen Familien nicht (1/960-970).

Insofern bedauert Andrea Türkinnen wegen ihrer Situation, während deutsche Frauen nach ihrer Sicht in der Lage seien, aktiv ihre Lebenssituation selbst zu bestimmen. Diese Möglichkeit hätten Türkinnen nicht. Sie seien schutzlos. Andererseits bemerkt Andrea aber auch Ähnlichkeiten zur Lage deutscher Frauen: Sie sieht auch bei Deutschen eine Abhängigkeit der Frauen von den Männern.

Wie erklärt sie sich nun diese Diskrepanz? Sie geht davon aus, daß solche Frauen dumm seien und nichts aus ihrer Situation machten. Deshalb hätten sie es im Grunde auch nicht besser verdient.

Diese negative Einschätzung paßt auch zu ihrer negativen Haltung, die sie insgesamt gegenüber »den« Deutschen einnimmt. Deutsche Männer

seien vor allem überheblich. Nur in einem Punkt sieht Andrea auch hier Unterschiede zu türkischen Männern: Deutsche Männer gingen partnerschaftlich mit ihren Frauen um, ließen neue Rollendefinitionen von Frauen zu – wenn sie darüber auch nicht begeistert seien.

Zum Themenkomplex »Flüchtlinge« äußert Andrea Bestürzung und Abscheu gegenüber kriminellen Ausschreitungen gegen Flüchtlinge.[34] Sie verurteilt dabei auch diejenigen, die klatschend dabeistehen, sowie auch diejenigen, die wegsehen und nicht eingreifen. Sie hält dies für eine typische deutsche Eigenart, die sie verurteilt.

Andererseits jedoch hat sie aber auch für die Ängste der Eingeborenen Verständnis. Die Ansprüche der Flüchtlinge überforderten Deutschland, die Grenzen müßten deshalb dichtgemacht werden. Zwar sieht sie, daß arme Menschen zu Recht Ansprüche an die Mitglieder reicher Gesellschaften formulieren. In der Not, Kriterien angeben zu sollen, welche Ansprüche befriedigt und welche abgewiesen werden müssen, greift Andrea auf den Nationenbegriff zurück.

> »Es geht nich, ich kann nich fremden Leuten helfen und, eh, eh, sag ich mal, im eigenen Land schon nich klarkommen.« (1/638-639)

> »Erst mal innerhalb der Familie, dann eben Leute, die irgendwo drum herum sind, und wenn ich dann alle versorgt hab, dann kann ich an ganz Fremde denken.« (1/662-664)

Zu dieser Familie zählt Andrea auch die Ostdeutschen, zu denen sie zwar keine besondere Beziehung hat, aber sie gehörten doch ›irgendwie dazu‹:

> »Ja, dat gehörte ursprünglich mal zu Deutschland ne?, und dat sind für mich – genauso sag ich mal, wie die Mauer, ... die Leute die inner DDR waren, dat waren auch Deutsche, ne? ... ich meine, da ... konnten die nix für und konnten wir nix für, dat die da einfach 'ne Mauer hochgezogen haben, ne?!« (1/504-509)

Ängste hat Andrea auch hinsichtlich der Öffnung Europas. Sie richten sich vor allem auf Drogen, die von Polen und Türken ins Land geschleust würden. Darin sieht sie eine Riesengefahr für die Jugend, und sie hat Angst, ihr Kind könne damit in Berührung kommen. Ihre Angst erklärt sie auch damit, daß eine ehemalige Schulkollegin drogensüchtig geworden sei.

34 Im Abschnitt 2.3.5.2 ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die rassistisch motivierten Übergriffe auf EinwanderInnen und Flüchtlinge, die zum Interviewzeitpunkt in den Medien Schlagzeilen machten, von meiner Seite aus ins Gespräch gebracht wurden.

Andrea ist eine junge Frau, die sich bemüht, gegenüber Fremden und anders Denkenden etc. keine Vorurteile zu entwickeln, Vorurteile, die sie aber trotzdem hegt und auch – teilweise explizit – formuliert. Ihr Ausweg aus diesem Dilemma ist, daß sie eher defensiv argumentiert: Keiner soll zu irgendetwas gezwungen werden. Jeder soll nach seiner Facon glücklich werden. Diese Sichtweise wird jedoch an den Stellen durchbrochen, wo sie ihr eigenes Lebensglück in Gefahr sieht: materielle Einbußen durch die Aufnahme weiterer Menschen, vor allem Armer, in Deutschland sowie Krankheit und Tod durch Drogen. Hier fordert sie vehement und nachdrücklich eine Verschärfung der Gesetzgebung und Deliberalisierung.

Andrea vermeidet Verallgemeinerungen. Ihre Bewertungen z.B. von Türken fallen ziemlich differenziert aus. Selten ist von »den« Türken die Rede, vielmehr wird die Gruppe, die konkret gemeint ist, meist genau ausgewiesen. Dieses differenzierte Argumentieren hilft ihr gleichzeitig über Klippen in ihrer Argumentation hinweg: Sie kann auf diese Weise heiklen Punkten ausweichen. So will sie, daß keine weiteren Menschen nach Deutschland hereingelassen werden, damit die hier lebenden (In- und Ausländer) vernünftig untergebracht werden können. Das Wahlrecht für Ausländer hält sie einerseits für berechtigt; es sollte aber nur für bestimmte Ausländer gelten. Das Kopftuch könne getragen werden, aber kein Tschador etc.

Ihre Kritik, die sie an Deutschen übt: Sie würden sich in erster Linie um ihren eigenen Kram kümmern, sie seien nicht sozial, trifft in gewisser Hinwicht auch auf sie selbst zu. Auch sie will erst im eigenen Familienkreis Ordnung haben, danach könne man sich an weitergehenden Problemlösungen beteiligen.

3.2.2 »... wenn man dem einen was Gutes tut, tut man dem andern was Schlechtes, oft gleichzeitig.« (Boris, 30 Jahre, Versicherungskaufmann)

Boris war in seiner Jugend eine Zeitlang in eine Clique eingebunden, die sich als rechts verstand und gegen alles vorging, was sozial oder gar sozialistisch klang. Deshalb glaubt er auch sagen zu können, daß die jugendlichen Gewalttäter, die Flüchtlinge bedrohen und angreifen, sich zwar als Rechtsradikale fühlten, in Wirklichkeit aber eine »pubertäre

Entwicklung« (2/180) mitmachten und sich, wenn diese Situation nicht von »Rädelsführern« (2/328) ausgenutzt würde, später anders entwikkeln könnten und sogar »bereuen, was sie da getan haben.« (2/195) Daß es dabei den Jugendlichen um nicht mehr als nur »Parolen« gehe, die sie gedankenlos reproduzierten, beweist für ihn auch der Umstand, daß damals in seiner Clique auch ausländische Jugendliche integriert waren.

Auf diese Schulkollegen weist Boris häufiger hin, wenn es darum geht, zu erläutern, daß er mit Ausländern überhaupt keine Probleme habe und nicht verstehen könne, wieso andere Probleme mit ihnen hätten. Es sind vor allem europäische Ausländer: Portugiesen, Griechen, Spanier, die er gar nicht mehr als Ausländer ansehen kann. Tendenziell gilt dies auch für Türken.

Sie unterscheiden sich von den anderen lediglich durch den Glauben, der, wie Boris meint, dazu führt, daß sie »en bißchen eingeschränkt« seien (2/472), wobei die Einschränkungen vor allem Türkinnen beträfen.

Denn einen Unterschied zwischen dem Verhältnis der Geschlechter bei Türken und Deutschen sieht Boris schon. Er meint, daß die Kultur von Türken »krasser« sei (vgl. 2/595-606). Frauen und Männer träten in der Öffentlichkeit nicht so auf, wie dies bei spanischen Familien der Fall sei. Hier zählt Boris – entsprechend seiner vorherigen Einschätzung – die Spanier direkt zu den Bundesbürgern hinzu. Ob jedoch türkische Frauen deshalb als unterdrückt anzusehen seien, dazu will Boris nichts sagen:

> »Ich kann ja nich dahin gehen und sagen: So is das nich richtig, wie ihr das macht. Die Leute leben damit gut, und d- das is doch für mich kein Zeichen davon, daß die irgendwie unterdrückt sind oder wie auch immer, eh, sie leben nun mal eben anders.« (2/616-620)

Bei soviel Verständnis für ausländische MitbürgerInnen ist es eigentlich verwunderlich, daß Boris eine politische Gleichberechtigung von AusländerInnen in Form eines Wahlrechts ablehnt. Er begründet dies damit, daß Ausländer gar nicht wählen wollten.

Bei Flüchtlingen räumt auch Boris ein, daß er ihre Anwesenheit in Deutschland nicht für selbstverständlich halte. Dafür macht er auch die Medien mitverantwortlich, weil sie schlecht über sie berichteten. Selbst ihm käme der Gedanke, »es wird langsam bißchen viel eben« (2/72-73). Dennoch bringt er Flüchtlingen Verständnis entgegen und betont, daß auch er dorthin gehen würde, wo er »das Doppelte an Geld« verdienen könne (2/150).

Boris will den anstehenden Problemen von Einwanderung und Flucht

auf menschliche Weise begegnen und bemüht sich um Gerechtigkeit. Er erkennt einerseits an, daß »jedes Land diesen Menschen« Zuflucht gewähren muß (2/351-352). Andererseits kann er sich gar nicht

> »vorstellen, daß wir das überhaupt geregelt kriegen. Denn wir werden immer mehr, Arbeitsplätze sind nun mal eben nich so viele da, wir können sie nich rei- nich aufnehmen, und es würde immer Grunde genommen heißen, daß wir diese Leute en Leben lang mehr oder weniger auf der sozialen Schiene mit durchf- füttern müßten.« (2/353-358)

Deutschland habe einfach keinen Platz für diese Menschen, und deshalb müsse das Problem EG-weit gelöst werden. Das Problem müsse »im großen Rahmen« angegangen werden. Sonst kämen die Flüchtlinge »vom Regen ... in die Traufe« (2/370). Denn es sei doch »grausam« (2/373), Flüchtlinge in »Barackensiedlungen« (2/374) einzuquartieren, vor deren Zäunen die Anwohner stünden, die mit dem Finger auf die Flüchtlinge zeigten und ihnen Kriminalität (2/379) unterstellten, weil sie nicht bedächten, daß »das andere Kulturen sind, daß die ganz anders leben wie wir und so« (2/381-382). Boris macht den Deutschen den Vorwurf, daß sie sich umgekehrt nicht anpassen wollten, wenn sie in Spanien Urlaub machten und dort deutsche Küche verlangten.

Überhaupt ist sein Urteil über Deutsche nicht durchweg positiv. Sie seien besitzergreifend und herrschsüchtig, verlangten von anderen etwas, was sie selbst zu tun nicht bereit seien: Anpassung. Der Begriff deutsch ist deshalb auch für ihn verbunden mit Bundeswehr und Macht, aber auch mit Wohlstand und Fortschritt.

Dies zeigt auch, daß Boris eine stark männlich geprägte Sichtweise hat. Insgesamt erkennt er zwar die Gleichwertigkeit von Frauen an, sieht nur graduelle Unterschiede in dieser Hinsicht zwischen Deutschen, Türken oder Spaniern. Er beklagt aber nicht die mangelnde Gleichberechtigung bei diesen Personengruppen, sondern vielmehr bei der Arbeiterklasse. Es ist anzunehmen, daß er damit wohl den deutschen Teil der Arbeiterklasse meint.

Boris ist bemüht, sich als ausländerfreundlich zu präsentieren. Aus diesem Grunde ist er bemüht, gegen den rassistisch strukturierten Diskurs zu argumentieren, sich aus ihm zu befreien. Die häufige Betonung, daß er überhaupt keine Probleme mit Ausländern habe, daß er »nichts dabei fände« z.B. weist darauf hin. Auch die Eindeutigkeit, mit der Boris Probleme mit Ausländern als absurd und unnatürlich hinstellt, zeigt, daß er diese Verhaltensweise als außerhalb des gesellschaftlichen Konsenses gestellt wissen will.

Seine Verstrickung in diesen rassistisch strukturierten Diskurs verarbeitet er dabei in der Weise, daß er Ungerechtigkeiten quasi zur Normalität erklärt, der man sich nicht entziehen könne:

> »... wenn man dem einen was Gutes tut, tut man dem andern was Schlechtes, oft gleichzeitig.« (2/810-811)

Weil er gegen den rassistisch strukturierten Diskurs anspricht, unterlaufen ihm eine Reihe von Präsuppositionen, die auf diesen verweisen und ihn weiter festigen. Im Zusammenhang von unterstellter Kriminalität kommt er auf die anderen Kulturen zu sprechen. Das bedeutet, das Vorurteil ›Ausländer klauen‹, wird nicht wirklich angegriffen, sondern es wird begründet, warum ›Ausländer klauen‹: Sie haben eine andere Kultur. Oder: Boris betont, daß auch er dorthin ginge, wo er »das Doppelte« verdienen könne und verbindet damit Verständnis für sogenannte »Wirtschaftsflüchtlinge«.

Lediglich beim Ausländerwahlrecht und beim Umgang mit Flüchtlingen gibt er zu, daß auch er damit Probleme habe. Sein Ausweg beim Wahlrecht sieht so aus: Wenn es nicht an negativen Eigenschaften der Ausländer oder an eigenen Ängsten liegen kann, daß er ein Wahlrecht für Ausländer nicht so gerne hätte, so müssen die Ausländer selbst dieses Wahlrecht ablehnen.

Sein Umgang mit Flüchtlingen und Einwanderung insgesamt entspricht dem Versuch, die Angelegenheit zu objektivieren: Deutschland sei einfach zu klein.

3.2.3 »Ich würd' versuchen, die Entscheidung anderen aufzudrücken. ... is dat einfachste in solchen Fällen.« (Daniel, 26 Jahre, Feuerwehrmann)

Daniel betont, daß er mit Türkinnen und Türken in der Bundesrepublik keine nachteiligen Erfahrungen gemacht hat. Im Gegenteil: Er charakterisiert sie als hilfsbereit und arbeitsam. Sie zahlten Steuern, leisteten Sozialabgaben und hätten deshalb auch einen Anspruch auf Rente, obwohl einige von ihnen dann wieder in die Türkei zurückgingen. Einige Türken seien zwar religiös besessen, was seinen Ausdruck darin finde, daß ihre Mädchen Kopftücher tragen müßten. Doch das ist für Daniel mehr ein Generations- denn ein Religionsproblem.

Angesprochen auf konkrete Ereignisse bzw. politische Forderungen (Wahlrecht für Ausländer und Kopftuch-Geschichte), schränkt Daniel allerdings diese allgemeinen Aussagen ein: Ausländer lebten hier, d.h. in »unserer« Kultur, und sollten sich danach richten, sie sollten sich anpassen.

Ein Wahlrecht für Ausländer hält Daniel für überflüssig. Wenn Ausländer wählen wollten, dann sollten sie die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen. Er begründet dies damit, daß Deutsche in der Türkei auch nicht mitbestimmen könnten.

Auch bei der Kopftuch-Geschichte hält er die Forderung der Stadt an die junge Türkin zunächst für zumutbar. Er begründet sein Verständnis damit, daß er als Feuerwehrmann schließlich auch Dienstkleidung tragen müsse, obwohl er dies auch nicht einsehe. Um den Konflikt zu entschärfen, schlägt Daniel vor, die Erzieherin solle doch in einem Kindergarten eingesetzt werden, in den vorwiegend muslimische Kinder gehen. Insgesamt bringt Daniel diesen Fall aber nicht mit der Frage in Verbindung, ob islamische Frauen eine benachteiligtere Stellung haben als deutsche, christlich geprägte Frauen.

Denn diese Frage ist für Daniel nicht bzw. nur am Rande interessant. Frauen werden von ihm hauptsächlich unter der Perspektive einer (möglichen) Liebesbeziehung wahrgenommen: Sie sehen gut aus und sind nett.

Dagegen werden Männer von ihm nicht näher charakterisiert. Das ist für ihn auch nicht notwendig, denn seine gesamte Sichtweise ist eine männliche. Seine Verallgemeinerungen und Erfahrungsschilderungen finden in der Regel unter Ausschluß von Frauen statt. Dazu ein Beispiel:

Daniel hat erhebliche Vorbehalte gegenüber Ostdeutschen, die sogar soweit gehen, daß er gerne die Mauer wieder errichtet sehen würde. Er wirft ihnen u.a. vor, die Fahne nach dem Wind zu drehen. Dieser Eindruck wird »geschlechtsneutral« formuliert. Daß Daniel dies aber nicht geschlechtsneutral meint, wird ein paar Sätze später deutlich, wenn er zugibt, daß Ostdeutsche ihn so aggressiv machen, daß er sich sogar im Fußballstadion auch mal mit ihnen prügeln würde. Hier wird Daniel wohl kaum ostdeutsche Frauen erwarten. Auch bei einer ironischen Bemerkung über die »deutschen Brüder« (3/603) fehlt das Pendant der Schwester. Dabei hieß die Wendung während der Zeit der Teilung immerhin: »unsere Brüder und Schwestern in der DDR«.

Ein weiteres Beispiel: Daniel schildert seine Beobachtung, daß türkische

Mädchen ihr Kopftuch erst kurz bevor sie zu Hause ankommen anlegen. Er betont, er könne das gut nachvollziehen, er habe früher ähnliche Konflikte mit seinen Eltern gehabt. Für das Verhalten der Mädchen macht er die feste Familienstruktur bei Türken verantwortlich und erläutert diese so:

> »Wenn die Familie intakt is, also der Sohn, auch wenn er hinterher aus'm Haus is und verheiratet is, wenn der Vater was sagt, da hat der Sohn erstmal zu gehorchen.« (3/547-549)

Erwartbar wäre gewesen, daß er nicht vom Sohn, sondern von den Kindern gesprochen hätte, schließlich will er doch das Verhalten der jungen Türkin erklären. Das setzt sich fort, wenn er bekennt, daß eine solche feste Familienstruktur auch gar nicht so verkehrt sei. »Der Vatter war immer Familienoberhaupt« (3/553-554). Nicht die Eltern hätten das Sagen, sondern der Vater.[35]

Allein als die Rede auf Betty Mahmoody und ihr Buch kommt, benutzt Daniel ausdrücklich das Femininum. Er sagt:

> »Wenn das en Deutscher geschrieben hätt'e oder 'ne Deutsche, dann hätt et vielleicht inne Weltöffentlichkeit so gestanden: Guck ma da, die Deutschen, die fangen schon wieder an mit ihrem Rechtsdrall.« (3/288-291)

und:

> »Die Frau hat geschrieben, die leben da wie die Maden im Dreck«. (3/298)

Überhaupt hat das Thema »Betty Mahmoody« für Daniel nichts mit Frauenunterdrückung zu tun. Seiner Auffassung nach stimmen die Schilderungen von Mahmoody über die Lebensweise der Iraner nicht. Sie habe Ausnahmen zur Regel erhoben. Solche Ausnahmen sieht Daniel zwar auch, er schreibt sie jedoch eher Klassen- denn Kulturunterschieden zu. Derartige Unterschiede beobachtet er auch bei Deutschen, von denen »einige unterentwickelte Subjekte« (3/301) Vorurteile gegenüber Türken hätten, weil sie das Verhalten von Türken, die aus der Unterschicht oder vom Land kommen, verallgemeinerten. Auch sieht er generell Probleme und Reibereien, wenn Angehörige verschiedener Schichten, aber auch »Rassen« und »Kulturen«, aufeinanderträfen.

Die Vorurteile, die gegenüber Türken geäußert werden, macht er insofern stärker an ihrer Schichtzugehörigkeit als an ihrer Nationalität oder Kultur fest.

35 Auf diese wie auch auf die folgende Interviewpassage werde ich innerhalb der linguistischen Feinanalyse noch einmal zurückkommen (vgl. 3.4.4.).

Für Flüchtlinge kann Daniel nur dann Verständnis aufbringen, wenn es sich um politische Flüchtlinge handelt. Sogenannte »Wirtschaftsflüchtlinge« sollen rigoros in ihre Heimatländer abgeschoben werden, weil sie nur auf Kosten der Deutschen lebten. Das gilt ebenso für Cinti und Roma. Auch als ich darauf hinweise, daß diese durch den Nationalsozialismus massenhaft verfolgt und ermordet worden sind und bis heute keine Entschädigung erhalten haben, sieht er keine Veranlassung, seine Meinung zu ändern. Sie hätten keinerlei Recht auf Entschädigung für die Verbrechen des Nationalsozialismus.

Daniel versteht sich durchaus nicht als guter Deutscher. Dies würde nach seiner Sicht bedeuten, nationalistisch zu sein. Das sei er nicht. Aber er ist der Auffassung, über die faschistische Vergangenheit müsse nun mal endlich Gras wachsen.

Auch auf Aussiedler (Rußland-Deutsche, Polen etc.) ist er nicht gut zu sprechen. Sie sollen dort bleiben, wo sie sind. Sie seien nur opportunistisch, denn damals, als es ihnen in Deutschland schlecht gegangen sei, hätten sie sich für ein Leben in Polen bzw. Rußland entschieden; heute, wo es ihnen dort schlechter gehe, wollten sie diese Entscheidung wieder rückgängig machen.

Interessant ist, daß Daniel den heutigen Aussiedlern die Entscheidung ihrer Vorfahren vorhält, wenn er von ihnen verlangt, sich dieser Entscheidung zu unterwerfen, dies gleichzeitig aber für sich dann nicht gelten lassen will, wenn es um die Entscheidungen und Handlungen seiner eigenen Vorfahren geht (Entschädigung für Verbrechen des Nationalsozialismus).

Daniel bemüht sich zwar, sich als ausländerfreundlich darzustellen. Er betont häufig, daß er keine nachteiligen Erfahrungen mit Ausländern gemacht habe. Dies gilt jedoch nur für solche Ausländer, die sich bereits den hier geltenden Normen angepaßt haben bzw. für diejenigen, deren unterschiedliche Auffassung für ihn nicht von Bedeutung ist.

Alle anderen Ausländer und sogar die Ostdeutschen werden von ihm negativ bzw. äußerst skeptisch beurteilt. Dabei ist seine Begründung sehr stark von der Auffassung durchsetzt, daß er glaubt, diesen Menschen würde etwas zugestanden, auf das sie kein Anrecht hätten.

Außerdem ist ein weiteres Argument für Daniel von Bedeutung: Schließlich müsse er sich bzw. müßten wir Deutsche uns ja auch an Normen und Vorschriften halten. Daniel erlebt in seinem Alltag an verschiedenen Stellen, daß er Dinge tun muß, die er nicht tun will bzw.

deren Relevanz er nicht einsieht. Er artikuliert dies z.B. unter Verweis auf seine Dienstkleidung. Seine ablehnende Haltung gegenüber Fremden speist sich aus dem Gefühl, daß er sich selbst unterwerfen muß und deshalb von denjenigen, die in der Hierarchie unter ihm angesiedelt sind, dies auch oder sogar erst recht erwartet. Insofern handelt es sich hier um eine »rebellierende Selbstunterwerfung«.[36]

Eine solche Selbstunterwerfung ist für Daniel sehr wichtig. Er verdeutlicht dies auch noch einmal an seinen Vorstellungen zur Familienstruktur. Hier kommt durchaus der Wunsch zum Ausdruck, geführt zu werden. Bei politischen Entscheidungen äußert sich dieser Wunsch darin, daß er lieber andern die Entscheidung überlassen will.

3.2.4 »Der Turmbau zu Babel ... wär ja ins Unendliche gestiegen, ne? Aber dat durfte nich sein, da kam die Sprachenteilung.« (Ewald, 61 Jahre, Sachbearbeiter)

Die Welt ist für Ewald nach gottgewollten, natürlichen Gesetzmäßigkeiten strukturiert, in die Menschen nicht eingreifen können und sollten. Letzteres kann auch gar nicht sein Interesse sein, denn Ewald steht auf der Sonnenseite dieses Lebens und zieht nur Vorteile aus diesen »natürlichen« Konstellationen.

Das wichtigste Strukturmerkmal der Weltgesellschaft sei die Einteilung der Menschen in »Rassen« und »Ethnien«. Hier lassen sich nach seiner Sicht verschiedene Gruppen ausmachen, deren Einteilung viel mit dem Grad der Nähe bzw. Ferne zu den Deutschen und ihrer Kultur zu tun hat.

Die erste Gruppe besteht aus denjenigen, die im Westen leben und diesen auch verkörpern: Amerikaner, Australier, Norweger, Niederländer, Franzosen, Engländer und mit gewissen Einschränkungen auch Italiener.

Das heißt nun nicht, daß die Angehörigen oder die Regierungen dieser Länder von Ewald kritiklos gesehen werden, auch wenn er sie mit den

36 Vgl. Räthzel 1991, S.40. Zur Bedeutung der »rebellierenden Selbstunterwerfung« werde ich im nächsten Abschnitt Ausführungen machen.

Deutschen auf eine Stufe stellt, denn alle diese Länder seien auch reich – im Vergleich mit dem Rest der Welt. Ewalds Kritik an Amerika, Australien, Frankreich und England hat in seinem Argumentationszusammenhang eine bestimmte Funktion: die Rechtfertigung der deutschen Vergangenheit oder aktueller Handlungen, die innerhalb der Bevölkerung umstritten sind.

So gäben Amerika, Australien und Norwegen z.B. keine bzw. nicht genügend Entwicklungshilfe und überließen damit den Deutschen die ganze Last der Verantwortung:

> »dat muß auch, ... Amerika sein, und, eh, der Norden da, Norwegen un Australien – da spricht überhaupt keiner wat, daß die mal wat, ne? ... warum gehen die Leute nich nach Australien? Die kommen da gar nich rein? Wenn se nach Amerika wollen, dann müssen se erst Mal soundsoviel tausend Mark, da müssen se en Bürgen haben, und sie müssen nach soundsoviel Zeit 'ne Arbeit haben, sonst sind se wieder aufm Schiff und – heimwärts. Bei uns geht dat nich. ... Da kann alles hierbleiben. ... Dat is auch nicht gesund!? Mein ich.« (4/1363-1378)

Auch der Vietnam-Krieg der USA ist ihm Stein des Anstoßes. Doch hat diese Kritik wiederum gleichzeitig die rhetorische Funktion, die faschistische Vergangenheit zu relativieren:

> »sagen wir mal Hitler, dat war wirklich 'ne, 'ne, 'ne böse Episode, aber Hitler oder auch, eh, eh, die Amerikaner, wat machen die denn? Wat haben die in Vietnam gemacht? War dat denn, war das, war dat irgend wie vielleicht, eh, 'ne humane Sache da? Haben die da irgendeinen befreien wollen oder wat?« (4/1062-1066)

Eine ähnliche Funktion haben auch die kritischen Töne, die Ewald gegenüber den Engländern anstimmt, wenn er betont, daß England seine ehemaligen Kolonien nur ausgebeutet habe.

Bei seinen Auslassungen gegenüber den Franzosen schlägt seine Kritik sogar um in ein positives Vorbild, dem die Deutschen nacheifern sollten. In Verbindung damit, daß er glaubt, die Deutschen würden weiterhin wegen Faschismus und Krieg kleingehalten, äußert er:

> »dat find ich nich gut, irgendwann, ... gehen se mal nach Frankreich, ob einer gegen den Napoleon spricht. Den verehren doch bis noch und nöcher.« (4/1053-1055)

Und dies, obwohl:

> »Die Franzosen, die sind, ... der Napoleon is bis nach Moskau gelaufen. Hat alles überrannt und hat bestimmt nich, den er überrannt hat, noch jetz noch, eh, eh, Brot gebacken oder Butter gegeben, ne?« (4/1070-1073)

Ähnlich wie diese ehemaligen Kriegsgegner rufen auch Juden bei Ewald den historischen Blick hervor. Er beteuert zwar, daß Völkermord verwerflich sei, und bezeichnet die Judenvernichtung – eher verharmlosend – als eine »böse Episode«, doch gleichzeitig sagt er – sozusagen im gleichen Atemzug:

> »Aber, ehm, wenn die ... hier ihre Eltern o- oder sagn wir vielleicht auch Großeltern gehabt haben, und die hier Geschäfte und weiß ich wat gehabt haben, eh, denn gearbeitet haben die ja mit de Hand nie, ne? Die die Juden arbeiten ja nich mit de Hand. Oder habn se schon ma' en Bergmann oder en Schlosser gesehen als Jude? ... Die sind ... nur Geschäftsleute, ne? ... * Und ... leider meinen die auch heute noch, daß der Deutsche noch ... nach 40 oder 50 Jahren unterm Teppich gehen muß. Und wenn die sagen: Gib mal Geld, daß se denn dat Geld kriegen, ne?« (4/1021-1032)

Für fast alle dieser angesprochenen Gruppierungen gilt aber, daß Frauen bei ihnen gleichberechtigt seien – für fast alle. Bei den »Südländern«, womit Ewald vor allem Italiener meint, verhält sich das in seiner Sicht ein wenig anders.

Hier wird eine Brücke zur zweiten Gruppe geschlagen, die »da unten« leben: im Iran, in Tunesien und anderswo. Ewald kritisiert hier vor allem die patriarchale Rolle des Mannes und die Unterdrückung der Frau.

Und es ist genau dieser Umstand, der auch einen Teil seiner Vorbehalte gegenüber Türken in Deutschland ausmacht, zu denen er sich widersprüchlich äußert: Einerseits lobt er »die« Türken. Er hebt hervor, daß sie zum Wohlstand der Deutschen beigetragen haben. Doch kann er sie auch nicht als normale Bevölkerung akzeptieren: sie haben nur zum Wohlstand der Deutschen beigetragen, nicht zum Wohlstand der Bevölkerung.

Weiter beschreibt er Türken als höflich, fleißig, nicht kriminell. Dies geschieht jedoch in einer Art und Weise, in der Ewald auch zum Ausdruck bringt, daß er manches Mal selbst darüber erstaunt ist.

> »Wie dem auch sei, eh, grundsätzlich hab ich da nix gegen, gegen die Leute, ... Das Gute auch dadran is, bei den Türken, daß die ja, eh, darü- hört man ja fast gar keine, fast keine Kriminali- Kriminalität davon, ne? ... Die sind ja eigentlich so, sind se ja ganz friedlich, da' muß man ja sagen. Daß da hin und wieder mal einer ausflippt, dat is, is, eh * klar, dat is bei uns ja genauso, ne? Gegenüber anderen vielleicht, sagen wir mal, mit'n Zigeunern hat man ja schon wieder, eh, andere Vorbehalte undsoweiter, ne? ... Dat is bei den Türken sicherlich nicht. ... Und, eh, nebenbei gesagt, ich hab auch sehr, sehr intelligente Türken * kennen gelernt, ne? ... als, als zum Beispiel als, als Arzthelferin ne? ... Perfekt! Perfektes Deutsch und sehr freundlich ... und höflich, ne? ... Also, die kann man natürlich, man kann überhaupt keinen Menschen nur od- od- oder n-nur die ganze, en Volk über einen Kamm scheren, dat kann man ja gar nich, ne?« (4/85-109)

Andererseits seien Türken aber auch rückständig, weil sie ihre Sitten nicht ablegten und ihr Familienverbund sehr starr und traditionell sei.

Eine weitere Gruppe besteht in Ewalds Wahrnehmung aus Angehörigen verschiedener »Ethnien«, die im Streit miteinander liegen: Wallonen und Flamen, Nordiren und Engländer. Diese Konflikte vergleicht er mit Animositäten, wie er sie zwischen Westfalen und Bayern kennt. Dabei nimmt die Gewalttätigkeit der Auseinandersetzung innerhalb dieser Gruppen aus seiner Sicht mit ihrer Entfernung von Deutschland zu.

Schließlich gibt es für Ewald noch die Gruppe derjenigen, deren Unterlegenheit gegenüber den Deutschen bzw. den Westeuropäern nicht eigens ausgesprochen werden muß: Afrikaner, Chinesen, Menschen aus asiatischen Ländern und Schwarze. Auch »Zigeunern« begegnet Ewald mit großem Vorbehalt.

Dagegen werden die Deutschen insgesamt von Ewald als reich, aber auch als bequem eingestuft. Nicht direkt zugesprochen, doch unterstellt wird ihnen auch eine gewisse Gutmütigkeit, weil sie angeblich alle Flüchtlinge in ihr Land ließen – was aber langfristig nicht gehe. Hinsichtlich der Frauenemanzipation herrsche in Deutschland große Freiheit. Ebenfalls nicht ausgesprochen, aber unterstellt wird, daß Deutsche immer christlich orientiert seien.

Daneben sieht Ewald innerhalb der deutschen Gesellschaft eine Kluft zwischen »denen da oben« und »denen da unten«. Mit »denen da oben« sind sowohl Politiker als auch reiche Leute gemeint.

Wie gesagt – den Frauen in Deutschland gehe es gut, wenn es sich nicht um türkische Frauen handele. Zwar gebe es auch in Deutschland Unterschiede zwischen Mann und Frau, doch diese Unterschiede seien natürlich und unhinterfragbar.[37]

> »Nee, ich bin natürlich auch nich dafür, daß der, der Mann nach Hause kommt, sich dahin setzt, und die Frau macht jetzt die ganze Arbeit. ... Dat wär Quatsch, wenn beide arbeiten, ne? ... Aber so gewisse Sachen muß doch der Frau vorbehalten bleiben, wie Wäsche und weiß ich wat, ne?« (4/336-343)

Sofern Frauen nicht explizit angesprochen werden, ist davon auszuge-

37 Auf diese Passage werde ich im Zusammenhang mit der linguistischen Feinanalyse noch einmal zurückkommen (vgl. Abschnitt 3.4.2.).

hen, daß Ewald immer von Männern spricht, auch wenn er dies nicht ausdrücklich sagt. Dazu zwei Beispiele: Die Juden. »...die Juden arbeiten ja nich mit de Hand. Oder habn se schon ma' en Bergmann oder en Schlosser gesehen als Jude?«. Bei der Thematisierung angeblicher Überbevölkerung spricht er zweimal davon, daß »die« zu viele Kinder »zeugen«. (4/1232)

Ewalds Bezug auf diese »gottgewollte« Ordnung der Menschheit ist in der Tendenz positiv. Dabei bringt er für alle Seiten Verständnis auf: Obwohl er es eigentlich ungerecht findet, daß es Reiche und Arme gibt, hat er dafür Verständnis, daß die Reichen nichts von ihrem Reichtum abgeben wollen. Obwohl er Flüchtlinge verstehen kann, wenn sie dahin gehen, wo es ihnen besser geht, ist er der Auffassung, daß sie eigentlich nicht hier hingehören.

Hier spielt sicherlich sein christliches Selbstverständnis eine Rolle, auf das er während des Gesprächs auch mehrfach anspricht. Dies ist auch noch in anderer Hinsicht relevant: Seine ethnopluralistischen Vorstellungen von der Welt sichert er mit dem Verweis auf die Bibel und die Sprachverwirrung von Babel ab. Daß er sich aus dem Fundus seines Wissens gerade darauf – und nicht etwa auf die Bergpredigt – beruft, bringt zum Ausdruck, daß seine Bereitschaft, zur Veränderung der Probleme, die er zwar sieht, beizutragen, gering ist.

3.2.5 »Also, ich halt mich lieber komplett da raus, ich sag dem, ich find dat nich gut, aber, * dat muß jeder wissen, ne?« (Florian, 30 Jahre, Produktionsplaner)

Florian arbeitet als Produktionsplaner in einem Mittelbetrieb. Vielleicht liegt es an dieser alltäglichen Praxis, daß er sparsam mit Bewertungen umgeht und sich lieber auf Sachfragen einläßt. Dennoch ist, wenn er über Einwanderer und Flüchtlinge spricht, eine Hierarchie seiner Sympathien nicht zu übersehen:

Am besten kommt Florian mit Spaniern, Portugiesen und Italienern klar: sie seien normal, sähen nur etwas anders aus.

Ostdeutschen gegenüber hat Florian zwar keine generellen Vorbehalte, doch sie stellten zu hohe Ansprüche. Entsprechend seiner Neigung, eher referierend als bewertend zu argumentieren, legt Florian eine solche

Kritik einem Ostdeutschen selbst in den Mund. Dies ist nicht nur eine Argumentationsstrategie, bei der die Auffassung einer Autorität, zumal noch aus der betroffenen Gruppe, ins Feld geführt wird, damit man sich dahinter verbergen kann, wie sie im rassistisch strukturierten Einwanderungsdiskurs häufig anzutreffen ist. Es verweist gleichzeitig darauf, daß Florian wohl davon ausgeht, ohne diese Autorität sei die Aussage über Ostdeutsche eine diskriminierende Äußerung. Dies wiederum verweist auf den herrschenden Diskurs über das innerdeutsche Verhältnis. Dabei sollte jedoch nicht übersehen werden, daß Florian auf diese Weise gleichzeitig die Homogenität der Ostdeutschen in Frage stellt.

Türken sind in der Sicht von Florian von den europäischen Ausländern insofern zu unterscheiden, als sie sich nicht anpassen und »ihre« Frauen wie minderwertige Wesen behandeln.

> »Bei den türkischen Leuten is die, is die Rollenverteilung viel krasser wie bei den Deutschen. ... Die Eman- zipation hat sich in Deutschland se- sehr weit durchgesetzt, wobei, eh, bei türkischen und dann noch weiter in die arabische Länder reingeht, die Frau ja mehr oder weniger als minderwertig betrachtet wird, so behandelt wird, und da sind die, die Rollenverteilung' einfach ganz krass. ... Wenn man ganz krass sagen will, is Frau für Herd und Bett, und der Mann geht arbeiten.« (5/655-666)

Noch schärfer fällt sein Urteil über Araber aus. Während er bei den Türken hervorhebt, daß die Schwierigkeiten vielfach auf Generationsproblemen beruhten, die sich »auswachsen«, läßt er diese Möglichkeit bei Arabern nicht zu.

> »Und wenn jetzt en Araber käm, der so aufgewachsen is, der sich auch gar nich vorstellen kann, daß es irgendwat anderes gibt in der Beziehung Mann Frau, wie soll dat gutgehen? ... Weil er wird immer auf seine Erziehung pochen, auf das Recht, was er hatte...« (5/730-735).

Am stärksten lehnt Florian jedoch sogenannte »Wirtschaftsflüchtlinge« ab. Von ihnen glaubt er, sie seien nur auf Geld aus und wollten Deutsche ausnutzen. Deshalb ist er dafür, sie auch dann des Landes zu verweisen, wenn sie zu Hause an Leib und Leben gefährdet sind. Die Brutalität seiner Forderung schwächt er dadurch ab, daß er vorschlägt, sie könnten ja in ein anderes Land abgeschoben werden, in dem sie dann erneut Asyl beantragen sollten.

Überheblich äußert sich Florian auch in bezug auf die Ausländer im Ausland, also diejenigen, denen er im Urlaub begegnet. Da sie deutsches Geld kassierten, hätten sie nicht das Recht, über Deutsche schlecht zu sprechen. Aufschlußreich ist sein Bericht über Erfahrungen, die er in

Thailand gemacht hat. Hier hat Florian einen Urlaub verbracht, der ihn von der freundlichen und aufgeschlossenen Mentalität der BewohnerInnen schwärmen läßt. Gleichzeitig berichtet er, daß Frauen in Thailand schlecht behandelt würden. Das ist nur dann kein Widerspruch, wenn Florian Aufgeschlossenheit gegenüber Ausländern, die das Geld bringen, als wichtig und ihre Binnenbeziehungen als unwichtig einstuft. Eine weitere Lesart ist die, daß er mit der »ganzen Mentalität der Leute da hinten« (5/761) in Wirklichkeit nur die der Thailänderinnen meint, von deren angeblichen Liebeskünsten im männlichen (Medien-)Diskurs so häufig die Rede ist.

Obwohl Florian auch sieht, daß Frauen in der Bundesrepublik letztlich für Kindererziehung verantwortlich seien, ist er doch der Auffassung, daß sich in Deutschland die Gleichberechtigung von Frauen weitgehend durchgesetzt habe. Daß es anderswo nicht so ist, liegt für Florian aber wohl weniger an dem Verhältnis zwischen Mann und Frau, als vielmehr an der »anderen Kultur«, eben der anderen »Welt«:

> »aber, eh, wenn ich jetzt anne arabische Welt denke, wo es doch noch viel so ist, daß, eh, die Frau mehr oder weniger als Untertan gesehen wird...« (5/309-311)

Oder:

> »...bei türkischen und dann noch weiter in die arabische Länder reingeht, die Frau ja mehr oder weniger als minderwertig betrachtet wird,« (5/660-662))

Das erklärt, warum er auch überhaupt keine Antipathien gegenüber Männern hat, die Frauen schlecht behandeln. Und dies führt bei ihm auch dazu, daß er deutsche Frauen, die sich auf solche Weise behandeln lassen, auch nicht bemitleidet. Für diese hat er schlichtweg kein Verständnis.

Florian bringt seine Lebenseinstellung auf den Punkt, wenn er sagt: »Jeder muß wissen, was er tut.« Darin ist eine ganze Portion Liberalismus, aber auch Egoismus enthalten, denn eine solche Position hilft ihm, sich von Verantwortung freizusprechen.

> »Ich sag mal, ich lehn Brutalität gegen Frauen ab, ehm, ich find einfach, dat muß in, in inner Partnerschaft muß dat zwischen den Partnern entschieden werden. Als Dritter sich in irgendwelche Sachen mischen, ... die nur die beiden was angehn, geht zu 99% sowieso schief. ... Und deshalb würd ich mich da nie direkt einmischen. Ich kann meine Meinung äußern, ich würd aber nie Ratschläge geben.« (5/672-680)

Diese Verhaltensvorgabe wird jedoch bei seiner Beurteilung der Flüchtlinge durchbrochen. Hier sagt er nicht: Jeder so, wie er will. Hier fordert er die konsequente Abschiebung. An dieser Stelle offenbart sich seine liberale Grundauffassung als eine Form von Egoismus. Er will Flüchtlinge und Armut aus seiner Reichweite verbannen; sollen sich doch die anderen in einem anderen Land dann mit diesen Menschen »rumschlagen«.

3.2.6 »Jedem Menschen soll es gut gehen. Nur, ob jetzt der Mensch, der eine andere Mentalität hat als wir, ob der unbedingt bei mir leben muß, ... das bleibt dahingestellt.« (Gerhard, 65 Jahre, Rentner, früher Industriemeister)

Gerhard ist ein lebensfroher Mann, der es gerne sähe, wenn es jedem Menschen gut ginge. Das betont er mehrfach. Er versucht, das, was er schön und wichtig findet, nicht unbedingt als das Nonplusultra anzusehen. Dennoch: Hinter dieser liberalen Auffassung verbergen sich auch massive Vorbehalte gegenüber Fremden und auch Vorbehalte gegenüber Frauen.

Dabei betrachtet und bewertet Gerhard die unterschiedlichen Gruppen und Nationalitäten offenbar nach dem Motto: Je weiter das Ursprungsland dieser Gruppen von Deutschland entfernt ist, desto problematischer ist ein Zusammenleben mit ihnen. Weit entfernt heißt dabei aber in der Regel, daß das Ursprungsland südlich von Deutschland liegt.

Völlig unproblematisch ist deshalb sein Verhältnis zu Engländern, Franzosen und Norwegern, sie gehören zu Europa und werden von ihm quasi wie Einheimische betrachtet. Interessanterweise gilt dies auch für Russen, denn Gerhard sähe überhaupt keine Schwierigkeiten, sollte eine Russin in seine Familie einheiraten.

Ebenfalls unproblematisch, wenn auch als »Einwanderungsbewegung« (6/10) gekennzeichnet, sieht er die Anwesenheit von Spaniern, Portugiesen und Polen. Das gleiche gilt für Italiener, von denen Gerhard allerdings zu wissen glaubt, daß diese wiederum eine deutsche Frau in ihrer Familie nicht akzeptieren könnten.

Echte Probleme bekommt Gerhard dann jedoch bei Personen, die aus dem Süden des ehemaligen Jugoslawien kommen. Dieses Gebiet identifiziert Gerhard offenbar damit, daß dort vor allem Moslems wohnen.

Diese Personen seien aufgrund ihrer Religion gegen die Emanzipation der Frauen – genauso wie Griechen, Türken, Iraner und Iraker. In diesen Ländern würden Frauen geschlagen, es herrsche Polygamie. Deshalb müßten sich deutsche Frauen vor diesen Landsleuten in acht nehmen, auch dann, wenn diese hier in Deutschland anders aufträten.

Bei den Türken geht seine Ablehnung jedoch noch ein ganzes Stück weiter. Türkisches Essen, türkische Musik, all dies, so meint Gerhard, wird »von uns« nicht vertragen. Gleichzeitig vermißt er eine Anpassungsbereitschaft der Türken an hiesige Lebensgewohnheiten. Und dies, obwohl sie umgekehrt von Ausländern in der Türkei diese Anpassung verlangten. Eine solche Anpassungsleistung hält Gerhard jedoch geradezu für eine Zumutung: in der Türkei herrschten katastrophale Verhältnisse. Die Errungenschaften der Zivilisation, Müllabfuhr, Kanalisation, Hygiene seien dort nicht anzutreffen.

Schließlich bezeichnet Gerhard Koreaner, Chinesen, überhaupt Personen aus der sogenannten Dritten Welt, als andere »Menschenrassen«, die in Armut leben, die sich aber in unserem Wohlstand auch nicht wohlfühlen könnten.

Seine Kritik an frauenfeindlichem Verhalten türkischer, iranischer und anderer Männer ist jedoch nicht durchgängig – und letztlich auch nicht glaubwürdig.

Auch Gerhard findet es richtig und besser, wenn in der Beziehung zwischen Mann und Frau der Mann das Sagen hat. Dies gibt er auch unumwunden zu, obwohl er gleichzeitig betont, daß der Prozeß der Gleichberechtigung richtig sei.

Andererseits beklagt er doch vehement das, was er als Folge dieses Emanzipationsprozesses wahrnimmt; er hält deutsche Frauen für egoistisch, weil sie zunehmend keinen Wert auf Heirat und Familie legten. Er räumt zwar ein, auch die jungen Männer seien so eingestellt, doch insgesamt macht er dafür Emanzipationsprozesse von Frauen verantwortlich. Dadurch gehe die Gemeinschaft und, weil er auf der Kleinfamilie aufgebaut sei, letztlich der Staat zugrunde. (6/185-186)

Auch in der Gesprächspassage, in der es um die Kopftuch-Geschichte geht, ist nicht die befürchtete Unterdrückung der Frau sein Argument dafür, daß die Türkin das Kopftuch bei der Arbeit ablegen solle. Sein Argument ist die Forderung nach Anpassung an hiesige Verhältnisse. Dabei nimmt er die junge Türkin, die hier eine aktive Rolle einnimmt, in dieser Position gar nicht wahr. Gerhard sagt, wenn sich die Familie

dazu entschlossen habe, in Deutschland zu leben, dann müsse sich diese Frau anpassen. Der aktive Status der Türkin, die sich immerhin ja weigert, das Kopftuch abzulegen, wird verdeckt. Gerhard sieht nicht die Frau, die handelt, sondern meint, die Bedingungen ihres Handelns würden ihr von der Familie vorgegeben.

Daß Gerhard überhaupt einem »traditionellen« Verhältnis zwischen Mann und Frau anhängt, zeigt sich an weiteren Formulierungen auch in Passagen, bei denen es um ein anderes Thema geht. So äußert er sich zum Beispiel über Einbrecher folgendermaßen:

> »Sind das denn nich im Grunde genommen auch ganz arme Menschen? * ... denn Einbrecher werden ja, eh, eh, teilweise gemacht. ... Weil sie keine Arbeit finden * und weil die Politiker es nicht schaffen, in den einzelnen Regionen für Ordnung und Arbeit zu sorgen, ... viele tausend Menschen, kriegen keine Arbeit und nagen am Hunger- Hungertuch, also wenn ich mal versuche, ich sage so oft auch in meinem Freundeskreis: Ihr könnt alle gut reden, ja? Aber habt ihr doch mal den Vater als Erwerbslosen, ... und, eh, die Muttter geht sowieso nich arbeiten, dann noch drei, vier Kinder, und die sind auch alle erwerbslos, und dann kommt auf einmal kein Erwerbslosengeld mehr, ... und dann teure Miete, eh, so: wie schnell wird denn da plötzlich der Anständige zu 'nem Verbrecher? Indem er en kleinen Einbruch macht oder sonst irgendwas, ja? ... Und deshalb muß ich da ganz vorsichtig sein, wenn ich mich da äußer und über diesen Menschen schlecht oder nicht schlecht spreche, ja?« (6/948-971)

Diese Passage ist noch aus einem anderen Grund für Gerhards Argumentationsweise charakteristisch. Gerhard ist häufig bereit, seine Äußerungen selbst zu relativieren und dadurch abzuschwächen. Mehrfach betont er während des Interviews, er spreche ja nur als »Laie« (6/146).

Deutlich wird aber sein Anspruch, moralisch (und christlich) zu leben und zu argumentieren. So kommt er im Gespräch über die Armut in der sogenannten Dritten Welt von sich aus darauf zu sprechen, daß er gerne »seinen Obulus« (6/1039) dazu beitragen möchte, daß es den Armen besser ginge. Doch kann er diesen Anspruch eben – bedingt durch rassistische Konstruktionen, die er im Einwanderungsdiskurs zuhauf vorfindet – nicht durchhalten. Deshalb ist seine Rede durchsetzt von Einerseits-Andererseits-Konstellationen. Am liebsten wäre es ihm, er bräuchte sich nicht zu entscheiden, und die Politiker und Experten würden ihn durch solche widrigen Fragestellungen »lenken« (6/993). Diesen Wunsch äußert er denn auch, als ich danach frage, ob er für oder gegen eine Einschränkung des Artikel 16 GG sei. Diese Frage will er den Experten und Politikern überlassen. Gerhard ist sich dieser Zwick-

mühle wohl bewußt. Und so versucht er, heiklen Fragen dadurch zu begegnen, daß er Anekdoten erzählt, um auf diese Weise auszuweichen. Das gelingt ihm jedoch nicht immer. Deshalb ist dieses Gespräch für ihn körperlich auch so anstrengend, daß seine Frau sogar darum bittet, das Gespräch abzubrechen, weil sie Herzprobleme befürchtet.

3.2.7 »es gibt ja manchmal Dinge, die müssen Sie leider tun, die sind entsetzlich, aber ... müssen Sie tun...« (Hanna, 55 Jahre, Hausfrau, früher Fremdsprachenkorrespondentin

Hanna ist eine sehr lebhafte und temperamentvolle Frau, die als Hausfrau (mit Berufsausbildung) ein finanziell völlig absichertes Leben führt, in dem sie auf (fast) nichts verzichten muß.

Kernpunkt ihrer Auffassung sind die angeblich fundamentalen und auch nicht zu überbrückenden Unterschiede und Gegensätze zwischen der christlichen Religion auf der einen Seite und dem Islam sowie dem Hinduismus auf der anderen Seite. Um diesen Kernpunkt kreisen alle wichtigen Bewertungen, die sie vornimmt.

Die christliche Religion ist in ihrer Sicht ausschließlich in Europa und in Amerika angesiedelt. Zu Afrika äußert sie sich diesbezüglich nicht. Religion und Kultur, das sind für sie beinahe identische Phänomene, wobei die Sprache innerhalb der Kultur eine eher untergeordnete Rolle spielt – obwohl Hanna die deutschen »Dichter und Denker«, (7/971) neben deutschen Komponisten, mehrfach als Exponenten deutscher Kultur anspricht.

Ausgehend von diesem unterstellten fundamentalen Unterschied zwischen Christen und Moslems charakterisiert sie Moslems auf folgende Weise: Sie seien auf dem Stand des Mittelalters:

> »Und diese Völker, die, die Iraner und das alles da unten, die sind jetzt, meiner Meinung nach, auf dem Stand, wie wir im Mittelalter waren. ... Und die müssen ihre Entwicklung selber durchmachen. Da können sie nich helfen. Da können sie nich sagen, sie müssen jetzt dat- den Schleier abmachen und die Frauen müssen. ... Wenn die, wenn die, ... ihre Kulturen behalten wollen und auf diesem Stand bleiben wollen, dann muß man die lassen.« (7/1234-1242)

Ähnliches gilt auch für Angehörige des Hinduismus. Aus dieser Grundhaltung heraus nimmt Hanna die Bewertungen verschiedener Personengruppen vor:

Mit Personen, die aus der christlichen Kultur kommen (Engländer, Niederländer, Schweizer, Amerikaner), sei der soziale Umgang und das Zusammenleben unproblematisch.

Eine besondere Gruppe bildeten hier nur die Aussiedler. Sie seien zwar deutschstämmig, sollten aber trotzdem nicht nach Deutschland kommen, weil Deutschland für eine Ansiedlung zu klein sei. Ihnen sollte besser an Ort und Stelle geholfen werden. Die AussiedlerInnen werden von Hanna durchaus negativ beurteilt: Sie seien faul und wollten auf bequeme Weise zu Wohlstand kommen. Da sie aber Christen seien, wäre es den Deutschen möglich, ihnen unter die Arme zu greifen und ihnen beim wirtschaftlichen Aufbau in ihren Ländern wichtige Hilfestellungen zu geben. Dies sei eben bei hinduistischen oder islamischen Personen nicht möglich, es werde durch die Kluft zwischen den Religionen verhindert.

Zu den hier lebenden türkischen MitbürgerInnen äußert sich Hanna widersprüchlich. Sie sollen sich an deutsche Verhältnisse anpassen, sollen sich in die deutsche Gesellschaft integrieren, obwohl, wie sie meint, sie dies aufgrund ihrer Kultur gar nicht können. Diejenigen, die sich anpassen, sind für sie deshalb auch nur Ausnahmen.

Auffallend ist, daß Hanna die Probleme der Anpassung von Türken an deutsche Verhältnisse auch darin sieht, daß sie mit den Deutschen politisch nicht gleichberechtigt sind. Sie fordert deshalb von deutscher Seite Maßnahmen, die es Türken erleichtern, deutsche Staatsbürger zu werden, und vergleicht dies mit den USA, wo eine Einbürgerung leichter als in der Bundesrepublik möglich sei. Eine doppelte Staatsbürgerschaft lehnt sie allerdings ab.

Die Eigenschaften, die Hanna Frauen und Männern zuschreibt, sind von der (jeweils von ihr so wahrgenommenen) kulturellen bzw. religiösen Einstellung dieser Menschen abhängig.

Christliche, d.h. deutsche, griechische, niederländische, amerikanische Frauen sind fleißig, pünktlich, sauber, vor allem aber emanzipiert und gleichberechtigt.

Türkische und iranische Frauen, sofern sie sich in der Bundesrepublik aufhalten, sind verschlossen: sie wollen nicht Deutsch lernen, sie wollen sich nicht mit deutscher Kultur auseinandersetzen, sie tragen Kopftücher und machen dadurch christlichen (deutschen) Menschen Angst.

Die Frauen im Iran sind durch Chomeini »zurückgesetzt« worden. Sie sind auf einem schlimmeren Stand als zu Zeiten des Schah-Regimes. Sie leben auf der Stufe des Mittelalters, doch wenn und sofern sie das wollen, müssen wir dies tolerieren und sie gewähren lassen.

Besonders drastisch werden indische Frauen von Hanna charakterisiert. Sie bringt diese direkt mit dem Hinduismus in Verbindung. Sie ließen wegen ihres Glaubens sogar Kinder verhungern (7/1304ff.).

Eines haben jedoch alle Frauen gemeinsam: die prinzipielle Fähigkeit, aus der Abhängigkeit vom Mann herauszutreten. Für die deutschen (christlich geprägten) Frauen habe der zweite Weltkrieg diese Wende eingeleitet: Sie mußten die Rolle des Mannes übernehmen, und diese Rolle haben viele Frauen nicht wieder abgegeben. Bei den Musliminnen stellt sich aus Hannas Sicht die Sache anders dar: Wenn diese aufgrund der Informationen, die sie aus dem europäischen Ausland erhalten, irgendwann einmal aufbegehren, dann glaubt sie, daß es zu einer »gewissen Verselbständigung der Frau und vielleicht auch (zu) ein bißchen mehr Eigenständigkeit« kommen kann, in der Weise, »daß auch die Männer den Frauen mehr Freiheit geben« (7/1561-1563).

Es bleibt also ein kleiner Unterschied zwischen islamischen und christlichen Frauen: Die christlichen Frauen haben ihre Emanzipation und Gleichberechtigung aus einer Verweigerungshaltung gegenüber den Ansprüchen ihrer Männer gewonnen. Islamische Frauen bekommen die Freiheiten von den Männern zugesprochen.

Auch die Eigenschaften von Männern unterscheiden sich nach den religiösen Zugehörigkeiten:

Türken, Iraner oder Perser, die sie vor allem als Moslems wahrnimmt, seien höflich, attraktiv, galant, hilfsbereit, bestimmend, fordernd (7/414), patriarchalisch, potent (7/498). Insgesamt dominierten sie über die Frauen und seien Machos (7/454).

Das waren deutsche, d.h. christlich geprägte Männer früher auch. (7/562-615). Heute seien sie wissend, überlegt (7/703, 7/1257) und verantwortungsvoll (7/769-782). Für Hanna stellen sie Autoritäten dar, auf die sie sich deshalb im Gespräch auch mehrfach beruft (7/1139-1151, 7/1267-1284).

Wichtig für die Charakterisierung von Deutschen und AusländerInnen ist also insgesamt ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion. Je nachdem, ob die Personen in einer christlichen Kultur leben oder ob sie

islamisch oder hinduistisch orientiert sind, fallen die Beurteilungen unterschiedlich aus. Das bestimmt in gleicher Weise die Beurteilung von Männern und Frauen. Islamische Frauen leben noch im Mittelalter, genauso wie eben die islamischen Männer. Unabhängig von der Zugehörigkeit zu der jeweiligen Kultur traut Hanna jedoch allen Frauen zu, an ihrer Situation etwas positiv zu verändern.

3.2.8 »Is nur, daß meine Sorge wär, daß meine Kinder dann zu sehr unterdrückt würden von diesen Männern.« (Imma, 47 Jahre, Hausfrau)

Diese Aussage von Imma ist für ihre Haltung gegenüber Türken in Deutschland charakteristisch, wenn es auch nicht die einzige Kritik ist, die sie in Verbindung mit Türken äußert.

Darüber hinaus seien Türken nicht so zuverlässig und gewissenhaft, wie es Deutsche seien. Diese Kritik wird von ihr allerdings auch wieder ein wenig relativiert, wenn sie meint, Türken sähen »vieles gelassener« und hätten auch »bessre Nerven« (8/791-792). Ihre Hauptkritik jedoch richtet sich auf das von ihr so wahrgenommene Verhältnis zwischen Mann und Frau.

Danach gibt es für den türkischen Mann zwei Varianten, in denen er sich zu Frauen verhalten kann: Entweder ist er streng gläubig, dann verhält er sich respektlos gegenüber Frauen. Oder er ist nur moslemisch geprägt, dann ist er in allen anderen Belangen okay und »normal«, jedoch gegenüber den Frauen weiterhin beherrschender als ein christlich geprägter Mann. Es gibt sozusagen eine sanfte und eine harte Variante des türkischen Mannes, der aber von ihr immer als Moslem eingestuft wird.

Und diesen Mann lehnt Imma ab, sofern sie selbst oder ihre Kinder mit ihm zu tun hätten. Dabei geht sie aber nicht so weit, türkischen MitbürgerInnen deshalb ein Recht auf politische Beteiligung, d.h. ein Wahlrecht abzusprechen. Sie weiß eigentlich gar nicht, warum dieses Wahlrecht nicht schon längst in der Bundesrepublik eingeführt ist. Eine fundamentalistische Partei sieht sie nicht als drohende Gefahr an. Auch die Frage, ob moslemische Frauen sich freiwillig dem Mann unterwerfen oder dies nicht tun, ist für sie kein Thema. Was andere machen, das stört sie nicht weiter:

»Muß ja jeder selber mit fertig werden, wenn, wenn meine Nachbarin en

Türken heiratet, und da würd ich mit verkehren und umgehen, da hätt ich ja gegen die Menschen ei'ntlich überhaupt nichts. Is nur, daß meine Sorge wär, daß meine Kinder dann zu sehr unterdrückt würden von diesen Männern.« (8/360-364)

Zwar werden von Imma auch Polen negativ gesehen, weil sie faul seien. Doch hat diese Beurteilung gesprächsstrategisch einen anderen Stellenwert als die Kritik an männlichen Türken. Imma bringt diese Bewertung der Polen zu einem Zeitpunkt ins Gespräch ein, als sie gerade eingestanden hat, sie hätte Probleme damit, wenn ihre Tochter einen Schwarzen heiraten würde, weil dann deren Kinder aufgrund ihrer Hautfarbe Schwierigkeiten bekommen könnten. Als ihr bewußt wird, daß dies eigentlich keine Begründung ist und sie hier eine rassistische Einstellung »preisgegeben« hat, wechselt sie (deshalb) das Thema und kommt auf Polen zu sprechen, die, »wenn man so rumhört« (8/419), schlecht angesehen seien, eben weil »die Allgemeinbildung« sage (8/422), daß sie faul seien. Hier nimmt sie ein Element aus dem derzeitigen Einwanderungsdiskurs auf, um aus einer unangenehmen Gesprächssituation herauszukommen

Auffällig sind ihre Aussagen über die Art und Weise, wie in der Bundesrepublik mit Flüchtlingen und dem Problem der Armut umgegangen werden soll.

»Hach, im Prinzip find ich, sollten wir allen, eh, Asyl gewähren, ob se jetzt aus materiellen Gründen oder aus politischen, eh, ich seh das schon ein. Ich sag, wenn ich irgendwo im A- eh, Land leben würde, wo ich am verhungern wär, auch, wenn se mich nich verfolgen, würd ich versuchen, in ein Land zu kommen, eh, wo es mir besser ging. Und warum? Uns Deutschen geht's ja allgemein sehr gut. ... Eh, bloß is es ja a- auch so, daß wirklich nich jeder kommen kann, ... von, von 'ner Regierung versteh ich das schon, wir können nich Mi- nich, eh, eh, jetzt noch en paar Millionen – es is ja son Elend aufe Welt, man müßte, wenn man so nimmt, ja bald jeden aufnehmen. ... Aber irgendwo kann die Regierung sich dat auch nich erlauben, denn dat Volk, dat würd uns wat ... anders erzählen, wenn se sagen, ja, also dat geht nich mehr so weit-, da krisse nur no' die Hälfte an Rente, und die andern müssen noch mehr Steuern bezahlen, ich mein, daß ich irgendetwas weniger * haben * würde, oder, oder da- wenn se mir, eh, 100 Mark oder 200 Mark im Monat abziehen würden, ... würd ich nich viel wahrscheinlich dazu sagen, wenn man sieht, daß vielen geholfen wird. Aber * jetzt geht's uns ganz gut, mir würden 100 Mark, eh, im Monat oder nich so weh tun, aber et gibt andere junge Familien, da tun 100 Mark im Monat vielleicht weh, und wenn se denen da noch steuerlich, eh, was wegnehmen würden / ... Ich mein, man soll se aufnehmen, aber irgendwo muß ja auch wirklich dann Schluß sein. Dat kann, kann, kann kein Land der Welt und unser kleines Deutschland bestimmt auch nich, alle aufnehmen. ...

Und das is dann schwer zu sagen, die dürfen kommen, und die dürfen nich kommen. Ich weiß da keine Lösung, und da solln sich mal Schlauere Gedanken machen (lacht).« (8/633-666)

Imma ist sogar bereit, auf private Mittel zu verzichten, damit »das Elend in der Welt« gelindert werden könne. Dies ist ein deutliches Zeichen dafür, daß ihre Auffassung, daß letztlich jeder machen solle, was er will, doch nicht hermetisch ist und von ihr auch nicht durchgehalten wird. Doch letztlich weiß sie sich auch keinen Rat und delegiert die Entscheidung an diejenigen, die angeblich »schlauer« sind.

3.2.9 »ich find auch viel, eh, daß die nich versuchen, hier richtig reinzukönnen.« (Jutta, 54 Jahre, Hausfrau, früher Montagehelferin)

Türken werden von Jutta zwar widersprüchlich, aber in der Gesamttendenz negativ charakterisiert. Dabei sind es vor allem zwei Dinge, die Jutta bei Türken zu bemerken meint:

Türken sind verschlossen und schotten sich gegenüber Deutschen ab. Dies führe vor allem bei den Frauen zur mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache. Daß dies so ist, hält Jutta zuweilen für schlichte Bequemlichkeit der Türken, sich aus ihrer Familientradition zu lösen.

Der zweite Kritikpunkt richtet sich auf die allgemeinen Normen und Werte der Türken und den Verhaltenskodex, der vor allem Frauen in der Öffentlichkeit auferlegt werde. Sie sieht dadurch die Bewegungsfreiheit der Frauen eingeschränkt.

Beides wird aus ihrer Sicht durch die Bindung in der Großfamilie hervorgerufen, die ihre Mitglieder »wie ein Schwamm« aufsauge (9/398) und auf diese Weise solche Verhaltensweisen stabilisiere. Diese türkische Großfamilie stehe in der Regel unter dem Einfluß des Islam, der sich zudem dann noch verstärke, wenn die Türken in der Türkei leben. In Deutschland führten zumindest die Arbeitskontakte manchmal zu einer Auflockerung und Aufweichung.

Doch in der Regel verhindere der Familienverband solche Entwicklungen und trage damit zur Stabilisierung der Isolation von Türken bei, die das Zusammenleben von Deutschen und Türken erschwere. Er übe einen großen Druck auf die einzelnen Mitglieder aus, binde sie ein und verhindere eine Anpassung an deutsche Normen. Türken lebten in

Kolonien, und wenn sie dies nicht tun – wie dies bei der Nachbarin der Fall ist –, dann isolierten sie sich und seien wegen der mangelnden Sprachkenntnisse nicht in der Lage, zu Deutschen Kontakt aufzunehmen.

Doch diese gleiche türkische Großfamilie hat für Jutta durchaus auch reizvolle Momente. Sie gerät geradezu ins Schwärmen, wenn sie die Solidarität innerhalb der Familie – und dort auch unter Frauen – beschreibt. Hier sieht sie Momente, die sie aus ihrer Jugend zu kennen glaubt und die in Deutschland – auch unter dem Einfluß der »knallharten« (9/1202) Amerikaner – verlorengegangen seien.

Diese Sicht der Dinge ist für Jutta eindeutig, sozusagen sonnenklar und durch eine Menge eigener Erfahrungen gestützt. Deshalb kommt es, daß sie Verhaltensweisen von Türken, die nicht ins Bild passen, nicht als Korrektur ihrer Sichtweise begreift, sondern entweder als Ausnahmen charakterisiert oder sogar als zusätzliche Eigenschaften, denen mit größter Vorsicht zu begegnen sei.

Ihre türkische Nachbarin, die nicht in einer Großfamilie bzw. in einem türkischen Wohnverbund lebt, ist eben eine dieser Ausnahmen. Allerdings nur in dieser Hinsicht. Was ihre Abschottung und infolgedessen mangelnden Sprachkenntnisse angeht, ist sie für Jutta wieder typisch.

Ein weiteres Beispiel: Als sie diskutiert, daß viele Türken ihren Kindern vorschrieben, wieder mit ihnen in die Türkei zurückzukehren, bemerkt sie wiederum mit Blick auf ihren Nachbarn:

> »Aber er, er is da wieder ganz anders, ne? Er will se nicht mitnehmen, aber viele Eltern nehmen ihre Kinder mit oder schicken se wieder nach Hause, wenn die Mädchen in son heiratsfähigen Alter sind. So wie dieses eine Mädchen ... der Vater hat sie in den Urlaub einfach dann zu Hause gelassen, die wurde da verheiratet, die wurde gar nicht lange gefragt und is da, mußte da bleiben, ne?« (9/359-365)

Wo der Verweis auf die Ausnahme nicht überzeugend ist, wie z.B. bei der Frage eines Wahlrechts für Ausländer, das Jutta ablehnt, bemerkt sie, es seien nur die Türken, die überhaupt wählen wollten – im Unterschied zu Niederländern, die ebenfalls in Deutschland lebten. Und sie bemerkt weiter, daß Türken sich im Betrieb auch zur Wehr setzten – allerdings ohne Erfolg. Sie wertet diese Erfahrungen nicht als ein Anzeichen dafür, daß möglicherweise ihr Bild von den Türken falsch ist, sondern stellt sie in einen anderen negativen Deutungszusammenhang, indem sie darauf anspielt, Türken seien besonders anspruchsvoll.

Jutta hat zwar durchaus auch gegenüber Angehörigen anderer Nationen Vorbehalte, z.B. gegenüber (ehemaligen) Jugoslawen, sofern diese Moslems sind, aber auch gegenüber Italienern, bei denen sie glaubt, daß die Frauen bei ihnen Schwierigkeiten hätten. Selbst tschechische Freunde, mit denen sie einmal die Erfahrung gemacht hat, daß diese sie dadurch ausgegrenzt haben, daß sie untereinander tschechisch sprachen, werden davon nicht ausgenommen.

Doch insgesamt macht Jutta ihre Kritik an Türken fest, die sie meist gleichzeitig als Moslems betrachtet. Türken sind die Andersgläubigen, die sie nicht kennt, von denen sie meint, daß sie sie auch nicht kennenlernen kann und vor denen sie sich fürchtet.

Wenn sie auch hauptsächlich die Schwierigkeiten im Zusammenleben, auch das Entstehen von Ausländerfeindlichkeit, stark an diesem aus ihrer Sicht unkooperativen Verhalten der Einwanderer festmacht, so macht sie doch nicht durchgängig die Opfer von Diskriminierung zu Tätern. Auch das Fernsehen trage dazu bei, daß die Deutschen mangelnde Kenntnisse über ihre ausländischen Mitbürger haben. So beklagt sie:

> »es wird viel zu wenig * gezeigt, so, eh, da ... wird England ge- wird Amerika gezeigt, ... wie es da geht, aber wenig hier im Fernsehn über die, die türkischen Leute, wie sie leben, und, und es wird gar nicht so richtig erklärt, obwohl se schon viele Jahre hier bei uns wohnen, ne? Ich mein, da hakt es en bißchen, ne?« (9/41-47)

Und selbst in dem Bereich, der im Zentrum ihres Mißfallens steht, der mangelnden Kenntnis der deutschen Sprache, ist sie durchaus in der Lage zu fragen:

> »Vielleicht liegt es auch daran, daß wir nicht Türkisch lernen wollen, ne?« (9/857-858)

Obwohl die Situation der moslemischen Frauen aus ihrer Sicht eine bedauerliche ist, in der sie ihre Töchter nicht sehen möchte, sieht sie durchaus Parallelen zu dem, wie es zwischen einem deutschen Mann und einer deutschen Frau zugeht.

Jutta sieht ein »normales« Geschlechterverhältnis dann als gegeben an, wenn die Frau sich um die Kinder und den Haushalt kümmert und der Mann um die Arbeit. Das sei nun mal so, wenn sie dies auch mit einem (leichten) kritischen Unterton äußert. Durch die starke Position im Haushalt und in der Familie gewinne die Frau aber auch Selbstbewußtsein. Bezogen auf ihre türkische Nachbarin äußert Jutta:

> »Ja, ich glaub inner Familie hat die Frau doch mehr das Sagen. So eh, eh, mit

allem. ... Das nehm ich stark an, ne? ... Ich find, die deutsche Frau hat ja inner Familie auch so mit den Kindern mehr zu tun wie der Mann. Der, so, mein Mann hatte damals vier verschiedene Schichten, ... der hatte Frühschicht, Mittagschicht, ... die ganze Erziehung mit den Schulaufgaben und so, das blieb doch ... an mir. ... Also bestimmt sie doch in ihrer Familie doch auch, was da zu machen is. Ich mein, da steht sie uns gleich, ne? Die hat doch die Erziehung der Kinder da, und sie muß die Wäsche waschen und Essen kochen und, und also da würd ich kaum Unterschiede da erkennen. Das wird da genauso verschieden sein wie bei uns auch, ne? ... Einmal hat der Mann hier son bißchen mehr zu sagen wie die Frau, und da glaub ich nicht, daß das da so großartige Unterschiede gibt.« (9/220-255)

Ohne dies an bestimmten Nationalitäten festzumachen, werden Flüchtlinge von Jutta immer in negative Zusammenhänge gestellt. Unmittelbar nachdem sie ihre Empörung über die Überfälle auf Flüchtlinge auch dadurch ausgedrückt hat, daß sie ihre Tränen kaum zurückhalten kann, äußert sie sich folgendermaßen:

»dat is au' so, die Medien, die * jubeln alles ziemlich hoch, et gibt einige Fälle, da bekommen die Leute Arbeit, weil die einfach alle Arbeit annehmen, die se grade bekommen. ... Wir sind hier so: Nein, ich will das nich. Ich will dies nich, Dann bekommt der Arbeit, und dann, dann gibt's auch hier Leute, die kassieren hier ihre Unterhalt, kassieren inner nächsten Stadt wieder ihren Unterhalt, ne? Un das wird ja in den Zeitungen hochgewirbelt. Das gibt solche und solche dabei, es gibt wirklich fiese Leute, die alles hier ausnutzen, weil der Staat ja das auch ermöglicht. Die eine Stadt weiß nich, was die andere Stadt gibt. Und wir haben zwar hier 'ne Meldepflicht, aber, phf, wer kommt da auf die Idee, das einer sich in Duisburg meldet und in Rheinhausen meldet und das Geld bekommt.« (9/529-544)

Die Vorwürfe gegenüber Flüchtlingen werden zwar vorsichtig formuliert und auch relativiert. Dennoch werden sie als Grund dafür akzeptiert, daß sich Ausländerfeindlichkeit entwickelt. In einer späteren Gesprächspassage, in der es um die Armut in der sogenannten Dritten Welt geht und um die Frage, was dagegen zu unternehmen sei, sagt sie:

»Und da sind ja auch viele Leute, die aus wirtschaftlichen Gründen herkommen. Wenn ich dahinten en Haus hab', zum Beispiel, wie ich so, so hier so, so verschiedene, eh, Leute kenne, die haben Haus gehabt, die haben Hof gehabt, die haben alles gehabt. Die haben vor sich hin gewurschtelt und so. Is gut! Dann, ich- wenn dat so viele Jahre gut gegangen is, dann bleib ich da! Dieviele haben aber überhaupt keine Geduld mehr. Sie wollen einfach sofort – Bombs muß et da sein. ... Die wollen ja heute mehr. Die Leute sind einfach zu gierig geworden. Die sind nich mehr so zufrieden, das ist das Problem.« (9/1357-1370)

Auch die Geschichte eines Ghanaers, den sie kennt, der sich in Deutschland auch auf Kosten seiner eigenen Familie »durchwurschtelt«, enthält solche negativen Unterstellungen.

»Ich find, viele lügen sich selber in 'ne Tasche und machen den Leuten das, den Mund wässrig, und dann kommen die hierher, un dann sehn se, daß se arbeiten müssen.« (9/1389-1391)

Dabei ist es für Jutta zumindest nicht in erster Linie das Problem, daß hier deutsche Kassen geleert würden, sondern daß im Ausland der Eindruck entstehe, in Deutschland müsse man für sein Geld nicht hart arbeiten. Auf diese Weise würde ein Wohlstandsdenken geschürt, das die Menschen, vor allem die Deutschen, hochnäsig und faul werden lasse.

Jutta nimmt ihre Bewertungen sehr stark aus der Position einer Frau wahr, die in ihrem Leben hart arbeiten mußte, um zu ein bißchen Wohlstand zu kommen. Ihre Vorbehalte gegenüber Flüchtlingen aus den armen Regionen der Welt zeigen, daß sie davon ausgeht, daß sie mehr zu verlieren hat als ihre Ketten.

3.2.10 »...dann paßt man sich wahrscheinlich automatisch an, um nich aufzufallen...« (Karin, 60 Jahre, Einzelhandelskauffrau)

Gefragt nach einer Selbsteinschätzung, würde Karin sicherlich von sich sagen, daß sie Ausländern sehr aufgeschlossen und tolerant gegenüberstehe. Ihr Bemühen, als ausländerfreundlich angesehen zu werden, kommt in dem Gespräch mehrfach zum Ausdruck. Sie weist häufiger auf Situationen hin, in denen sie Ausländer gegenüber Deutschen in Schutz genommen hat und bei den Deutschen für Verständnis für diese Menschen geworben hat.

Diese Redestrategie hat bei Karin allerdings nicht nur die Funktion, eigene Vorbehalte und rassistische Einstellungen zu verbergen, wie dies häufig bei der Rede über Einwanderung anzutreffen ist. Karin setzt sie auch dazu ein, differenziert zu argumentieren. Nicht nur die Erwägungen nach dem Muster einerseits/andererseits kommen mehrfach vor, sondern sie geht insgesamt vorsichtig mit Verallgemeinerungen um und beschreibt ihre Erfahrungen mit türkischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die sie in ihrem Berufsleben als Schuhverkäuferin machte, konkret und differenziert. Sie spricht von alten Türkinnen, von jungen Türkinnen, von Türk(inn)en, die vom Lande kommen und Türkinnen,

die aus der Stadt eingewandert sind, von türkischen Ehemännern, die sich im Unterschied zu ihren Frauen gut verständigen könnten.

Völlig unproblematisch sind in ihren Augen junge Türkinnen. Sie fallen nicht auf, haben keine Sprachprobleme und sind angepaßt. Auch Türkinnen, die aus Großstädten der Türkei kommen, sind »modern« und sprechen gut Deutsch.

Dagegen fallen ihr alte Türkinnen durch ihre bunte Kleidung auf (10/13, 10/29), sie seien auch zurückhaltend, was vielleicht durch ihre Sprachprobleme (10/55) bedingt sei. Meist kommen sie vom Land, d.h. sie sind arm und traditionsbewußt. Sie können und wollen sich häufig nicht an deutsche Verhältnisse anpassen. (10/53) Doch letztlich sieht Karin solche Probleme als vergänglich an, denn:

> »...in 50 Jahren, in 100 Jahren, da wird man das nich mehr feststellen können so ohne weiter's, daß die aus der Türkei sind. Dann haben die sich so – angepaßt will ich jetzt nich sagen, die sind dann hier groß geworden, und dann paßt man sich wahrscheinlich automatisch an, um nich aufzufallen, ist doch klar. Und dann der Nachahmungstrieb der Menschen, ne?« (10/214-220)

Diesem Anpassungsprozeß gewinnt Karin sogar auch für die deutsche Gesellschaft positive Seiten ab: Deutschland sei immer schon ein Schmelztiegel gewesen und hätte deshalb auch so viele kluge Köpfe hervorgebracht (10/930-934).

Interessant ist hier, daß sie den »deutschen Kern« dieses Schmelztiegels durchaus als bewahrenswert ansieht. So sagt sie:

> »Ich mein, dat is klar und so viel Menschen, eh, Flüchtlinge kommen ja auch nich, daß die, eh, uns so beeinflussen, daß se dann, wie ich mal gelesen hab, hier im, im Jahre 2000 oder 2020 gäb's ke'ne Deutschen mehr, also dat find ich ja so wat von lachhaft, also da kann ich wirklich nur drüber lachen.« (10/945-949)

Dieser deutsche Kern hat sehr viel mit dem Wohlstand in Deutschland und dieser wiederum mit der Wirtschaft zu tun. Fluchtbewegungen, die dies in Frage stellen, will auch Karin nicht hinnehmen. Sie kann zwar einerseits die Flüchtlinge verstehen, daß »die auch was von dem ... Happen mithaben wollen« (10/586-587), und sie glaubt auch, daß, sofern »wir das verkraften können« (10/595), Einwanderung zugelassen werden sollte. Dennoch will sie nicht, daß sich Deutschland als ein Einwanderungsland versteht. Solange

> »unsere Wirtschaft weiterhin floriert ... solln se kommen. ... Und wenn man merkt, et wird skeptisch, dann müssen wir halt die Zahl begrenzen oder sagen: Einwanderungsstop.« (10/655-661)

Unterschiede im Verhältnis von Mann und Frau bei Türken bzw. Moslems und Deutschen bzw. Christen sieht Karin darin, daß im Islam das Patriarchat noch viel mehr greife (10/323) als im europäischen Raum.

Vor 50 Jahren sei das hier in Deutschland noch genauso gewesen. Ihre eigene Entwicklung ist für sie dafür ein Beleg. Früher habe sie sich Männern gegenüber untergeordnet.

Dennoch verbindet Karin Frausein auch heute noch stark mit der Existenz als Mutter. Sie kann sich z.B. mit Betty Mahmoody deshalb identifizieren, weil diese als Mutter ihrer Tochter im Iran Schwierigkeiten bekam. Sie betont, in ihrer Ehe früher eine gute Ehefrau und Mutter gewesen zu sein. Im Zusammenhang mit der Kopftuch-Geschichte äußert sie z.B.:

> »Ich verstehe, daß man sagt: Gut, jedes Kind, sobald es anfängt, hier ... rauszugehen, dann merken die auch: Aha, das sind andere Leute und dann werden wahrscheinlich die, oder die fragen: Warum hat die en Kopftuch, is ja Sommer, warum haben die Kopftuch. Dann wird die Mutter sagen: Aus dem und dem Grund.« (10/288-292)

Überhaupt geht sie bei der Behandlung der Kopftuch-Geschichte selbstverständlich (und berechtigt) davon aus, daß in Kindergärten nur Erzieherinnen beschäftigt sind (10/314). Der Gebrauch der femininen Form ist deshalb beachtenswert, weil sie ansonsten den Gebrauch geschlechtsneutraler bzw. maskuliner Formen vorzieht. Und auch bei der Schilderung ihrer eigenen Mutter macht sie deutlich, daß sie deren damalige Rolle als selbstverständlich ansieht: Sie habe sich nicht um Politik gekümmert. Das gelte zwar auch für ihren Vater, doch bei der Mutter wird dies begründet: Sie habe genug mit den Kindern zu tun gehabt, zumal ihr Mann im Krieg war. Und nach dem Krieg war es denn so, daß die Mutter die Lebensmittelmarken auf dem schwarzen Markt umsetzte.

Doch Karin sieht die Frau nicht nur als Mutter. Bei ihrer Charakterisierung der Frau als Ehefrau und Lebenspartnerin fließt Kritik ein. Sie erzählt ausführlich von ihrer mittlerweile geschiedenen Ehe und betont dabei ständig, daß sie sich heute so nicht mehr verhalten würde. Heute hätte sie vor keinem Mann mehr Angst. Doch bei aller Kritik, sie begreift es auch heute noch als die Regel, daß eine gute Ehefrau ihren Mann bedient und bekocht. Geschieht dies nicht, dann ist das eine Provokation für den Mann. Nur: Karin würde heute in Kauf nehmen, keine gute Ehefrau zu sein.

Im Grunde sieht Karin die Türkinnen in einer Situation, in der sie bzw. ihre Mutter vor einiger Zeit auch noch waren. Im Verhältnis zu Männern glaubt sie, daß Türkinnen sehr selbstbewußt seien. Bei den älteren Türkinnen gelte dies jedoch nur im Binnenverhältnis. Nach außen seien sie zurückhaltend, doch sie wüßten sehr wohl, was sie wollten und setzten dies auch durch.

Es kommt zum Ausdruck, daß Karin durchaus von der Frauenbewegung beeinflußt worden ist, ohne daß sie dies explizit sagt. Sie spricht nur allgemein Veränderungsprozesse an, sagt, daß das früher anders war als heute etc. Andererseits hat sie mit dem traditionellen Bild noch nicht gänzlich gebrochen. Dort, wo es für sie nicht problematisch ist, wo sie keine Einschränkungen in ihrer persönlichen Freiheit (oder Sicherheit) sieht, hat sie die Position der Frauen noch nicht weiter bedacht.

3.2.11 »...ich leg Wert darauf, daß ich, ehm, eine nationalkonservative Einstellung hab...« (Lars, 21 Jahre, Abiturient)

Lars macht aus seiner Ablehnung gegenüber Türken und anderen Ausländern keinen Hehl. Er stuft seine politische Haltung selbst als nationalkonservativ ein und fordert, daß man in einem Rechtsstaat über alle kritischen Dinge sprechen können müsse.

Und dies sieht er allerdings als nicht gegeben an. Lars geht zum Zeitpunkt des Interviews noch zur Schule und hat dort bereits massive Auseinandersetzungen mit jungen Türken, die ihn als »Nazi-Schwein« beschimpft haben, in deren Gefolge einer der Türken das Gymnasium verlassen mußte. Daß diese Türken sich möglicherweise durch seine politischen Ansichten bedroht fühlen, vermag Lars nicht einzusehen.

Und obwohl die angesprochene Auseinandersetzung zu seinem Gunsten ausging, begreift er sich als das Opfer von Aggressionen von Türken, zu deren Mentalität es gehöre, daß sie »einfach Haßobjekte« (11/123) bräuchten.

Wahlrecht für Ausländer lehnt Lars strikt ab, dies würde nur die politische Macht der Türken stärken. Außerdem passe deren Auffassung von Religion und Politik nicht in die westliche Welt, wo diese beiden Bereiche strikt voneinander getrennt seien.

Er wendet sich gegen eine multikulturelle Gesellschaft, von der er glaubt, daß Heiner Geißler sie fordere. Die Konflikte, die er erlebt und von denen er in der Zeitung liest, zeigten ihm, daß eine multikulturelle Gesellschaft allein steigende Kriminalität zur Folge haben werde. Heute schon seien Ausländer, Türken, Kurden und Cinti und Roma ständig in kriminelle Akte verwickelt. Über Drogenbanden sorgten sie dafür, daß »unsere« Kinder drogenabhängig würden.

Für die Anschläge von Hoyerswerda und Hünxe hat Lars in erster Linie Verständnis. Allerdings sieht er andere Beweggründe für solche Taten im Osten als im Westen. Im Osten würden solche Angriffe aus Arbeitslosigkeit erwachsen. Bei dem Attentat in Hünxe sei dies anders. Lars kennt einen der Täter von Hünxe seit vielen Jahren, und er beteuert, daß dieser zwar ein Skinhead sei, aber kein »Charakterschwein« (11/584). Die Angelegenheit sei nur ein »dummer Jungenstreich« (11/562-563) gewesen.

Einzig Türkinnen kommen bei seiner Beurteilung gut weg. Sie seien nett, helfen ihm mit Hausarbeiten in der Schule aus, nein, über Türkinnen kann Lars nichts Schlechtes sagen.

Gefragt, in welchen Bereichen Deutsche etwas von Türken lernen könnten, hebt Lars zwei Dinge hervor: von ihrer Eßkultur und von der Sitte, daß Frauen bei ihnen nichts zu sagen haben.

3.2.12 »dat is so meine Erfahrung der letzten Jahre, dat Toleranz wirklich immer wat mit Lebensstandard zu tun hat, ne?« (Magdalene, 38 Jahre, Studienrätin)

Entscheidend für die Charakterisierung und Beurteilung von Menschen ist für Magdalene deren soziale Herkunft bzw. soziale Lage. Arm zu sein ist gleichbedeutend mit dumm und unwissend, auch hinterwäldlerisch, miefig und spießig zu sein. Reich zu sein bedeutet in der Regel, über mehr Bildung zu verfügen, aufgeklärt und modern zu sein.

Es ist diese soziale Stellung, die auch die Sichtweise der Menschen bestimme: Wer arm ist, wird neidisch auf diejenigen, die mehr haben bzw. von denen er/sie glaubt, daß sie mehr haben. Auf diese Weise erklärt Magdalene sich das Entstehen von Ausländerfeindlichkeit bei Deutschen, welche sie ablehnt.

Doch weil sie hier ein Determinationsverhältnis sieht, kann sie andererseits für diese ausländerfeindlichen Deutschen ein gewisses Verständnis aufbringen. Als Studienrätin mit einem sicheren Beamteneinkommen, so glaubt sie selbst, seien die Nöte der kleinen Leute eben weit weg von ihr, und deshalb könne sie es sich leisten, liberal und verständnisvoll gegenüber Fremden zu sein.

Eine weitere Erklärung für zunehmende Ausländerfeindlichkeit ist für Magdalene, daß viele Deutsche mit ihren Problemen nicht klarkämen: Viele seien dumm und hätten Angst, und dies sei eine, wie sie meint, »heiße Kombination«. Sie vergleicht das derzeitige gesellschaftliche Klima mit der Situation Ende der 50er / Anfang der 60er Jahre,

> »wo dat alles sehr eng war, die Leute sich wenig so um allgemeine Zusammenhänge gekümmert haben, ... ja – und dann kam so Ende der 60er und der 70er, in der Zeit hab ich sicherlich gedacht, es wird alles besser, ne? ... Und dat war die wichtigste Erfahrung, daß dem nich so war, ... Dat sich eben nix verändert hat. Ja, weil die Leute halt nich so mutig sind ... also früher hab ich gedacht, et liegt einfach daran, die wissen bestimmte Sachen nich, ne? ... Und inzwischen glaub ich, ... dat is auch mit dieser Angst halt so. ... Also dat man bestimmte Sachen weiß, heißt dat ja noch nich, dat man den Mut hat, se auch auszuprobieren, ... Wenn die Leute dat halt, wat weiß ich, wenn die mal dreißig sind und dat nie ausprobiert haben, die resignieren dann, die geben dann auf. Man fängt auch an, Gründe dafür zu suchen, ne? Weil, warum man, ... nich mutiger ist.... Und dann is et halt einfacher, ne? Auf Leute neidisch zu sein, oder so?« (12/703-736)

Die EinwanderInnen und Flüchtlinge sieht sie vor allem als diejenigen an, auf die sich der Neid dieser Menschen richte. Magdalene führt also nicht nur ökonomische Motive für Ausländerfeindlichkeit ins Feld, sondern auch psychologische, die aber in ihren Augen wohl von geringerem Gewicht sind.

Die soziale Stellung ist auch für die Wahrnehmung der Probleme von Gastarbeitern bei Magdalene leitend:

Gastarbeiter sind, nach Magdalenes Auffassung, in der Regel arm. Diejenigen Kinder von Migranten, die ins Gymnasium gehen, sind deshalb für sie auch Ausnahmen und keine typischen Gastarbeiter-Kinder.

> »Also unsere Schülerinnen, die kommen teilweise aus, eh, aus nicht-typischen Gastarbeiterfamilien, sondern, eh, die es also so im Grunde son biß-, also, die einzeln wohnen, eh, und sehr viel Wert drauflegen, eh, sich so deutschen, eh, Verhältnissen anzupassen. ... Also teilweise, von zweien weiß ich, dat die Väter Angestellte sind, wat nich ganz, eh, üblich ist, ... Wat nich ganz, ja so dem Durchschnitt entspricht.« (12/177-183)

Und weil diese Personen arm seien, hingen sie an ihren traditionellen Sitten und Bräuchen, die sie »Folklore« nennt. Früher hatte Magdalene dafür Verständnis. Nach einem Türkei-Urlaub jedoch, in dem sie persönlich mit türkischen Männern umzugehen hatte, die sie übersahen und nicht beachteten und sich nur auf ihren männlichen Urlaubsbegleiter bezogen, hat sie ihre Meinung völlig verändert.

Türkische Männer sieht sie seit dieser Zeit nicht mehr allein in der Opferrolle, sondern auch als Täter. Ihre Schilderung türkischer Männer läßt die Differenziertheit, mit der Magdalene ansonsten Personen beurteilt, vermissen. Sie seien faul und unterwürfig gegenüber Deutschen und ließen zudem ihre Frauen für sich arbeiten. Insgesamt legten sie ein Verhalten an den Tag, in dem sie nach oben, sprich: gegenüber den ihnen überlegenen Deutschen buckelten und nach unten träten. Unter ihnen stehen aus Magdalenes Sicht aber nicht nur Frauen, sondern auch Kinder und jüngere Männer. Selbst Touristen, die in der Türkei Urlaub machen, erwähnt sie in diesem Zusammenhang.

Auch eine Diskussion mit ihren SchülerInnen über ihre Türkeierfahrungen hat an dieser Haltung nichts verändern können. Magdalene hat hier ein festes Bild aus ihrem Urlaub in der Türkei mitgebracht. Anzeichen und Argumente, die dieses Bild verändern könnten, werden von ihr beiseite geschoben. Obwohl die Schülerinnen sicherlich besser mit dem Koran vertraut sind als Magdalene, was sie auch einräumt, wischt sie deren Argumente vom Tisch mit dem Hinweis darauf, daß sie ihr etwas »weismachen« (12/193) wollten, weil sie sich wohl von ihr angegriffen fühlten (12/189-190).

Magdalene glaubt, daß sich das Verhältnis zwischen Mann und Frau bei Moslems bzw. Türken »im Durchschnitt« fundamental von dem zwischen Christen unterscheidet. Auf diese Weise kann sie Ausnahmen in ihre Sichtweise durchaus integrieren und zulassen.

Die Situation und Problematik von Flüchtlingen, die sie u.a. auch schon mal mit dem Terminus »Asylanten« belegt, sieht sie als anders an als die der Gastarbeiter. Nicht nur ihre Anzahl nehme zu, sondern sie kosteten die Gesellschaft auch Geld – was Magdalene persönlich nichts ausmacht.

Es fällt ins Auge, daß Flüchtlinge von ihr nicht als Agierende und Handelnde begriffen werden. Angesprochen auf die damals geführte Diskussion um eine Veränderung des Artikels 16, merkt Magdalene an:

> »Also, den Artikel, eh, phf, also ich hab eigentlich so dat Gefühl dat, dat

interessiert mich nich, ne? Also dat interessiert mich insofern nich, eh, wegen mir können die auf jeden Acker, eh, Schlichthäuser oder Container bauen, ne? ... Und wegen mir können die 'n Großteil des Bundeshaushaltes, eh, zur Ernährung und, eh, also für Sozialhilfe für Asylbewerber ausgeben, ehm, ich weiß nich, wie dat wär, wenn mein Gehalt gekürzt würde, ne? Ich denk, im Moment läßt sich da noch gut drüber reden, dat weiß ich nich, ne? Also ob ich da nich doch so langsam dat Gefühl bekäm, oh nee, jetzt aber ohne mich, ne? ... Also, weiß ich nich so genau. Ich denk eher, dat Problem is, eh, dat dat keine Lösung is, ne? Also, wir können jetzt nich hier alle durch-, also nich alle, also ich seh dat auch schon, daß mehr mehr werden werden, mehr werden. ... Mehr werden. Und, eh, ich denk, dat is keine Lösung, ne? Also, wenn man die hier irgendwie einigermaßen, eh, normal unterbringt und, eh, dies Asyl- eh, Verfahren durchlaufen läßt.« (12/358-377)

Auch hier sieht Magdalene Probleme eher dabei, wie augenblicklich die deutsche Gesellschaft mit den Flüchtlingen umgeht als darin, daß die Flüchtlinge Probleme haben. Doch so ganz kann sie sich von einer Befürchtung, die den Diskurs über Einwanderung und Flucht bestimmt, nicht freimachen: Daß es immer mehr werden, so daß selbst sie, die sich ja als eine liberale, privilegierte Frau begreift, damit Schwierigkeiten bekäme.

Sie kann sich vorstellen, daß auch für sie eine Situation eintritt, in der ihr Leben so eingeschränkt werden könnte, daß sie sich die Toleranz nicht mehr leisten kann. Im Bereich der Frauenrechte ist für sie diese Situation tendenziell bereits gegeben – auch wenn sie hier in der Bundesrepublik keine konkreten Erfahrungen gemacht hat.

3.2.13 »Ich denke, ... der Virus, ehm, hat also das Hirn so zersetzt, daß die, eh, die geistige Sklerose also, eh, unheilbar ist.« (Norbert, 38 Jahre, Studienrat)

Norbert kann die aufgeregten Diskussionen um Ausländer in Deutschland eigentlich nicht verstehen. Er hält sie für dramatisiert, emotionalisiert und glaubt, daß sie der Gesellschaft eher schaden. Für ihn gehören Ausländer zur »absoluten Normalität« (13/40).

D.h. nicht, daß er keine Probleme sähe, die im Zusammenleben von Menschen verschiedener Nationalitäten entstehen. Allerdings fühlt er sich persönlich nicht in solche Probleme eingebunden. Und weil er dies nicht ist oder glaubt, dies nicht zu sein, urteilt Norbert aus der Position

des Analytikers, der sich bemüht, die Dinge rational zu durchschauen. Gleichzeitig dient ihm jedoch diese analytische Haltung auch dazu, seine eigene Eingebundenheit auszublenden, obwohl sie durchaus vorhanden ist.

Norbert ist Studienrat. In der Schule trifft er auch mit Kindern von Einwanderern zusammen, deren Verhalten er jedoch nicht mit bestimmten Nationalitäten verknüpft. Das Verhalten von Kindern sei in den letzten Jahren generell »dramatischer« (13/89) geworden. Brutalität und Gewalt gehörten bei ihnen mittlerweile zum normalen Umgang dazu.

Solche Zunahme brutaler Verkehrsformen führt Norbert nicht zuletzt auch darauf zurück, daß heutzutage auch Kinder aus der Unterschicht zum Gymnasium gehen. Es ist nicht nur diese Bemerkung, die darauf verweist, daß sich für Norbert die Gesellschaft in Arme und Reiche, aber auch Nicht-Gebildete und Gebildete strukturiert, wobei die letzteren in der Regel zu den Reichen gehören.

Trotz dieser Differenzierung stellt sich die BRD-Gesellschaft für Norbert insgesamt jedoch als ziemlich homogen dar. Dabei spart er nicht mit Kritik, wenn er z.B. sagt:

»Erstens glaub ich nich, daß unsere Gesellschaft, eh, sich wesentlich liberalisiert hat, sondern ich glaube, daß die Normenbindung, ehm, sehr stark is, auch wenn sie vielleicht äußerlich nich überall, eh, erkenntlich ist, daß unsere Gesellschaft, eh, zum Beispiel erwartet, daß, eh, Personen, die bei uns leben, sich diesen Normen anpassen, ohne daß se das definitiv sagt. Sie sagt zwar: Wir sind tolerant. Wir sind liberal. Aber in Wirklichkeit erwarten wir doch in tausend Kleinigkeiten eine sklavische Anbindung an dieses ganz ausgeklügelte, zwar nich ausgesprochene und nich aufgeschriebene, aber durchdachte und praktizierte Normensystem, ... wollen wir eben, daß die Leute sich so verhalten, wie wir das gerne hätten. Und wenn jemand äußerlich schon dokumentiert, daß er sich diesen Normen entgegenstellt, dann is das uns 'n Dorn im Auge, und das ist dann der Grund, warum man damit so schlecht umgehen kann. ... Ich denk mir, wenn irgend jemand sagt, er hat was gegen Autos ... trägt er nicht zum Beispiel ... en bestimmtes Kleidungsstück, mit dem er das äußert. Aber der is ja bestimmt für unser gesellschaftliches System genauso gefährlich, wie jemand, der sagt: Eh, ich gehöre dem islamischen Glauben an...« (13/249-272)

Sein Pronomina-Gebrauch macht deutlich, daß er sich durchaus als Teil dieser Gesellschaft begreift, die er kritisiert. Gleichzeitig macht er deutlich, daß nach seiner Auffassung Moslems in einem fundamentalen Gegensatz zu diesem gesellschaftlichen System stehen.

Den Unterschied zwischen Moslems und christlich orientierten Personen sieht er vor allem darin, daß Moslems in einem ganz anderen Wertesystem aufwüchsen (13/502), deshalb eine völlig andere Art und Weise des Fühlens und des Empfindens hätten.

»...die Struktur, die er mitbekommen hat durch seine Erziehung, die Art, eh, an Dinge ranzugehen, die Welt überhaupt zu sortieren, mit dem, was er mit seinen Augen sieht, das is ja immer 'ne Frage der Subjektivität, ... und, eh, das wird, wird unglaublich schwierig, ... mit dem zu reden.« (13/517-524)

Schwierig, das heißt jedoch für Norbert nicht unmöglich, zumal er z.B. hinsichtlich der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau diese vergleicht mit dem Verhältnis, wie es in Deutschland vor etwa 20 bis 30 Jahren auch die Regel war. Gerade weil dies so ist, will er dieses Geschlechterverhältnis auch nicht unbedingt kritisieren.

»Aber zunächst mal ist traditionell die Rolle der Frau eine ganz andere, als beispielsweise die Rolle einer Frau in einer, eh, eingeborenen Familie, wobei ich da, eh, auch Schwierigkeiten habe, das zu verurteilen oder das negativ zu beurteilen, was in islamischen Familien passiert, weil ich eben auch noch unsere Familien der 50er, 60er Jahre kenne ... und weiß, daß wir also möglicherweise gerade in dem Punkt zwanzig Jahre, fünfundzwanzig Jahre weiter sind, vielleicht fünfzig Jahre, das hab ich nich erlebt, ... aber ich ... denke mir, daß möglicherweise, ehm, auch im Islam so was wie 'ne Frauenbewegung ... Fuß fassen könnte...«. (13/388-404)

Wichtig ist für ihn, daß solche Veränderungen von innen heraus angestoßen werden, da nur auf diese Weise die zugrundeliegenden Wertvorstellungen thematisiert werden könnten. Diese Wertvorstellungen seien bei Moslems zwar rückständig, dennoch seien sie in dieser Frage der hiesigen »eingeborenen« Bevölkerung überlegen. Denn diese habe überhaupt keine Wertvorstellungen, wisse nicht, wo sie stehe und wohin sie wolle:

»ich fürchte nur, viele sind noch gar nich so weit, daß sie wissen, wo sie stehen. ... Haben also nur irgendwie son, eh, Gefühl, ehm, wie sich das entwickelt hat, wie es vorher war, und wir haben uns in 'ner bestimmten Weise davon gelöst, ... und zwar so definitiv davon gelöst, daß ein Zurück, ehm, weder wünschenswert noch überhaupt möglich ist. Das seh ich auch so. Aber es fehlt eigentlich so die, eh, zielgerichtete Aufbruchstimmung, ... Man hält irgendwie inne und weiß nich so richtig, wo man steht und weiß auch nich, wo man hin will. ... Und dann is natürlich 'ne Auseinandersetzung mit jemand, der das in jeder Faser seines durchstrukturierten Lebens weiß, zunächst mal attraktiv. ... Oder eben nach psychologischer Konstitution eben gerade nich attraktiv. Also auf mich trifft persönlich auch eher das zweite zu.« (13/703-726)

Der »eingeborenen« Bevölkerung fehle ein Halt, irgendetwas, auf das

sie sich stützen könnte (13/789). Und da sich Deutsche aufgrund von Faschismus und Krieg eh schwer als Deutsche begreifen könnten, regten sich viele von ihnen dann über diejenigen auf, die mit ihrer Nationalität keine Schwierigkeiten hätten.

Beim Nachdenken über die Bedeutung nationaler Identität verläßt Norbert dann für einen Moment die Position des Analytikers und reflektiert sein eigenes Verhältnis dazu:

»Ja, das ist also so, daß die Deutschen, eh, also ich hab ja ... auch, eh, lange Zeit überhaupt negiert, ... daß das überhaupt en sinnvoller Begriff is, ... dieser Begriff der Nation. Gibt es das überhaupt? Oder is das nur irgend 'n Phantasieprodukt, und in Wirklichkeit gibt's das nich. Aber inzwischen muß ich sagen, ehm, also es is eigentlich en ganz brauchbarer Begriff für viele Dinge, die bei uns produziert werden, die bei uns geäußert werden, Theorien, die durchgekaut werden, Politik, die gemacht wird, un Sport, eh, Fußball, der gespielt wird, so, das hat doch- man weiß inzwischen, eh, was deutsch ist. ... Also so was gibt es wohl.« (13/859-871)

Die besonderen deutschen Eigenschaften, die er dann nennt, stehen zunächst im Widerspruch zu seinen bisherigen Ausführungen über die Eingeborenen:

»sich intensiv mit 'ner Sache auseinandersetzen, das Beständige, das, eh * Bodenständige, das sind alles so Dinge, die einem, eh, die einem Ruhe und, und 'ne Stabilität, eh, im Leben möglicherweise vermitteln, die man bei anderen, eh, Nationalitäten so auf dem ersten Blick nich sieht.« (13/827-830)

Norbert will Angehörigen anderer Nationalitäten solche Eigenschaften also nicht generell absprechen. Der Widerspruch zu seinen bisherigen Äußerungen, bei denen er Deutsche als oberflächlich, haltlos etc. darstellte, löst sich dann auf, wenn man davon ausgeht, daß Norbert typisch Deutsche auf das reduziert, was er als »gebildet« oder »intellektuell« ansieht, genau die Eigenschaften also, die er als erstrebenswert ansieht.

So hält er z.B. Anschläge auf Flüchtlinge und den zunehmenden Rechtsextremismus auch deshalb für »absurd«, weil er keine politische Logik dahinter erkennen kann. Nachdem ich einige Ausführungen zum Konzept des Ethnopluralismus innerhalb des Rechtsextremismus gemacht habe, reagiert er entsprechend:

»Ja, ja, also wenn das wirklich so ist, daß, eh, da 'ne Theorie hintersteckt, eh, die historisch auch irgendwo verifiziert werden kann in bestimmten Gruppen. Es gab ja immer so Versuche, auch Volksgruppen bei Konfliktherden irgendwie zu entmischen, ... eh, das hat man ja häufiger schon gemacht durch alle möglichen Vertreibungen und, eh * tja * * das wär ja, das is nu' ma' die Frage, ist es sinnvoll, die Leute eben, eh, an verschiedenen Orten * leben zu lassen,

wo sie sich nich allzu sehr aufn Nerv gehen mit ihren unterschiedlichen Meinungen, oder ist es sinnvoll, ehm, einen Konsens zu finden oder irgendwie 'ne Möglichkeit zu finden, daß sie miteinander auskommen. ... Damit muß man sich eben theoretisch und praktisch auseinandersetzen.« (13/1090-1104)

Hier holt ihn seine analytische Haltung ein, macht ihn auch für rassistische Theorien empfänglich. Da Nobert von sich den Anspruch hat, über Dinge rational urteilen zu können und zu müssen, muß er das Konzept Ethnopluralismus als eine Variante gesellschaftlichen Umgangs in seine Überlegungen einbeziehen. Und aufgrund seines Wissens über die Welt scheint auch eine Reihe von Gesichtspunkten für ein solches Konzept zu sprechen. Norbert sieht in der Welt viele Konflikte, in denen Angehörige verschiedener »Ethnien« sich gegenseitig die Existenzberechtigung absprechen. Er nennt Griechen und Türken, Armenier und Aserbeidschaner, Israelis und Palästinenser, über deren Konflikte er sagt:

»Da kann man ja nich irgendwie mit dem reden! Denk ich mir. Ich denke, is die- der Virus, ehm, hat also das Hirn so zersetzt, daß die, eh, die geistige Sklerose also, eh, unheilbar ist. ... Und mit Menschen, eh, die also in ihrer Emotionalität derart, eh, zerstört sind, kann man ja im Prinzip überhaupt kein soziales oder pädagogisches Konzept mehr in die Wege leiten. ... Die haben eben 'ne andere Mentalität, die stechen sich auch ... die Augen aus oder die, eh, das sind eben Dinge, die wir nich, nich verstehen können. ... ich hab das an der Uni ja erlebt, damals als die Iraner und Iraker, ... wenn se so aufeinander losgingen, und das is aber 'ne Atmosphäre, ehm, da wird einem nur Angst und Bange....« (13/1202-1235)

Der Ausweg aus dieser Situation ist für Norbert – entsprechend seiner analytischen Herangehensweise – denn auch, daß zu solchen Bereichen mehr geforscht werden müsse. Man müsse wissen, wie z.B. »kollektive Aggression« (13/1242-1243) zustande komme. Solange dies nicht geklärt sei, glichen solche Konflikte natürlichen Prozessen, die nicht verhindert werden könnten.

3.2.14 »Ich glaube, uns wird auf Dauer gesehen ... gar nichts anderes übrigbleiben, als, naja, zu teilen, als abzugeben.« (Ortwin, 56 Jahre, leitender Bankangestellter)

Ortwin sieht in der Gesellschaft Konflikte zwischen Inländern und Ausländern und möchte, daß sich diese nicht weiter zuspitzen oder verschärfen. Mit Toleranz auch gegenüber demjenigen,

»der sich anders darstellt, durch andere Kleidung, durch andere Sprache, durch andere Gewohnheiten« (14/346-348),

glaubt er solche Konflikte lösen zu können. Diese Toleranz brächten jedoch viele Deutsche zur Zeit (noch) nicht auf.

Deshalb betrachtet Ortwin Ausländer in erster Linie als Opfer von Diskriminierungen. Aber nicht nur deshalb. Er sieht sie auch als das Opfer von Sachzwängen, die es schwer, wenn nicht unmöglich machen, solche Diskriminierungen abzustellen. Dies gilt vor allem für die Gruppe der Flüchtlinge, die auch er in Flüchtlinge und »Asylanten« unterteilt.

Vorurteile der Deutschen, wie z.B., daß Flüchtlinge sich auf ihre Kosten ein gutes Leben erschleichen wollten, hätten diese Personengruppe zu einem Problem werden lassen. Hinzu komme aber, daß sie durch ihre Anwesenheit dazu beitrügen, die Gemeinden zu überfordern. Daran hätten die Flüchtlinge zwar keine Schuld, doch ihr Dahinvegetieren führe dazu, daß die Frage berechtigt sei, ob man diese Situation nicht einstellen müsse. Damit meint Ortwin nicht, die Flüchtlinge besser unterzubringen. Gemeint ist eine Einschränkung der Anzahl der Flüchtlinge. Wie dies geschehen soll, sagt er nicht. Eine Einschränkung des Artikels 16 GG hält er jedenfalls für nicht tauglich. Sie würde nur illegale Flüchtlinge produzieren, denen dann für den Grenzübertritt die letzte Mark abgenommen würde – auch hier taucht wieder ein Anflug von Mitleid auf.

Aussiedler sieht Ortwin zwar auch als Opfer von Diskriminierungen. Andererseits glaubt er, sie seien durch ihr Wahlrecht deshalb ungerechtfertigt gegenüber anderen Ausländern privilegiert, weil doch von »dieser sogenannten Deutschstämmigkeit« nichts mehr da sei. (14/439-443) Hier klingt an, daß Ortwin dann keine Bedenken gegenüber Aussiedlern hätte, sollte der berühmte Tropfen Blut noch in ihren Adern fließen. Dazu paßt auch, daß Ortwin Südtiroler, also Italiener, nicht als Ausländer »in dem Sinne« (14/43) versteht. Hier ist die Lesart zulässig, daß Südtiroler durch ihre Vergangenheit eigentlich Deutsche (oder Österreicher?) sind.

Türken sieht Ortwin als die ausländische Personengruppe, die in Deutschland besonders stark hervortritt. Sie verfügten über eigene Lokale und Geschäfte, in denen auch Deutsche verkehren. Trotzdem sind sie aus seiner Sicht in Stadtteilen »untergebracht« (14/12), sind Objekt des Handelns von Deutschen.

Ortwin erwartet von Türken bzw. Moslems, denen gegenüber sich

Deutsche tolerant verhalten sollten, im Gegenzug dann aber auch die gleiche Toleranz, wenn es z.B. darum geht, die Trennung von Kirche und Staat, wie sie in Deutschland praktiziert wird, zu akezptieren. (14/116)

Andererseits geht seine eigene Toleranz nicht soweit, das allgemeine Wahlrecht für Ausländer in der BRD zu befürworten. Hier hält er das kommunale Wahlrecht für ausreichend. Weitergehende Ansprüche lehnt er mit dem Hinweis ab, Ausländer würden sich politisch nicht auskennen und könnten sich aufgrund ihrer Sprachschwierigkeiten auch nicht informieren.

Ortwin sieht das Gebot der Toleranz sowohl auf seiten der Ausländer als auch auf seiten der Deutschen. Damit hebt er sich ab von der Auffassung, die Ausländer sollten sich anpassen. Er thematisiert die Gründe, wieso Deutschen diese Toleranz fehle bzw. schwerfalle, wenn er auf die Erziehung und auf die schlechte wirtschaftliche Lage verweist. Trotzdem glaubt er, daß Deutsche sich in dieser Hinsicht ändern müssen, wozu er auch gewisse Anhaltspunkte sieht.

Durch diese Sicht verstärkt Ortwin jedoch gleichzeitig ein Diskurselement, das im Zusammenhang mit Einwanderung häufig anzutreffen ist: Die Einwanderer sind keine Subjekte, sondern sie sind Objekte. Einwanderer kommen in seinen Formulierungen selten als Handelnde vor. In der Regel wird etwas mit ihnen gemacht. Weil er davon ausgeht, daß sich vor allem Deutsche in ihrem Verhalten ändern müssen, ist dies auch verständlich. Allerdings verstellt er sich durch diese Sicht gleichzeitig die Möglichkeit wahrzunehmen, daß sich Ausländer gegen Rassismus wehren könnten – zum Beispiel dadurch, daß sie wählen können.

Die Beziehung zwischen den Geschlechtern ist diesem Grundverständnis untergeordnet und deshalb für Ortwin letztlich von geringerer Bedeutung.

Er geht davon aus, daß eine Partnerschaft zwischen Männern und Frauen ohnehin immer schwierig ist. Durch unterschiedliche Konfessionen der Partner wird sie noch zusätzlich belastet. (14/213) Er betont, daß nach moslemischem Recht Männer ihre Frauen verstoßen könnten, obwohl dies juristisch in Deutschland nicht greifen könne.

Frauen, egal ob Muslima oder Christin, sind für die Kindererziehung zuständig. Dabei ist weniger interessant, daß Ortwin diese Auffassung äußert, sondern wie dies geschieht. Er erzählt von seinem Arbeitskollegen, der vor der Eheschließung zum Islam übergetreten ist und der dies

auch aus Gründen der Kindererziehung gemacht habe. Denn diese würde ja

> »Zwangsläufig .... von dem geprägt, der nun die Erziehung umsetzt, und das wird zwangsläufig wiederum derjenige oder diejenige Person sein, die nun zu Hause ist, wenn die Kinder halt nach Hause kommen.« (14/264-267)

Ortwin kennzeichnet hier nicht die Frauen als diejenigen, die in der Regel zu Hause sind, wenn die Kinder aus der Schule kommen, diese Schlußfolgerung überläßt er seinem Zuhörer bzw. seiner Zuhörerin.

Ortwin bemüht sich um Toleranz, er zeigt Verständnis für die Probleme von Einwanderern, er zeigt Verständnis für Probleme der Eingeborenen. Letztlich fühlt er sich aber hilflos und weiß nicht, wie die Probleme wirklich zu lösen sind. Alle Instanzen, die er anspricht und von denen Impulse ausgehen könnten, seien im Grunde machtlos: die Regierung genauso wie die Wirtschaft und die BürgerInnen:

> »Ich glaube, es ist schwierig, per Gesetzgeber etwas zu machen. Eh, es gibt natürlich auch zaghafte Versuche, in den Ursprungsländern Verbesserungen zu erwirken, die ja * das Problem dann an der Wurzel beseitigen würden, aber et sind doch ganz zaghafte Versuche. ... Ich glaub, es ist verdammt schwer. ... und wenn Sie mal die momentane Situation sehen, der gesamte Weltmarkt, also jetzt nur mal vom, vom Ökonomischen gesehen ist ja restlos kaputt und durcheinander. ... Das heißt, wir müßten unser Kaufverhalten auch bewußt dann daraufhin ändern. ... ich persönlich kann mir nicht vorstellen, daß das also mit dazu beitragen würde, kurzfristig, und kurzfristig, sagen wir mal in 'ner Zeitspanne von drei, vier Jahren, dieses Problem zu lösen zu helfen, ich glaub es nicht.« (14/750-817)

Die Konsequenz ist, daß alles so bleibt, wie es ist. Und das gesteht Ortwin denn auch ein, wenn er sich die Frage vorlegt:

> »Also f-für mich ist jetzt beispielhaft dieses Ereignis, eh, dieser Brandanschlag in einem solchen Haus in Hünxe im Herbst vergangenen Jahres, wo diese beiden Mädchen also schwer-... verletzt wurden, ... Ich war also entsetzt und tief betroffen. * Hab mich aber auch gefragt, was ich denn selbst jetzt dazu bei- trage, um so etwas abzustellen und kam wahrheitsgemäß zu dem Ergebnis: Gar nix. Und fand das also nicht ausreichend. ... Eh * ja und dabei ist es dann per Saldo auch, eh, geblieben. *« (14/928-938)

3.2.15 »in erster Stelle sollte man also ein Auge eben auf ... unsere Nation werfen, das ist schon klar, und nicht das ganze Geld jetzt ins Ausland verpulvern.« (Petra, 25 Jahre, Auszubildende, Goldschmiedin)

Petra, die zum Zeitpunkt des Interviews eine Ausbildung zur Goldschmiedin absolvierte, hat eine negative Haltung vor allem gegenüber Türken und Flüchtlingen, sofern sie sich in Deutschland aufhalten.

Wichtig bei ihrer Ablehnung der Türken, die sie in der Regel mit Moslems gleichsetzt, ist die Stellung der Frau. Dabei sind weniger die türkischen Frauen ihr Problem, als die Aussicht, sich diesen Verhältnissen anpassen und Rechte aufgeben zu müssen.

Zwar gesteht Petra Moslems zu, ihre Religion beizubehalten. Doch betont sie, daß sie keinesfalls den Islam auf andere übertragen dürfen. Denn zwischen Christentum und Islam existiere ein Verhältnis wie

> »Feuer und Wasser, ... das sind zwei verschiedene Welten, und die, die kann man einfach nicht, ehm, weil ich glaub, da wär ständig en Konflikt und * eh * das si- sind denn auch so fanatisch gläubige Menschen, und, ehm, bei uns geht das ja nun alles etwas freier zu, demokratischer zu, und ... ehm * ich glaub, man, da, man käm sich zu, ehm, zu eingeschlossen vor, man hätte keine, ehm * eigene, keine Eigenständigkeit mehr, also glaub ich zumindest, wenn ich ... zum Islam übertreten würde.« (15/216-227)

Vor allem islamische Frauen würden aufgrund der Religion klein gehalten und unterdrückt. Deshalb sollten sich Türken den europäischen Erziehungsmethoden anpassen (15/156), sollten, wenn sie hierbleiben wollen, Deutsche werden. Dann könnten sie auch wählen. Sie sollten sich insgesamt anpassen, aber das täten sie nicht.

Gegenüber den Flüchtlingen bringt sie ein anderes Argument ins Spiel, warum sie diese ablehnt: die Nation. Flüchtlinge suchten Unterkunft in Deutschland und überforderten die Deutschen. Sie brächten auf diese Weise Konflikte ins Land. Petra will dieser Problematik dadurch begegnen, daß die Gesetze so geregelt werden, daß keine Flüchtlinge mehr ins Land kommen. Auch der Hinweis auf die faschistische Vergangenheit ist da für sie kein Argument:

> »ich meine sicherlich, daß Deutschland vorbelastet is, das ist, eh, natürlich klar, aber, ehm, man muß ja auch irgendwie seine Grenzen setzen können. Irgendwann ist ... auch mal Schluß. ... Ich mein, man muß ja auch mal en bißchen an unsere Leute denken....« (15/386-392)

Unsere Leute, damit meint Petra die Deutschen. Trotzdem hat sie gegenüber Ostdeutschen alles andere als positive Gefühle, weil es dort immer Krawalle gebe. Zu Ostdeutschen hat Petra ein gespaltenes Verhältnis. Einerseits gehören sie zur Nation und sind der Grund dafür, weshalb Deutschland zur Zeit erst einmal an sich denken müsse, bevor Ausländern finanziell geholfen werde. Andererseits sieht sie Ostdeutsche – auch aufgrund der Tatsache, daß sie bis vor kurzem faktisch Ausländer waren – als Ausländer an. Doch es sind andere Ausländer als Türken. Ostdeutsche sind durch die kommunistische Erziehung verdorben: es waren, so meint sie, manipulierte Personen, die unfrei waren und die heute alles auf einmal wollen und ein zu hohes Anspruchsniveau haben.

Petra versucht, ihre Zugehörigkeit zu den Deutschen und den damit verbundenen Privilegien mit verschiedenen Argumenten zu verteidigen: Gegenüber den Türken geschieht dies mit der Ablehnung des von ihr so wahrgenommenen Frauendaseins, gegenüber Ostdeutschen hat sie Vorbehalte: Diese wollten an Leistungen partizipieren, die sie nicht zustande gebracht haben. Gegenüber Flüchtlingen ist es die Zugehörigkeit zur Nation, einer Kategorie, die für sie offenbar unhinterfragbar ist.

3.3 Synoptische Analyse

Vorbemerkung

Die Beschreibung des aktuellen Einwanderungsdiskurses auf der diskursiven Ebene des Alltags hat gezeigt, in welcher Weise dieser Diskurs von rassistischen und/oder ethnozentristischen Elementen durchsetzt ist. Dabei konnte aber auch deutlich werden, daß und wie sich antirassistische Normen in diesem Diskursstrang artikulieren, ohne daß sie die Stärke entwickeln können, die notwendig wäre, um die rassistischen und/oder ethnozentristischen Elemente zurückzudrängen.[38]

Bei der folgenden synoptische Analyse geht es nun um die Frage, welche Bedeutung innerhalb dieser rassistischen und/oder ethnozentristischen Argumentation der Kritik an sexistischem Verhalten von Einwanderern zukommt. Es geht somit darum, die Bedeutung der Diskursverschränkung der Themen Einwanderung und Frauen, deren diskursive Effekte hier analysiert werden sollen, innerhalb dieses Einwanderungsdiskurses genauer zu verorten.

Da die von den Interviewten vorgenommenen Bewertungen sich vorrangig aus dem Einwanderungsdiskurs speisen, sollen zunächst ihre zentralen Bewertungen betrachtet werden. Es zeigt sich, daß durchaus von einer Hierarchie von Ablehnungen verschiedener Einwanderungsgruppen gesprochen werden kann. Ein weiterer Gesichtspunkt, der Hinweise auf die subjektive Verstrickung der Diskursbeteiligten in diese Diskursverschränkung zu geben verspricht, ist die Betrachtung der eigenen Situation und Position, so wie sie von den Interviewten innerhalb der Gesellschaft artikuliert wird. Das Hauptaugenmerk dieser Betrachtung richtet sich dabei darauf, wie die Interviewten ihre eigenen Handlungsmöglichkeiten einschätzen, ob und welche Alternativen zur herrschenden Einwanderungspolitik von ihnen gesehen werden. Schließlich wird es darum gehen, die Frage danach zu beantworten, inwiefern die

38 Normen sind hier nicht als Normen des sprachlichen Ausdrucks zu verstehen. Unter Normen verstehe ich im weitesten Sinne ethische Ansprüche, die von der Gesellschaft als »normal« erwartet werden und deren Abweichungen von ihr (potentiell) sanktioniert werden. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es nach dem hier zugrundeliegenden Verständnis von Diskursanalyse nicht darum gehen kann, die Intentionen der Sprechenden zu erfassen. Hier könnten lediglich Vermutungen angestellt werden. Insofern es mir aber um die Erfassung der diskursiven Effekte des Gesagten geht, sind die ethische Normen, die artikuliert werden, von großer Bedeutung. (S. auch Fußnote 48, S. 61.)

Diskursposition der Interviewten für ihre subjektive Verstrickung in die Diskursverschränkung von Einwanderung und Flucht von Belang ist. Schließlich werden verschiedene Verschränkungskonstellationen, die im Einwanderungsdiskurs vorliegen, betrachtet und systematisiert.

3.3.1 Rassismus und Ethnozentrismus: Die Hierarchie der Ablehnungen

Die Vorbehalte und Ablehnungen gegenüber nicht-deutschen, nichtweißen, nicht-christlich geprägten Personen werden von den Interviewten in verschiedenen Abstufungen vorgetragen, die gleichzeitig mit rassistischen bzw. ethnozentristischen Äußerungen verquickt sind.

Fast durchgängig werden Flüchtlinge, die häufig als »Asylanten« oder »Wirtschaftsflüchtlinge« bezeichnet werden, ganz allgemein negativ bewertet und abgelehnt. Die Gründe für diese Ablehnung reichen von der Annahme, diese Menschen wollten auf Kosten der Einheimischen zu Wohlstand gelangen bis zu der, Deutschland könne sie einfach nicht aufnehmen, weil es so viele seien und »wir« deshalb in Platznöte gerieten. Vorgebracht werden diese Ablehnungen in der Regel in Gestalt von rassistischen Konstruktionen, wie etwa der, daß diese Menschen für ein Leben in Europa nicht qualifiziert seien.

Gleichfalls starke und durchgängige Ablehnung erfahren auch Personen aus Afrika, Südamerika, insgesamt aus armen Regionen der Welt, auch dann, wenn sie nicht ausdrücklich als Flüchtlinge angesehen werden. Ohne die Motive ihrer Einwanderung zu beachten, werden sie der Gruppe von Menschen zugerechnet, deren Unterlegenheit gegenüber Deutschen / Weißen / Christen nicht mehr eigens ausgesprochen werden muß; es versteht sich offenbar von selbst, daß sie unterlegen bzw. minderwertig sind. Dies gilt ebenfalls für Chinesen und andere Asiaten. Darüber hinaus erfahren Cinti und Roma eine besonders starke und rigorose Ablehnung, wobei diese Personengruppen meist in Verbindung mit Kriminalität in Deutschland oder einer Zunahme derselben gesehen werden. All diese genannten Personengruppen – *Flüchtlinge, Personen aus armen Regionen der Welt* sowie *Cinti und Roma* – unterliegen starken rassistisch motivierten Vorbehalten.

Auf große Vorbehalte stoßen *Moslems*, auch wenn sie sich in ihren Heimatländern aufhalten. Diese rassistischen Vorbehalte werden jedoch, im Unterschied zu den zuvor genannten, meistenteils eigens expliziert

und häufig mit kulturrassistischen Argumenten untermauert. So werden z.B. die Zustände in islamisch geprägten Ländern von den Interviewten als sehr rückständig und als teilweise unüberbrückbar zu europäischen Lebenslagen angesehen. Mehrfach wird der fundamentale Unterschied zwischen Orient und Okzident beschrieben, wobei dieser Unterschied in der Regel an der Stellung der Frauen in Familie und Öffentlichkeit festgemacht wird.

Die in Deutschland lebenden *Türken* erfahren demgegenüber eine geringere Stufe von Ablehnung. Sie ist nicht so durchgängig zu beobachten, und sie ist vor allem auch nicht so pauschal. Türken in Deutschland werden in der Regel als die Gruppe angesehen, die die in islamisch geprägten Ländern vorhandenen Probleme und Konfliktlagen auch in Deutschland austragen. Damit trügen sie zur Unsicherheit und Verunsicherung in der Bevölkerung bei.

Zwar ist die Auffassung vorherrschend, Türken lebten eine andere, und zwar rigidere, Kultur als deutsche, christlich sozialisierte Menschen; das mache sie insgesamt verschlossener. Auch wird hervorgehoben, daß es schwierig sei, in Kontakt mit ihnen zu treten, weil sie häufig die deutsche Sprache nicht beherrschten. Türken werden insgesamt als rückständig, traditionalistisch und deshalb als tendenziell intolerant geschildert.

Im Unterschied jedoch zu anderen Gruppen von Einwanderern werden Türken von vielen Interviewten aber auch differenzierter wahrgenommen. So wird z.B. zwischen Männern und Frauen unterschieden, wobei den türkischen Frauen meist ein Opferstatus zugewiesen wird, weil sie aus Sicht der Interviewten keine oder kaum Rechte haben. Es wird darüber hinaus unterschieden zwischen jungen und alten Türken und dann betont, es seien vornehmlich alte Türken, die nicht mit der (so wahrgenommenen) Tradition brechen wollten oder könnten. Auf diesem Wege wird türkischen MitbürgerInnen die Möglichkeit attestiert, sich nach einer gewissen Gewöhnungsphase nun doch noch an hiesige Verhältnisse anpassen zu können. Weil in den Interviews die Rückständigkeit türkischer Personen sehr häufig an der (so wahrgenommenen) unterlegenen Position von Frauen festgemacht wird, wird diese Anpassungsprognose mit dem Hinweis auf frühere Zustände in Deutschland verbunden.

Diese differenzierte Wahrnehmung führt dazu, daß in den Interviews rassistische und ethnozentristische Argumentationen häufig gleichzeitig und nebeneinander auftreten, je nachdem, auf welche türkische Personengruppe Bezug genommen wird.

Widersprüchlich ist die Ablehnung von Türken in Deutschland aber auch noch in einer anderen Hinsicht: Die Großfamilie, die häufig als der Ort ausgemacht wird, der Integration und Anpassung systematisch verhindere, wird gleichzeitig auch positiv gewertet, indem auf den familiären Zusammenhalt verwiesen wird. Dieser positive Rassismus verweist uns auf ein Defizit im Leben der Interviewten, die damit auch den mangelnden Zusammenhalt im eigenen Umfeld ansprechen.

Die geringsten Probleme werden im Umgang und im Zusammenleben mit *Angehörigen europäischer, vor allem westeuropäischer Länder, sowie mit Nordamerikanern* gesehen. Dies ist deshalb der Fall, weil diese in der Wahrnehmung der Interviewten »wie wir« sind. Hierzu zählen übrigens auch explizit sogenannte »Gastarbeiter« aus Spanien, Italien, Portugal und dem ehemaligen Jugoslawien.[39]

Auch Ostdeutsche werden von den Interviewten nicht durchgängig negativ bewertet. Ostdeutsche rufen bei einigen Interviewten eher Mitleidseffekte hervor, weil und insofern Westdeutsche deren Notlage nach dem Zusammenbruch des Sozialismus schmählich ausnutzten.[40] Zwar ist auch weiterhin der Vorwurf zu hören, Ostdeutsche stellten zu hohe Ansprüche, sie wollten zuviel auf einmal, und immer noch wird ihnen auch unterstellt, auf Kosten der Westdeutschen zu Wohlstand gelangen zu wollen – ein Argument, das vielfach auch gegenüber Flüchtlingen vorgebracht wird. Auch Vorbehalte, bei denen die kommunistische Vergangenheit der Grund tiefen Mißtrauens ist, sind vorfindbar. Dennoch sind aber auch Stimmen zu hören, die beklagen, daß die Westdeutschen mit ihren ostdeutschen Landsleuten ungerecht umgehen. Doch in der Regel wird nicht bezweifelt, daß Ostdeutsche – eben weil sie Deutsche seien – Anspruch auf Wohlstand und westlichen Reichtum haben. Es artikuliert sich hier eine Strömung im innerdeutschen Diskurs, die westdeutsches Handeln kritisch thematisiert und

39 Eine ähnliche Hierarchie der Ablehnungen ist auch in der Untersuchung von Siegfried Jäger festgestellt worden (vgl. Jäger 1993a, S. 231f.). Eklatant zeigt sich hier auch die hohe Übereinstimmung mit dem Politikerdiskurs in der Bundesrepublik: Die Hierarchie der Ablehnungen ist auf die bereits angesprochene Rede von Alfred Dregger im Bundestag zu applizieren. (Vgl. Wichert 1994.)

40 Bei den Interviews, die für das Projekt BrandSätze Ende 1990 / Anfang 1991 erhoben wurden, war dies nicht bzw. kaum der Fall. Zu dieser Zeit war der innerdeutsche Diskurs derart mit rassistischen Elementen aufgeladen, daß auch die »Anderen« aus dem Osten mit rassistischen Diskriminierungen überzogen wurden. Zumindest »in einigen Fällen« sei »von einem innerdeutschen (kulturellen) Rassismus zu sprechen.« (Jäger 1993a, S. 215)

damit den Zustand in Ostdeutschland nicht allein als Folge »kommunistischer Mißwirtschaft« charakterisiert, sondern auch als Resultat der Ausbeutung und Zerstörung seitens westdeutscher Unternehmen und Politiker.

Eine derart kritische Sicht gegenüber (West-)Deutschen findet sich nicht nur in dieser Frage. Das Bild, das sich die Deutschen von sich selbst machen und das sich dann in den Interviews widerspiegelt, ist keinesfalls einhellig positiv. In allen Interviews werden durchaus auch negative Bewertungen vorgenommen, wenn auch Deutsche insgesamt als modern, aufgeschlossen, christlich, reich und fleißig geschildert werden.[41] Doch gesellt sich zu diesen Charakterisierungen auch Kritik. Deutsche seien zwar reich, doch sie seien auch anspruchsvoll und egoistisch. Deutsche seien zwar fleißig, aber sie seien auch hochnäsig. Sie seien zwar westlich orientiert, und das bedeutet prinzipiell tolerant, doch sie seien auch stur an ihren Normen orientiert und deshalb auch häufig aggressiv gegenüber denjenigen, die diese Normen nicht erfüllen. An dieser Stelle wurde als Beispiel häufiger das schlechte und feindliche Verhältnis gegenüber ausländischen MitbürgerInnen ins Spiel gebracht.

Unabhängig davon, daß die kritischen Bewertungen von Deutschen wie auch die gelegentlichen positiven Bewertungen ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger auch Teil einer Strategie positiver Selbstdarstellung sind, wird damit doch deutlich, daß der Diskurs über Einwanderung und Flucht durchaus (selbst-) kritische Momente bereithält, deren sich die einzelnen im Alltagsdiskurs zu bedienen wissen. Dies verweist darauf, daß von einer Hermetik rassistischer bzw. ethnozentristischer Einstellungen nicht geredet werden kann. Auch wenn insgesamt der rassistische bzw. ethnozentristische Befund im Einwanderungsdiskurs sehr umfassend und dominant ist, sollten solche selbstkritischen Momente nicht übersehen werden.

Die Interviews zeigen zudem, insofern sie ein Ausdruck und Ausschnitt des Alltagsdiskurses über Einwanderung und Flucht sind, daß die bundesrepublikanische Bevölkerung deutscher Herkunft nicht-europäischen Personen mit rassistischen Vorbehalten begegnet und damit einer politischen Option, die Europa gegenüber anderen, vor allem armen Teilen der Welt abschotten will, durchaus entgegenkommt. (Vgl. dazu auch Jäger/Wichert 1993.)

41 Dieses Thema ist dabei in der Regel von mir ins Gespräch gebracht worden. Dies ist allerdings für die Beurteilung dessen, was die Interviewten über »die« Deutschen gesagt haben, wie sie darüber denken, unwichtig. Allenfalls ist in Rechnung zu stellen, daß die häufige Betonung, Deutsche hätten Schwierigkeiten, mit ausländischen Mitbürgern umzugehen, aus dem Thema des Interviews generell erwachsen ist und möglicherweise in einem anderen thematischen Zusammenhang nicht so häufig angesprochen worden wäre.

3.3.2 Freiwillige Selbstentmündigung

In den Interviews fällt eine Eigentümlichkeit ins Auge, die für die Frage von Bedeutung ist, auf welche Weise den rassistischen und ethnozentristischen Vorurteilen im Einwanderungsdiskurs begegnet werden kann und sollte.

Einerseits nehmen die Interviewten, angesprochen auf politische Sachverhalte – wie etwa Einwanderungsmodalitäten, deutsche Vereinigung sowie Lösungswege zum Abbau von Armut in der Welt – das allseits bekannte Argument auf, nach dem die Politiker sowieso nur darauf bedacht seien, ihre Interessen durchzusetzen und sich nicht um die Meinung der Bürgerinnen und Bürger scherten. Solche Artikulation eigener Ohnmacht paart sich jedoch damit, daß die Interviewten andererseits auch nicht bereit und / oder in der Lage dazu sind, Lösungsvorschläge zu entwickeln. Wir haben es hier gewissermaßen mit einer freiwilligen Selbstentmündigung zu tun: Viele der Interviewten sprechen sich selbst die Kompetenz ab, über politische Sachverhalte zu entscheiden, artikulieren dies aber gleichzeitig als Beschneidung ihrer politischen Beteiligungsrechte.

Dabei können zwei unterschiedliche Konzepte dieser freiwilligen Selbstentmündigung beobachtet werden. So waren einige Interviewte nur schwer dazu zu bewegen, überhaupt eine eigene Position zu strittigen Fragen zu artikulieren. Eher waren sie geneigt, Entscheidungen an Politiker oder andere Experten zu delegieren. »Das sollen Schlauere entscheiden«. »Das sollen die Politiker entscheiden, dafür werden sie schließlich auch gut bezahlt.« – so etwa lauteten die Einwände. Die Bereitschaft, sich, und sei es auch nur spielerisch, einmal in eine Entscheidungsposition zu versetzen, war kaum vorhanden.

Bei anderen war diese Bereitschaft zwar anzutreffen, doch auch sie nahmen eine Selbstentmündigung in der Weise vor, daß sie ein so komplexes und kompliziertes Bild der Situation zeichneten, daß letztlich keine Lösung möglich sei.

»Ich glaub, es ist schwierig, per Gesetzgeber etwas zu machen. ... Ich glaub, es ist verdammt schwer. Also is ja eine solche ... Verzahnung und Verkettung, und wenn Sie mal die momentane Situation, der gesamte Weltmarkt ... ist ja restlos kaputt und durcheinander. .... bis der mal wieder in Bewegung kommt, das wird 'ne Weile dauern. Eh, aber * eh, wir freuen uns ja auch, wenn der Kaffee, was weiß ich, also sechs Mark kostet und nich fuffzehn Mark, eh, freun wir uns drüber, eh, pfh, ungeachtet der Tatsache, daß der Preisrutsch, eh, die Existenz also vieler Leute in Brasilien oder in den Anbaugebieten, eh, kaputtmacht. ... Das heißt, wir müßten unser Kaufverhalten auch bewußt dann daraufhin ändern. ... ich persönlich kann mir nicht vorstellen, daß das also mit dazu beitragen würde, ... dieses Problem zu lösen zu helfen, ich glaub es nicht.« (14/750-817)

Solche Formen freiwilliger Selbstentmündigung verweisen darauf, daß eine Kritik an mangelnden Möglichkeiten einer politischen Beteiligung im Alltagsdiskurs auch dazu dienen kann, eigene Entscheidungsunzulänglichkeiten zuzudecken. Auf diese Weise werden diese mangelnden Beteiligungsmöglichkeiten aber auch von den Bürgerinnen und Bürgern diskursiv reproduziert und tragen mit dazu bei, den Anspruch auf Einordnung in und Anpassung an auch kritikable Normalitäten beim einzelnen zu festigen.

Im Zusammenhang mit den rassistischen und ethnozentristischen Vorbehalten im Einwanderungsdiskurs blockieren solche Haltungen, insofern sie als Norm im Diskurs reproduziert werden, jedoch das Aufbrechen dieser Vorbehalte. Im Vorgriff darauf, daß sich diese Normalität sowieso nicht verändern läßt – sei es, weil diejenigen, die die Macht dazu haben, es nicht wollen, sei es, weil die Situation so kompliziert und verworren ist –, erscheint es nur als destruktiv, diese Normalität überhaupt in Frage zu stellen.

Dadurch wird aber nicht nur verhindert, daß z.B. Einwanderung auch als ein Problem einer ungerechten und unzumutbaren Reichtumsverteilung zwischen den Regionen dieser Welt angesehen wird. Es wird ebenso das Nachdenken darüber verhindert, auf welche Weise diese Verteilung so verändert werden könnte, daß Hunger, Obdachlosigkeit und anderes Elend für einen Teil der Weltbevölkerung verhindert werden. Schließlich verhindert es darüber hinaus, die Selbstschädigungen wahrzunehmen, die auch für Eingeborene mit rassistischen und ethnozentristischen Vorurteilen verbunden sind.

Auf solche Selbstschädigungen macht Nora Räthzel aufmerksam. Dabei begreift sie Rassismus als eine Form *»rebellierender Selbstunterwerfung«*. (Räthzel 1991, S. 40) Mit rassistischen Vorbehalten rebellieren diejenigen, die sich ihrer bedienen, gegen eigene »verdrängte und unterdrückte ›Produktive Bedürfnisse‹ | «, indem sie diese Rebellion gegen Schwächere wenden. (ebd.) Deshalb müsse eine Strategie gegen Rassismus eine Strategie »für die Entwicklung gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit sein, ... für die Fähigkeit..., die eigenen Interessen und Bedürfnisse zu artikulieren...« (Räthzel 1991, S. 45)

Damit macht Nora Räthzel darauf aufmerksam, daß rassistische Vorbehalte nur dann wirksam abgebaut werden können, wenn es auch gelingt, die unterstellte Universalität unserer gelebten Normalität in Frage zu stellen.

Voraussetzung dazu ist allerdings, daß die im Diskurs zu beobachtende freiwillige Selbstentmündigung als Selbstschädigung erkannt wird und praktische Strategien entwickelt werden, mit denen diese Schädigungen abgebaut werden können.

3.3.3 Der Einfluß der Diskursposition

Ich habe bereits häufiger darauf hingewiesen, daß die Haltungen und Bewertungen, wie sie im Diskurs artikuliert werden, auch mit der jeweiligen Diskursposition der am Diskurs Beteiligten zu tun haben.

Unter einer Diskursposition ist hier – wie bereits ausgeführt – der Ort zu verstehen, von dem aus eine Beteiligung am Diskurs für den einzelnen und die einzelne möglich ist. Der Diskurs produziert und reproduziert die besonderen diskursiven Verstrickungen, die sich aus den bisher durchlebten und aktuellen Lebenslagen der einzelnen speisen. Alter, Geschlecht, Einkommen, Beruf, Religionszugehörigkeit, Lebensform, die Art des Medienkonsums u.a. lassen sich als Momente dieser Diskursposition verstehen. In ihrer Gesamtheit verweisen diese diskursiv erzeugten und reproduzierten Lebenslagen den einzelnen in seine Diskursposition.[42]

42 Den Stellenwert der Diskursposition innerhalb der Struktur des Diskurses habe ich in Abschnitt 2.2 näher ausgeführt, auf den ich hier deshalb nur verweisen möchte. Meine eigene Verstricktheit in den wissenschaftlichen Diskurs, also meine eigene Diskursposition, soll hier nicht verschwiegen werden. Auch wenn also im folgenden von Schicht, Geschlecht, Alter etc. die Rede ist, so sollten diese Kategorien dennoch als diskursiv erzeugte und reproduzierte Kategorien verstanden werden, auch wenn dies nicht immer expliziert wird.

Diese diskursiv erzeugte und reproduzierte soziale Lage (oder Diskursposition) spielt bei der Beurteilung von Einwanderung und Flucht wie auch bei der Beurteilung des Geschlechterverhältnisses innerhalb dieses Diskurses auf zweifache Weise eine Rolle.

Sie prägt zum einen die Wahrnehmung der Interviewten. Verständnis für das Motiv von Flüchtlingen, aus Elend und Not herauszukommen, artikuliert sich bei denjenigen eher, die eine Diskursposition innehaben, in die eine untere soziale Lage eingeht. Zudem wird dies oft mit dem Verweis auf eigene Erfahrungen begründet. Diejenigen, in deren Diskursposition demgegenüber eine privilegierte soziale Lage einfließt, artikulieren ein solches Verständnis nicht.

Umgekehrt verhält es sich bei der Thematisierung und Beurteilung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Die Emanzipationsdiskussion der letzten Jahrzehnte ist vor allem im Gefolge der Studentenbewegung von Menschen geführt worden, die sich in einer privilegierteren Lebenslage befinden. Dies kann erklären, weshalb vor allem solche Menschen ein Verhalten, das nicht mit ihren Emanzipationsansprüchen konform geht (oder auch nur als Abweichung davon imaginiert wird), schärfer wahrnehmen, als dies bei Angehörigen unterer sozialer Lagen der Fall ist. Hier wird die Frauenrolle eher konservativ gesehen und beurteilt.

Die zweite Weise, mit der sich im Diskurs die soziale Lage zur Geltung bringt, ist, daß sie selbst artikuliert wird, um ein soziales Verhalten zu erklären. Besonders häufig wird die soziale Lage angesprochen, wenn es darum geht, rassistisches Verhalten von Deutschen zu erklären. Rassistische Einstellungen werden vornehmlich bei den unteren Schichten gesehen und im weitesten Sinne mit mangelnder Bildung begründet. Auch in bezug auf die Gleichberechtigung von Männern und Frauen wird ein Mangel zumeist in den unteren Schichten vermutet. Interessant ist dabei, daß diese Auffassungen von allen Interviewten geäußert werden – unabhängig davon, welcher diskursiv erzeugten und produzierten sozialen Lage sie selbst angehören.

Daß Frauen bei einer Ethnisierung sexistischer Haltungen den Sexismus häufig anders gewichten als Männer, ist nicht sehr verwunderlich. Ihr Geschlecht weist ihnen hier eine deutlich andere Diskursposition zu. In den Interviews kommt dies bereits dadurch zum Ausdruck, daß weibliche Interviewte die eigene Betroffenheit von sexistischem Verhalten männlicher Einwanderer mehrfach artikulieren. Dies geschieht entweder durch Verweis auf eigene Erfahrungen oder dadurch, daß die Möglichkeit einer solchen Erfahrung in Betracht gezogen wird.

Dies ist natürlich bei den interviewten Männern nicht der Fall. Ihre generische Position macht sich aber ebenfalls geltend: Zum einen ist festzustellen, daß sie sich offensichtlich weniger für diese Thematik interessieren. Zum anderen zeigt sich bei ihnen eine große Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre männliche Perspektive zur allgemeinen Norm machen.

Allerdings ist zu betonen, daß auch Frauen diesen »männlichen Blick« praktizieren; ihre Verstrickung in den patriarchalen und sexistischen Diskurs ist durchaus vorhanden. Hier wird darüber hinaus noch einmal deutlich, daß die generische Position (als Ergebnis diskursiver Auseinandersetzungen) lediglich *ein* Moment ist, das sich in der Diskursposition zur Geltung bringt.

Die Häufigkeit, in der sich im Alltagsdiskurs solche Verweise auf die Diskurspositionen der Sprechenden finden, läßt darauf schließen, daß trotz der Dominanz der Medien, die ja für eine gewisse Demokratisierung und Egalisierung von Informationen sorgen, indem sie Applikationsvorlagen für alle Konsumentinnen und Konsumenten liefern, die Diskurspositionen für den jeweils besonderen Zugang zum Gesamtdiskurs von großer Bedeutung sind und deshalb bei einer Analyse des Alltagsdiskurses nicht vernachlässigt werden dürfen.

3.3.4 Variationen der Ethnisierung von Sexismus

In fast allen Interviews spielt die Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen eine wichtige Rolle.[43] Doch auch wenn ein besonderes, von deutschen / christlichen Normen negativ abweichendes Geschlechterverhältnis bei Moslems bzw. zumeist verallgemeinernd bei Türken ziemlich durchgängig angenommen wird, so gibt es dennoch unterschiedliche Variationen in seiner Artikulation.

43 Dies ist natürlich insofern kein Wunder, als ja die Interviews auf diese Thematik hin angelegt waren. Was aber von Bedeutung ist, das ist die Affirmation und negative Bewertung dieser Ethnisierung von Sexismus durch die Interviewten. Lediglich in zwei der fünfzehn Interviews ist dies nicht der Fall, dort wird die Ethnisierung von Sexismus mit einer positiven bzw. »neutralen« Bewertung versehen.

3.3.4.1 *»Statische« und »dynamische« Ethnisierungen von Sexismus*

Die Zuschreibungen von Sexismus auf Einwanderer können einen unterschiedlichen Grad an Festigkeit aufweisen. Zwei unterschiedliche Ausprägungen lassen sich im Einwanderungsdiskurs auffinden:

Bei einer »statischen« Ethnisierung von Sexismus wird das Geschlechterverhältnis zu einem Merkmal von *Rassenkonstruktion*. In der Wahrnehmung der Interviewten zeigen Moslems aufgrund ihrer »Kultur« sexistische Verhaltensweisen gegenüber Frauen. Hier wird Sexismus als eine natürliche Eigenschaft von Moslems definiert. Demgegenüber haben in der Sicht der Interviewten Deutsche bzw. Angehörige christlicher Kulturen ein gleichberechtigteres Verhältnis untereinander. Diese Form von Ethnisierung von Sexismus verweist auf einen ihr zugrundeliegenden Rassismus, und sie muß als eine Ausdrucksform von Rassismus begriffen werden.[44]

So äußert zum Beispiel Florian auf die Frage, ob er »gravierende« Unterschiede zwischen moslemischen und christlichen Partnerschaften sehe, wie folgt:

> »Ich warn nich davor, ich sag nur einfach, die Mentalität von den Leuten ist zu verschieden. ... Ich sag jetzt mal, die deutsche Frau, die is ja, die is so aufgewachsen, die ist so erzogen worden, daß sie gleichberechtigt is. ... Und wenn jetzt en Araber käm, der so aufgewachsen is, der sich auch gar nich vorstellen kann, daß es irgendwat anderes gibt in der Beziehung Mann Frau, wie soll dat gutgehen? ... * Weil er wird immer auf seine Erziehung pochen, auf das Recht, was er hatte, und die deutsche Frau wird sich das nie- mals gefallen lassen, also die wenigsten würden sich so wat gefallen lassen. *« (5/724-736)

Florian nimmt hier zwar keine biologische Naturalisierung in dem Sinne vor, daß er unterstellt, moslemische Männer seien von Natur aus dominant. Vielmehr betrachtet er die moslemische Erziehung als so prägend, daß eine Veränderung des einzelnen ihm danach nicht mehr möglich erscheint. Auf diese Weise konstruiert er Sexismus zu einem Charakteristikum des moslemischen Mannes. Die Erziehung kann in diesem Sinne als eine zweite Natur angesehen werden. Entscheidend ist dabei, daß die Vorherrschaft des Mannes als ein Bestandteil islamischer Religion unterstellt wird. Florian argumentiert hier also kulturrassistisch.[45]

44 Eine solche »statische« Ethnisierung von Sexismus findet sich vorwiegend in den Interviews mit Andrea, Imma, Petra, Ewald, Gerhard, Florian und Ortwin.

45 Zur begrifflichen Unterscheidung zwischen biologischem und kulturellem Rassismus verweise ich auf Kapitel 3.1.1. insbesondere S.74.

Eine »dynamische« Ethnisierung ist demgegenüber dann gegeben, wenn die Zuschreibungen eines patriarchalen Verhältnisses zwischen Männern und Frauen bei Moslems bzw. Türken mit einer Veränderungs- und Entwicklungsmöglichkeit verbunden, mitunter diese Entwicklung sogar als zwangsläufig prophezeit wird. Eine Naturalisierung des Geschlechterverhältnisses findet hier nicht statt, so daß diese »dynamische« Ethnisierung als Ausdruck einer eher ethnozentristischen Auffassung angesehen werden kann.[46]

Eine Textpassage aus dem Interview mit Karin soll diese Variante verdeutlichen, wenn sie auf die gleiche Frage, die ich Florian (s.o.) stellte, antwortet:

> »da is natürlich, die führen natürlich 'ne andere Ehe als hier die christlichen Leutchen. Mhm. * Ich mein, ich müßte auch mal, eh, den Koran lesen, hab ich mir auch mal vorgenommen, und da- her nehmen die ja auch ihre kulturellen Werte, ne? ... Was der * Mohamed denen alles erzählt hat. Da weiß ich zu wenig, aber ich glaube, daß da die Frau wirklich nich so gut wegkommt, wie hier in unserer christlichen Ehe. ... Daß die gewisse, ehm, Rechte und Freiheiten auch haben, diese mohamedanischen Frauen. Aber daß die doch nich so * viel Freiheit haben wie wir hier, ich mein, hatten wir Frauen ja auch noch nich mal vor zwanzig Jahren, als ich verheiratet war, hab ich ja auch noch wenig Rechte gehabt, wenn ich daran denke?! Oh, dann könnt' ich aber erzählen!« (10/1086-1103)

Auch Karin bemüht hier die »kulturellen Werte«, die moslemische Personen in ihrem Verhalten beeinflußten. Auch sie unterstellt, daß die Frauen innerhalb dieser Werte in ihrer Freiheit beschnitten sind. Doch sie spricht auch die Veränderungsmöglichkeiten an, indem sie Vergleiche zu ihrer eigenen früheren Situation zieht. Die Zeitachse »vor zwanzig Jahren« prophezeit den Fortschritt einer Anpassung islamischer Werte an »unsere« Normen. Im Unterschied zur »statischen« Ethnisierung von Sexismus wird hier der islamischen Religion eine Entwicklungsmöglichkeit zugestanden. Dabei besteht die ethnozentristische Komponente darin, daß diese Entwicklung nur als eine denkbar ist, die sich zu »unserer« Kultur hinbewegt.

3.3.4.2 *Begründungen der Ethnisierung von Sexismus*

Es liegt auf der Hand, daß der *Islam* in fast allen Interviews eine wichtige

46 Eine solche »dynamische« Ethnisierung findet sich vorwiegend in den Interviews mit Magdalene, Karin, Hanna, Daniel, Boris und Norbert.

Rolle spielt, wenn es darum geht, zu begründen, weshalb das Verhältnis in türkischen / moslemischen und deutschen / christlichen Paarbeziehungen unterschiedlich sei. Dabei wird häufig die türkische Herkunft mit moslemischer Herkunft gleichgesetzt. So äußert sich Boris über Türkinnen und Türken:

> »Ehm, ich sag jetzt mal, die Türkinnen s-, also die Türken, die denken im Grunde genommen genaus- genauso wie wir. Sind natürlich so durch den Glauben en bißchen eingeschränkt, dat is 'ne Glaubensfrage, soweit meine Kenntnisse da noch eben ausreichen.« (2/470-473)

Verschränkt mit dieser Sichtweise vom Islam, aber auch unabhängig davon, lassen sich jedoch noch andere Begründungsvarianten auffinden.

Da ist zum einen die Auffassung, die den Islam vor allem als eine andere *Kultur* wahrnimmt, innerhalb derer Frauen eine andere Stellung einnehmen. So erklärt sich Boris den Unterschied, den er zwischen Türken und Deutschen bei Paarbeziehungen feststellt, wie folgt:

> »Ehm, vielleicht hat's tatsächlich da auch mit der Kultur zu tun. ... ich weiß ja nich wie die selber, .. in der Türkei ... leben. Es is nun eben so hier, es gibt ja diese türkischen Kulturvereine, portugiesische und so wat. Bei den Türken is et natürlich etwas krasser. Spanier un, un Italiener und so, nich, die sind, sind die Frauen immer direkt mit dabei, die gehn zusammen zu diesen Veranstaltungen auch hin, und wie ich schon eben eingangs sagte, ich spielte in so 'ner spanischen Mannschaft Fußball, das war hier im Pablo Picasso und die hatten, eh, eh, auch jeden Sonntag offen, das war wie 'ne Gastwirtschaft, und da warn da eben alle Spanier drin, also die ganze Familie, mit Kindern und allem drum und dran. Und, eh, da war natürlich dann auch, standen Frauen mit Männern zusammen anne Theke oder an den Tischen mit den Familien, da war es nich so drastisch; da war es also mehr oder weniger wie bei uns überhaupt bei uns, eh, Europäern eben, daß man da wirklich inne Gastwirtschaft geht, und die Frau is einfach so mit dabei. Und bei den Türken sieht man, sieht man einfach nur, daß sie d- da sitzen die ganzen Männer da, spielen Karten und, und solche Sachen, und die Frauen sind nun mal eben nich so dabei. Aber andererseits sitzen die Frauen aber untereinander auch wieder irgendwo anders zusammen. Und da würd ich mir gar nich großartige Gedanken drüber machen. Ich kann ja nich dahin gehen und sagen: So is das nich richtig, wie ihr das macht. Die Leute leben damit gut, und d- das is doch für mich kein Zeichen davon, daß die irgendwie unterdrückt sind oder wie auch immer, eh, sie leben nun mal eben anders.« (2/595-620)

Auch im Interview mit Karin äußert diese, angesprochen auf das Buch von Betty Mahmoody:

> »Wenn man einen Mann aus einem andern Kulturkreis heiratet, also, wie gesagt, gut. Ehm, ja wat soll ich dazu sagen? Also wie der Film das gezeigt hat, da wurde die ja im Iran unwahrscheinlich unterdrückt. Ihrer Freiheit beraubt, würde ich schon sagen.« (10/158-161)

Mit der Gegenüberstellung verschiedener Kulturen bzw. »Kulturkreise« wird nicht nur der Sexismus der eigenen Kultur ausgeblendet. Gleichzeitig werden sexistische Haltungen gleichsam dadurch objektiviert, daß diese als fester Bestandteil einer Kultur angesehen werden, für die die einzelne Person nicht mehr verantwortlich gemacht werden kann.[47]

Ähnliches geschieht, wenn die *Familienstrukturen* für die (so wahrgenommene) untergeordnete Stellung von Frauen eingewanderter Personengruppen verantwortlich gemacht werden.

So bemerkt Jutta in Verbindung mit unserem Gespräch über Betty Mahmoody, für die sie kein Verständnis hat:

> »Und dann kommt die Familie rein, und dann nimmt der se mit nach Hause, und dann erlebt se das alles. Also, ich sag immer: Wer sich in Gefahr u- begibt, der kommt um. Und ich weiß durch Medien und durch alle andern, daß, wenn ich dahin komm, ich komm da in eine Großfamilie rein, daß ich mich zu fügen hab. ... Und das ist ihr auch so passiert. Ne?« (9/302-309)

Auch ihre Kinder möchte Jutta deshalb nicht gerne mit Türken verheiratet sehen, denn:

> »...weil man so verschiedentlich hört, daß da die- diese Familientradition doch die Ausländer einengt. Sie können hier, ich hab hier son Bericht über 'ne Deutsche gelesen, die is mit 'nem Italiener verheiratet, sie hat tausend Probleme. ... die Familie hat sie aufgesaugt E wie ein Schwamm. Und da gibt's nix anderes. Ne? Un, un so nehm ich das auch an da inne Türkei...« (9/393-399)

Mit der Definition der Familie als Ort, in dem die Einengung von Frauen geschieht, werden – wie bei der Verengung des Problems auf eines der

47 Mit dem Begriff des »Kulturkreises«, der sich seit einigen Jahren im Diskurs etabliert, hat sich Jürgen Link auseinandergesetzt. »der hegemoniefähige neonationalismus und neorassismus definiert ›unsere‹ »nationale identität« als die eines »kulturkreises«, der sich wiederum durch die entgegensetzung »fremder kulturkreise« bestimmt. es handelt sich um einen alltagssprachlich derart ›evidenten‹ begriff, der zudem quer durch ideologische und politische spektren benutzt wird, daß auf dieser ebene nichts dagegen zu sagen ist«. (Link 1985, S. 7f.) Im neorassistischen (hegemoniefähigen) Diskurszusammenhang jedoch werde dieser Begriff einfarbig verstanden: »jeder »kulturkreis« hat seine eigene monokultur – der ›kreis‹ ist im sinne des symbolischen basisschemas *feste grenze* und *deich*. ein weltweites homeland-konzept zeichnet sich ab: alle individuen werden in ihre »kulturkreise« eingesperrt.« (ebd., S. 8) Der auffallend häufige Gebrauch dieses Begriffes in den Interviews zeigt, daß Jürgen Links Befürchtungen zu Recht bestehen.

Kultur auch – die Handelnden unsichtbar gemacht.

Dem steht eine weitere Variante gegenüber, mit der der bei Einwanderern festgestellte Sexismus begründet wird: Hier wird auf den dominanten, patriarchalen türkischen und/oder moslemischen *Mann* verwiesen.

Andrea erzählt über ihre Erfahrungen, die sie in bezug auf Ausländer nicht verallgemeinern möchte, wohl aber in bezug auf Türken:

> »Und als Kind, muß ich ganz ehrlich sagen, hab ich also ausländische Männer, vor allen Dingen Türken jetzt, sag ich mal ... sehr gemieden, weil da hab ich also auch, eh, schon mal negative Erfahrungen mit gehabt, ne? ... die sind mal hinter uns hergelaufen und haben mit Geld gewunken und haben sich dann ausgezogen und so. ... is mir mal als Kind passiert, ... das war in H. (Stadtteil von Duisburg) damals; wir haben damals in H. gespielt; da war ... son großes Haus mit so 'ner Feuerleiter, sind wir immer runtergerutscht, ... und aufer andern Seite, da war en Haus, da wohnten vorwiegend, eh, Alleinstehende, auch viele Ausländer jetzt, aber auch alleinstehende Männer im großen und ganzen, und da war eben einer, der hatte sich dann gezeigt am Fenster und kam dann hinter- auch hinter uns her und hat dann mit 'nem Hundertmarkschein gewunken und so. Das verbinde ich stellenweise mit **männlichen ... Türken jetzt,** nich, eh, pauschal Ausländer, aber mit Türken jetzt, ne?« (1/55-82)

Diese Variante ist möglicherweise deshalb in der Regel von weiblichen Interviewpartnern angesprochen worden, weil diese – wie die Passage von Andrea bereits verdeutlicht – ihre eigenen Erfahrungen mit sexistischem Verhalten allgemein auf solche konzentrieren, die sie mit Männern türkischer Herkunft gemacht haben.

Wenn auch nicht so häufig wie die bereits genannten, so finden sich dennoch auch im Diskurs Begründungen, die ein sexistisches Verhalten mit einer anderen *Mentalität* oder »Rasse« in Verbindung bringen. Ein Beispiel dazu ist auch die Äußerung von Florian, die in diesem Kapitel bereits zitiert wurde und in der er davon spricht, daß »die Mentalität von den Leuten ... zu verschieden« sei (5/724-725).

Ebenso findet sich – meist in Verbindung mit dem Verweis auf die Tradition der anderen Kultur – eine Erklärung, nach der dominantes Verhalten gegenüber Frauen eine Erscheinung vor allem bei *armen Menschen* sei, die zudem in ihren Herkunftsländern *auf dem Lande* gewohnt hätten. So erzählt Karin:

> »Ich mein, man sieht et ja auch im Fernsehen, man kann sich dat ja auch denken. ... Und die Menschen halt, die aus den Dörfern kommen, ... erstens haben die kein Geld, um mit (lacht etwas) der Mode mitzugehen, dat schon mal sowieso. Und dann hält sich in diesen Dörfern oder Kleinstädten natürlich die, die Tradition, eh, die, die hält sich da ganz anders als in den Städten. Dat is genauso wie bei uns auch.« (10/190-200)

Gerade das letzte Textbeispiel zeigt, daß die aufgeführten Varianten einer Ethnisierung von Sexismus sich gegenseitig keineswegs ausschließen, sondern durchaus auch zusammen auftreten. Karin nimmt hier eine dynamische Ethnisierung von Sexismus vor, wobei sie sich den Sexismus mit mangelndem Reichtum der betreffenden Personen zu erklären versucht.

Wenn auch gesagt werden muß, daß der Sexismus im Diskurs fast durchgängig in der einen oder anderen Variante ethnisiert wird, so gilt dies nicht für seine negative Bewertung. Es findet sich durchaus auch die Variante, daß der ethnisierte Sexismus positiv gewertet wird – so z.B. bei Lars –, wie auch, daß er kein Anlaß besonderer Kritik ist – so z.B. bei Jutta.[48]

3.3.5 Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Es konnte verdeutlicht werden, daß die Ethnisierung von Sexismus, die im Einwanderungsdiskurs vorgenommen wird, als *ein* Element des rassistisch strukturierten Einwanderungsdiskurses wirkt, das sich (nahtlos) in weitere rassistische und ethnozentristische Vorbehalte einfügt.

Darüber hinaus konnte auch herausgearbeitet werden, daß es eine Hierarchie der Ablehnungen einzelner Gruppen von Einwanderern gibt. Personengruppen außerhalb Westeuropas werden stärker abgelehnt als Personengruppen innerhalb Westeuropas. Diese Hierarchie paßt sich insofern in die »offizielle« Ausländerpolitik ein, als auch hier unterschieden wird zwischen »Ausländern« aus der Europäischen Gemeinschaft und »Ausländern« aus anderen Teilen der Welt, die dann mit verschiedenen Rechten ausgestattet werden. Darüber hinaus erlaubt diese Hierarchie der Ablehnungen ein Einverständnis mit einer Ausländerpolitik, die Westeuropa gegenüber Einwanderung abzuschotten sucht.[49]

48 Festzustellen ist darüber hinaus, daß sich Frauen insgesamt ausführlicher zu diesem Themenkomplex äußern als Männer.

49 Dies erklärt auch, wieso der Widerspruch und Widerstand aus der Bevölkerung, als es um die Änderung des Artikels 16 GG ging, nicht stärker gewesen ist. Mit dieser Grundgesetz-Änderung ist ein Schritt in Richtung »Festung Europa« vollzogen worden.

Trotz dieses unübersehbaren rassistischen Gehalts des Einwanderungsdiskurses artikulieren sich im Diskurs aber auch (selbst-) kritische Momente. Diese sind nicht nur darin zu sehen, daß rassistische Vorbehalte gegenüber der antirassistischen Norm relativierend und verhüllend vorgetragen werden und vereinzelt auch positive Bewertungen von Einwanderergruppen stattfinden. Sie sind auch darin zu sehen, daß von einer überheblichen Einschätzung der Deutschen von sich selbst nicht gesprochen werden kann. Hier werden Bruchstellen sichtbar, die für antirassistische Diskursstrategien nutzbar sind.

Solche Bruchstellen ließen sich in der Analyse auch in Verbindung mit der Selbstpositionierung der Interviewten aufweisen. Es konnte gezeigt werden, daß die Interviewten eine widersprüchliche Haltung gegenüber ihrer eigenen Handlungs- und Partizipationsmöglichkeit innerhalb der Gesellschaft einnehmen: Einerseits wird die mangelnde Einflußmöglichkeit seitens der »normalen« BürgerInnen beklagt, andererseits weigern sie sich geradezu, Lösungswege aus gesellschaftlichen Problemfeldern zu entwickeln.

Diese »freiwillige Selbstentmündigung« stellt ein Hindernis nicht nur bei einer Demokratisierung des Einwanderungsdiskurses dar. Es ist ein Hindernis, das auch darüber hinaus für andere gesellschaftliche Bereiche und deren Problembewältigung gilt. Bezüglich des Einwanderungsdiskurses macht dieser Befund jedoch deutlich, daß ein Gegendiskurs, der sich nur auf die Frage von Einwanderung bezieht, etwa indem er für Verständnis für die Anwesenheit von Einwanderern in der BRD wirbt, zu kurz greifen muß. Vielmehr weisen die rassistischen und ethnozentristischen Vorbehalte, die in diesem Diskurszusammenhang dominant sind, auch auf Probleme der Eingeborenen und deren unzureichende Lebenslagen hin. Diese sollten bei einem Gegendiskurs ebenso berücksichtigt werden.

Auch die Verweise auf die unterschiedlichen Diskurspositionen machen diese Notwendigkeit deutlich. Die Verstrickung der Einzelnen in den Diskurszusammenhang ist nicht zuletzt davon beeinflußt, in welcher Lebenslage die Personen stehen. Es konnte deutlich gemacht werden, daß die unterschiedliche Diskursposition von Frauen und Männern für den Einwanderungsdiskurs und seine Verschränkung mit dem Frauendiskurs von Bedeutung ist. Ob sich diese Bedeutung jedoch hinsichtlich der diskursiven Effekte, die durch eine solche Diskursverschränkung erzielt werden, geltend macht, dieser Frage wird in den folgenden Feinanalysen nachgegangen.

Schließlich konnten verschiedene Formen und Variationen der Ethnisierung sexistischer Haltungen herausgearbeitet und hinsichtlich der Frage ihrer Festigkeit wie auch ihrer Begründung systematisiert werden. Die nun folgenden linguistischen Feinanalysen werden deshalb diese verschiedenen Variationen von Ethnisierung von Sexismus aufnehmen und hinsichtlich ihrer Diskurswirkungen untersuchen.

3.4 Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs und seine diskursiven Effekte. Vier linguistische Feinanalysen ausgewählter Textpassagen

Die folgenden linguistischen Feinanalysen dienen vor allem dazu, den Wirkungen, die durch die Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungs- und Frauendiskurs entfaltet werden, nachzugehen. Gleichzeitig sollen sie beschreiben, auf welche Weise die verschiedenen Formen der Diskursverschränkung produziert und reproduziert werden. Auf diese Weise soll sichtbar gemacht werden, ob und wo ein Ausstieg aus den subjektiven Verstrickungen von seiten der am Diskurs beteiligten Personen möglich ist.

3.4.1 »...irgendwie steckt das doch in ihm, daß er ... anders is wie en deutscher Mann«

Linguistische Feinanalyse einer Passage eines Interviews mit Imma, einer 47jährigen Hausfrau

Imma ist eine Frau aus der Arbeiterschicht, die bereits in jungen Jahren ihren Mann durch ein Grubenunglück verloren hat. Heute lebt sie seit vielen Jahren mit einem Mann in eheähnlicher Gemeinschaft.[50] Der Kontakt zu ihr wurde über ihre älteste Tochter hergestellt, die ich von der Hochschule kannte.

3.4.1.1 Ausgrenzungseffekte aufgrund von Homogenisierungen

Bereits in der Anfangsphase des Gesprächs kommen wir – veranlaßt durch meine Eingangsfrage nach Immas Eindrücken zum Thema Ausländer – auf die Beziehung ihrer Freundin zu einem türkischen Mann zu sprechen. Dort äußert Imma die generelle Einschätzung, daß Türken »viel vom Glauben geprägt« (8/32-33) seien. Nachdem sich das Gespräch kurz um die Berufskarriere des befreundeten Türken drehte, führe ich mit folgenden Bemerkungen eine Themenverlagerung ein:

50 Zum gesamten Interview verweise ich auf seine analytische Zusammenfassung im Abschnitt 3.2.8. Das gesamte Interview ist im Materialband zu dieser Arbeit nachzulesen. Gegenstand dieser Feinanalyse sind folgende Passagen: Zeile 60-269 sowie Zeile 334-417.

Mhm. Also (räuspert sich) es gibt ja, es gibt ja, ehm, sehr viel Diskussionen in der letzten Zeit um das Problem, was Sie auch angesprochen haben: Moslems.

Mhm.

Und, eh, daß die andere Sitten und Gebräuche haben, und das macht sich sehr häufig fest auch an dem Verhältnis, was, eh, die Männer zu den Frauen und die Frauen zu den Männern haben. (8/60-66)[51]

Obwohl das vorangegangene Gespräch einvernehmlich an einem Punkt angelangt ist, an dem eine Themenkonzentration erwartbar war, artikuliere ich deutliche Unsicherheiten hinsichtlich des von mir angestrebten Themas: Räuspern, erneutes Ansetzen und Wiederholen verdeutlichen, daß ich offenbar beabsichtige, ein heikles Thema anzusprechen, das ich darüber hinaus von vornherein auch als ein Problem charakterisiere.

Moslems, so zitiere ich die allgemeine Diskussion, hätten andere Sitten und Gebräuche. Interessant an dieser Passage ist, daß ich offen lasse, ob auch ich diese Auffassung teile. Die Formulierung, »daß die andere Sitten und Gebräuche haben« kann sowohl als Konjunktiv wie auch als Indikativ verstanden werden. Die anschließende Formulierung: »das macht sich sehr häufig fest auch an dem Verhältnis« verzichtet auf ein logisches Subjekt, das diese Auffassung vertritt. Diese indirekte Konstruktion läßt meine Position hierzu offen, und dies macht in Verbindung mit der Unsicherheit, mit der ich das Thema anschlage, einen Sinn: Es bleibt damit ebenso offen, was das eigentlich für Sitten und Gebräuche sind; eine Ethnisierung von Sexismus wird hier nicht expliziert, sondern lediglich angespielt.

Im Unterschied zu dieser Vagheit beschreibe ich dann aber die Akteure dieses Verhältnisses sehr genau: Indem ich betone, es gehe um das wechselseitige Verhältnis zwischen Männern und Frauen, kehre ich die

51 Die folgenden Interviewausschnitte in dieser wie auch in den folgenden Feinanalysen sollen wie folgt gelesen werden: Die Rede der Interviewten erscheint in normaler Schrift, die Rede der Interviewenden in kursiver Schrift. Gemeinsames Sprechen wird durch Fett-Schrift markiert; Emphasen werden durch Unterstreichungen hervorgehoben. Auslassungen und Verschleifungen innerhalb einzelner Wörter werden durch ein Auslassungszeichen (') angezeigt. Pausen sind durch ein Sternchen ausgewiesen, wobei eine Pause eine Redeunterbrechung von 3-4 Sekunden bedeutet. Ein Gedankenstrich vor einem Sprecherwechsel (-) zeigt an, daß hier eine Unterbrechung vorliegt, die durch den Gesprächspartner initiiert wurde. Dagegen markiert ein Schrägstrich (/) eine »Selbstunterbrechung«. Nicht-sprachliche Momente, wie Lachen, Husten, Gesten, Unterbrechungen etc., werden in Klammern vermerkt.

Subjektseite dieser Personen hervor. Auf diese Weise wird die moslemische Frau als eine Handelnde und eine Behandelte in unser Gespräch eingeführt, eine Sicht, die für den Einwanderungsdiskurs in der BRD keineswegs typisch ist. (Vgl. Pinn/Wehner 1992.)

Angemerkt werden muß zudem, daß durch die Fragestellung Moslems nicht nur von vornherein als Problem eingeführt werden, sondern außerdem als eine homogene Gruppe mit gleichen »Sitten und Gebräuchen« unterstellt werden.

> *Und, eh, da wollt ich Sie mal fragen, eh, ob Sie da, vielleicht auch durch diese Bekanntschaft, sich irgendwie, ehm, 'ne Meinung zu gebildet haben, wie Sie das sehen? Sehen Sie da en Unterschied zwischen dem Verhältnis von Männern und Frauen hier in der Bundesrepublik-*
>
> Ja, auf jeden Fall!
>
> ***und, eh,dem in, eh, mit islamischen Glauben?*** (8/66-72)

Die Hervorhebung der Bekanntschaft mit einem türkischen Mann, die Imma zuvor angesprochen hat, konstituiert Imma als eine kompetente Gesprächspartnerin, die ihre Auffassungen auf eigene Erfahrungen stützen kann. (Ob diese Zuschreibung von Imma als Überheblichkeit meinerseits verstanden wird oder sie einschüchtert, weil ich damit hohe Erwartungen an ihr Wissen knüpfe, wird sich im weiteren Verlauf des Gesprächs herausstellen.) Zunächst ist die von mir vorgenommene Präsupposition von Bedeutung. Denn offenbar unterstelle ich, daß der türkische Bekannte ein Moslem ist und produziere damit allerdings Ausgrenzungseffekte. Die Verallgemeinerung Türke = Moslem verengt die Perspektive auf die genannten Personengruppen und läßt andere Verhaltensmöglichkeiten nicht zu. Daß es Eingeborene gibt, die islamischen Glaubens sind, wird ebenso ausgeschlossen, wie die Möglichkeit, daß Türken auch Christen, Atheisten, Juden etc. sein können.

Außerdem rechne ich offenbar damit, daß Imma noch weitere Kontakte zu türkischen bzw. islamischen Personen hat. Dies wird nicht nur durch das Adverb »auch« verdeutlicht. Es wird auch dadurch nahegelegt, daß es sich bei der bereits angesprochenen Beziehung der Freundin zu einem türkischen Mann ja um eine sogenannte »interkulturelle« Beziehung handelt. Nur dann, wenn die oben beschriebene Verallgemeinerung Türke = Moslem nicht umgekehrt auf Deutsche = Christen übertragen wird, wäre dies nicht der Fall. Dann nämlich würden wir im Gespräch davon ausgehen können, daß auch die Freundin vom Imma eine Muslima bzw. moslemisch erzogen worden ist.

Die konkrete Frage schließlich, die ich an Imma richte, ist wiederum wenig präzise. Auch dies ist für den Diskurs über Einwanderung von Bedeutung: Eine Gegenüberstellung von Beziehungen zwischen Männern und Frauen aus der Bundesrepublik und den von Personen mit islamischem Glauben ist logisch unsinnig, da – wie ausgeführt – islamische Personen auch in der Bundesrepublik leben (können). Sie erhält nur dann einen Sinn, wenn angenommen wird, in der Bundesrepublik lebten ausschließlich christliche Menschen. Davon ist aber mit Blick auf Moslems, Juden und Angehörige anderer Glaubensrichtungen wie auch auf Atheisten nicht auszugehen. Insofern transportiert diese Interviewfrage einen weiteren ausgrenzenden Bestandteil des derzeitigen Diskurses über Einwanderung in unser Gespräch.

Diese Ausgrenzung wird von Imma nicht zurückgewiesen und kann deshalb (zunächst) für das weitere Gespräch als Konsens unterstellt werden. Statt dessen nimmt Imma die angesprochene Thematisierung des Geschlechterverhältnisses bereits zu einem Zeitpunkt auf, als ich die Frage noch nicht zu Ende gestellt habe. Sie äußert, daß sie »auf jeden Fall« (8/71) einen Unterschied in dieser Hinsicht zwischen Moslems und Christen sehe, wobei offenbleibt, ob die angespielte Ethnisierung von Sexismus der Hintergrund für ihre Annahme ist.

3.4.1.2 Ethnisierung von Sexismus mit Hilfe selektiver (weiblicher) Wahrnehmungen

> Ja, doch, das möcht ich sagen. A'so ich mein, der is nun nich so reli- religiös, alleine schon bei, bei diesem Pärchen, und die haben unheimliche Schwierigkeiten. (8/73-75)

Imma bekräftigt noch einmal ihre Auffassung und präzisiert die von ihr wahrgenommenen Unterschiede als »Schwierigkeiten«. Sie verwendet dabei jedoch eine Redewendung, die ihre zuvorige Einlassung ein wenig abschwächt, indem sie sie in die Form eines Wunsches kleidet. Außerdem räumt sie ein, daß ihr türkischer Bekannter nicht religiös sei. Dies hatte sie zuvor auch schon betont (8/31). Trotzdem verweist sie auf große Probleme zwischen den Partnern, was durch die Emphase noch unterstützt wird. Mit der Wendung »alleine schon« gibt sie zu verstehen, daß die Schwierigkeiten bei gläubigen Moslems möglicherweise noch größer seien.

Meine Anspielung auf ihre Kenntnisse in diesem Bereich nimmt Imma in der Weise auf, daß sie die Beziehung ihrer Freundin als einen geeigneten Fall betrachtet, anhand dessen meine Frage beantwortet werden

kann. Daß hier jedoch die Beziehung einer deutschen, vermutlich christlich sozialisierten Frau zu einem türkischen Mann, der kein Moslem ist, aber vermutlich moslemisch sozialisiert wurde, thematisiert wird, wird nicht problematisiert. Dadurch können die beschriebenen Ausgrenzungseffekte weiterwirken.

Dabei wäre es durchaus denkbar gewesen, daß Imma die Koppelung meiner Frage an ihre Erfahrungen mit der Beziehung ihrer Freundin mit dem Hinweis zurückgewiesen hätte, ihre Freundin sei keine Muslima. Dies hätte zur Folge gehabt, daß wir im weiteren Gespräch Probleme, die in sogenannten »interkulturellen« Partnerschaften auftauchen, von denen hätten unterscheiden müssen, die bei Angehörigen der gleichen Kultur auftreten.

Dies ist aber nicht der Fall. Die Beziehung von Immas Freundin zu einem türkischen Mann wird von uns als aussagefähig darüber betrachtet, wie moslemische Männer und Frauen miteinander umgehen, um dies zu den Umgangsformen christlicher Männer und Frauen untereinander in Beziehung zu setzen.

Bisher hat Imma die angespielte Ethnisierung von Sexismus weder zurückgewiesen noch bestätigt. Allein Schwierigkeiten sind von ihr konzediert worden. In welchen Bereichen diese auftauchen, wurde noch nicht formuliert.

Ja?

Ja doch, also, er will das nich so, sie muß ihn immer wieder zur Ordnung rufen (lacht leise auf) also er, er hat denn doch so, wenn, zum Beispiel, wenn mal irgendwas is und sie, er sieht überhaupt nich gerne, wenn sie alleine weggeht,

Mhm.

und für ihn is es ganz selbstverständlich, daß er sich mit seinen Freunden trifft, und da brauch er auch kein, kein großes Fragen oder Sagen, d- der geht einfach und sagt phf-. Und wenn sie mal mit mir Essen gehen will, also dann is dat schon * Nich, daß er ihr das verbietet, so nich, aber an, an allem, man merkt es, dann schiebt er vor, ach jetzt, wir wollten wir doch das, und, oder wir wollten das! Die, die- f- er kann auch nich über seinen Schatten springen, eh, irgendwie steckt das doch in ihm, daß er * eh, anders is wie en deutscher Mann, ne?

Mhm,mhm. (8/76-91)

Der Nachdruck, mit dem Imma zuvor die Schwierigkeiten zwischen ihrer Freundin und deren Freund charakterisiert hat, veranlaßt mich zu einem nachfragenden »Ja?«, mit dem ich sie gleichzeitig dazu auffordere, ihre Eindrücke zu präzisieren.

Imma kommt dem nach und nimmt nun die im Gespräch schwelende Ethnisierung von Sexismus in der Weise auf, daß sie ihre Beobachtungen konkret mitteilt. Der Freund ihrer Freundin habe es nicht gerne, wenn diese etwas alleine unternehme, während er dies für sich ohne weiteres in Anspruch nehme. Er versuche, die Freizeitgestaltung seiner Freundin zu beeinflussen, indem er soviel Zeit mit ihr verbringe, daß sie für andere Aktivitäten kaum bzw. keinen Spielraum mehr habe.

Gleichzeitig ist es ihr wichtig zu verdeutlichen, daß ihre Freundin diese Bevormundung zurückweist, indem sie ihren Freund »immer wieder zur Ordnung rufen« (7/77-78) muß. Imma macht hier deutlich, daß sie das Verhalten des Freundes mißbilligt. An dieser Stelle spielt Imma auf den bundesrepublikanischen Frauendiskurs an, in dem solche von ihr geschilderten männlichen Verhaltensweisen negativ bewertet werden. Die Verschränkung der beiden Diskursstränge »Einwanderung« und »Frauen« ist nun hergestellt.

Ihre Beobachtungen schildert Imma, ohne sie explizit zu verallgemeinern. Sie entfalten jedoch dennoch eine verallgemeinernde Wirkung, weil und insofern der Fall ihrer Freundin für weitere Partnerschaften gelten soll.

Dabei weist die Schilderung der Konfliktlage zunächst nichts auf, was Schlußfolgerungen auf die Religion der Beteiligten zuließe. Die Rede ist von einem Mann, der zu verhindern versucht, daß seine Frau alleine mit ihrer Freundin ausgeht, der ihr dies jedoch nicht verbietet, weil er es nicht verbieten kann, sondern sich subtilerer Mittel bedient. Ein Umstand, der im Frauendiskurs durchaus auch hinsichtlich anderer Beziehungen diskutiert wird.

Der Bezug auf die Interview-Frage wird von Imma denn auch sehr allgemein vorgenommen, indem sie auf den moslemisch sozialisierten Mann anspielt: »Er kann auch nich über seinen Schatten springen« (7/88), er sei eben »anders wie en deutscher Mann«. (7/89) Nun zieht Imma explizit das verallgemeinernde Resümee aus ihren Beobachtungen, indem sie dem Freund ihrer Freundin als türkischem Mann ein frauenbeherrschendes Verhalten zuschreibt.

Diese weitreichenden Schlußfolgerungen lassen sich aus dem Verlauf des Gespräches alleine nicht erklären. Denkbar wäre z.B. gewesen, daß sie die Verhaltensweisen ihres türkischen Bekannten darauf zurückführt, daß dieser eifersüchtig sei. Die Erklärung, er sei anders als ein deutscher / christlich sozialisierter Mann, bezieht Imma aus dem laufenden Diskurs

über Einwanderung, in dem eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen vorgenommen wird und die mit meiner Fragestellung aktualisiert wurde. Ihre Erfahrungen dienen ihr im Gespräch zur Untermauerung dieser vorgängigen Einstellung. Daß auch Imma an dieser Stelle keinen zwingenden bzw. logischen Zusammenhang sieht, wird auch daran deutlich, daß sie sich mit der Partikelverwendung »ne?« der Richtigkeit ihrer Ausführungen zu versichern sucht. Mit dem Hörersignal »Mhm« gebe ich meinerseits zu verstehen, daß ich sie verstanden habe, lasse aber erneut offen, ob ich ihre Meinung teile.

> Und d- die werden doch, eh, in ihrer Freiheit selbst bei den, wo man sagt, Studierten, eh, und * d- ir- das, das steckt da drin, die können jetzt, die, die Frau kann sich nich ganz so, eh, frei entfalten oder bewegen wie- zum Beispiel ganz, wenn wir nur Turnen gehen wollen oder irgendwas gemeinsam, dann, dann sagt er: Ach – jetzt is er zur Zeit in Berlin – die kleinste Kleinig- ach, dann komm doch lieber hierher, und er möcht se am liebsten bei sich haben, und wenn se auch nur zu Hause sitzt,
>
> *Mhm.*
>
> dann weiß er, daß, daß se eben da is. Und * nee, also ganz, sie sagt ja auch, sie würd nie mehr- obwohl sie, eh, einen Ausländer nehmen, also nich en Ausländer, en Türken.
>
> *Mhm.*
>
> Oder en Moslem oder so . (8/92-105)

Zu den bisherigen Verallgemeinerungen gesellen sich nun weitere: In einer Gesprächspassage zuvor hatte Imma bereits davon gesprochen, daß der Freund ihrer Freundin ein Studium absolviert habe. Auf diese Information spielt sie an und nimmt eine weitere Verallgemeinerung vor: Bildung habe auf die beschriebenen Verhaltensweisen moslemischer Männer keinen positiven Einfluß.

Ebenso verallgemeinernd bringt Imma nun auch moslemische Frauen ins Spiel. Sie formuliert, diese könnten sich »nicht ganz so ... frei entfalten oder bewegen, wie- ». Damit läßt sie die Verstehensmöglichkeit zu, daß moslemische Frauen durchaus auch Entfaltungsspielräume haben können. Doch diese seien nicht so groß wie-, ja, wie die christlicher Frauen, so kann ihre Äußerung an dieser Stelle weitergedacht werden.

Weshalb Imma diese Einschränkung vornimmt, ist nicht eindeutig. Sie kann sie deshalb vorgenommen haben, weil sie sich meiner Auffassung nicht sicher ist und sie sich die Verständigung nicht verbauen will. Schließlich haben ihr meine bisherigen Kommentare noch nicht deutlich gemacht, welche Haltung ich zum Thema einnehme, ob ich die Verallgemeinerung, die sie vorgenommen hat, nachvollziehe. Um also eine Verständigung nicht zu verhindern – und um nicht als rassistisch dastehen zu müssen, kann es für sie strategisch sinnvoller sein, sich hier einen Ausweg offenzuhalten.

Diese Intention mag auch in die nachfolgende Passage einfließen, in der Imma die Autorität ihrer Freundin bemüht, um auszudrücken, daß Liebesbeziehungen zwischen Moslems und Christen bzw. Türken und Deutschen problematisch sind. Ihre Korrektur oder Differenzierung, daß sie nicht generell Ausländer, sondern Türken meine, legt dies nahe. Die moslemische Frau ist hier nicht mehr interessant; das unter dem Blickwinkel des Glaubens wahrgenommene Verhalten des Türken wird ins Verhältnis zu christlichen Frauen gesetzt, als deren Vertreterin ihre Freundin gelten kann.

Dabei sticht die Formulierung »sie würde nie mehr einen Ausländer nehmen« ins Auge. Sie stellt Beziehungen in die Nähe von (Kauf-) Entscheidungen, die man eingehen, die man aber auch unterlassen kann. Dies zeugt von einem relativ nüchternen Umgang mit der Frage der Lebenspartnerwahl. Vom Mythos der Liebe, die die Menschen wie ein Schicksal trifft, ist bei Imma nichts zu spüren. Auch an dieser Stelle bezieht Imma die Legitimation ihrer Aussage aus dem bundesrepublikanischen Frauendiskurs, wo es als Norm gilt, daß Frauen ihren Partner selbstbewußt auswählen und dabei keineswegs den Ersten, sondern nur den Besten nehmen.[52]

3.4.1.3 Festigung der »statischen« Ethnisierung von Sexismus infolge von Einwänden

> ***Aber** sie lebt weiterhin mit ihm zusammen?*
>
> **Ja**, ach, e-et is auch nich so gravierend, aber man kann sich einfach, eh, unsere Lebensweise kann man nich damit vergleichen. (8/106-108)

52 Vor einigen Jahren erregte die Frauenzeitschrift »freundin« einiges Aufsehen mit einer Plakatkampagne, die mit flotten Sprüchen das herrschende Frauenbewußtsein auszudrücken suchte. Eines dieser Plakate zeigte eine Frau in einem weißen Hochzeitskleid. In der unteren Plakathälfte war zu lesen: »Die Frauen von heute nehmen nicht den Ersten, sondern den Besten.« Andere Slogans hießen: »Die Frauen von heute wollen Männer, die prima Mütter sind.« oder: »Die Frauen von heute können schwach werden, weil sie stark sind.« Mit dieser Kampagne hat die Zeitschrift sicherlich einen Beitrag zur Stärkung des Selbstbewußtseins der Frauen geleistet und gleichzeitig dafür gesorgt, daß Frauen sich aus ihren alten Wirkungsstätten aber nicht zu sehr entfernen.

Meine Nachfrage läßt sich sowohl als Zurückweisung dieser »nüchternen« Betrachtung von Beziehungen verstehen wie sie gleichzeitig verdeutlicht, daß ich die Frage der Bewegungs- und Entfaltungsfreiheit von Frauen für einen entscheidenden Punkt des Zusammenlebens von Männern und Frauen halte. Damit halte ich den angespielten Frauendiskurs weiterhin im Gespräch.[53]

Imma schwächt ihre zuvor gemachte Bemerkung ab, nach der es unheimliche Probleme zwischen den beiden gebe. So wichtig seien die Einschränkungen, die ihre Freundin erführe, denn auch wieder nicht. Trotzdem beharrt sie darauf, daß hier fundamentale Unterschiede vorliegen.

Frauen- und Einwanderungsdiskurs werden hier von Imma gleichzeitig angesprochen, wobei ihre Äußerung mindestens drei Verstehensmöglichkeiten nahelegt:

Zum einen in der Weise, daß Imma insgesamt auf männliches Verhalten anspricht, indem sie herauszustellen sucht, daß die Abweichungen zwischen dem Verhalten türkischer bzw. moslemisch sozialisierter Männer und dem deutscher bzw. christlich sozialisierter Männer nun doch ziemlich geringfügig seien. Wenn das Verhalten des Freundinnenfreundes bereits zum Bruch der Beziehung führen würde, müßte ein Großteil »innerdeutscher« bzw. christlich geprägter Beziehungen auseinanderbrechen.

Zum anderen spielt die Äußerung darauf an, daß gleichberechtigte Umgangsformen zwischen Männern und Frauen insgesamt nicht so wichtig sind. Es ist zwar gut, wenn Frauen Freiheiten haben, es ist aber auch nicht so schlimm, wenn dies nicht so ist. In diesem Falle wäre die Äußerung gleichzeitig als ein Zurückweisen der Normen des Frauendiskurses verstehbar.

Eine dritte Verstehensmöglichkeit ist die, daß Imma ihre Freundin als Angehörige der westlichen, aufgeklärten Kultur als so souverän ansieht, daß diese die Einschränkungen ihres Freundes, zumal er sie nicht offen artikuliert, als nicht belastend ansieht – im Unterschied möglicherweise zu moslemischen Frauen, die aufgrund ihrer kulturellen Eingebundenheit dies nicht so sehen. In diesem Fall hätte die Thematisierung des

53 Es soll hier noch einmal betont werden, daß der Frauendiskurs in Deutschland im wesentlichen ein *deutscher* Frauendiskurs ist, der die Situation ausländischer Frauen nicht oder kaum berücksichtigt.

Frauendiskurses zur Folge, daß seine Normen gleichzeitig rassistisch oder ethnozentristisch gewendet werden.

Das weitere Gespräch wird zeigen, ob und welche dieser Lesarten von uns weitergeführt wird und sich als tragfähig erweist.

Wie auch immer – insgesamt kommt Imma zu der Beurteilung, die Lebensweisen von Moslems und Christen ließen sich nicht miteinander vergleichen. Das ergibt aber nur dann einen Sinn, wenn sie davon ausgeht, daß die fundamentalen Unterschiede zwischen Türken und Deutschen, zwischen Moslems und Christen noch in anderen Lebensbereichen zu finden sind. Auf diese Weise kann Imma die zuvor vorgenommene Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen weiter aufrechterhalten, obwohl und indem sie weitere rassistische Zuschreibungen vornimmt, die an dieser Stelle jedoch nicht expliziert werden.

> *Nun sagten Sie ja, das is en, gar nich, gar kein Mohamedaner*
>
> Nee-
>
> *beziehungsweise gar kein* ***Moslem.***
>
> **Nein.**
>
> *Ehm, also kann 's ja an dem Glauben eigentlich nich liegen.*
>
> Doch, der is ja so erzogen worden, er is auch Moslem, aber, eh, aber er steht nich dahinter, wolln mal so sagen. Er is zum Beispiel Atheist, also glaubt er, glaubt er auch nich an einem Moslem oder, o- an Mohamed oder so, aber * er hat es ja nun mitgekriegt von K- die Erziehung is, eh, is ja da gewesen, ne?
>
> *Mhm.*
>
> Und der ißt auch Schweinefleisch und trinkt Alkohol und so, also der is nich, also der hat all mit dem nichts am Hut, aber, eh / (8/109-121)

Der aufgeworfene Gesprächsfaden, in dem es um den Stellenwert der Bewegungsfreiheit von Frauen in Beziehungen mit Männern ging, wird (zunächst) nicht weiter verfolgt. Mit ihm wäre es zum Beispiel möglich gewesen, sexistische Verhaltensweisen deutscher bzw. christlich sozialisierter Männer anzusprechen und damit die vorgenommene Ethnisierung des Sexismus transparent zu machen.

Statt dessen gehe ich auf den Ausgangspunkt zurück und bringe die Rolle der Religion ins Spiel. Ich erinnere Imma daran, daß der türkische Bekannte nicht moslemisch lebt, und weise darauf hin, daß er dennoch von ihr an moslemischen Regeln gemessen wird. Mit diesem Widerspruch geht sie souverän um. Sie verweist auf Sozialisationseinflüsse, die sich bei ihm auswirkten. Dabei ist sie sich ihrer Sache so sicher, daß sie

meinen Einwand noch weiter präzisiert und ihre Kenntnisse über andere islamische Vorschriften einbringt: das Alkoholverbot und das Verbot, Schweinefleisch zu essen. An all diese Vorschriften halte sich der türkische Bekannte auch nicht. Doch trotzdem hält sie ihre Einschätzung aufrecht, daß hier ein Unterschied vorliege.[54]

Immas Bemerkung verweist nochmal darauf, daß sie die Vergleichbarkeit der Lebensweisen, von der im vorgängigen Abschnitt die Rede war, nicht allein am Geschlechterverhältnis festmacht. Daran knüpfe ich im folgenden an:

Kennen Sie denn den Mann so gut, um sagen zu können, daß das sich, zum Beispiel diese unterschiedliche Erziehung, oder das, was Sie m- sagen, was also in ihm drin steckt, auch in anderen Bereichen aus- wirkt? Also, oder is das so, daß sich das eigentlich nur im Verhältnis zwischen seiner Lebenspartnerin und ihm auswirkt?

* Nee, das wüßt ich nich.

Also is er auch noch in anderen Bereichen anders als deutsche Männer?

* * Nee, also so, erstens kenn ich ihn nich so, einfach nur so, ich würd es ja auch gar nich merken, eh, eh, ehm, eh, das erzählt sie mir ja.

Ah so.

Daß, wenn wir so zusammensitzen, eh, er bevormundet se nich, oder verbietet ihr irgendetwas, dann passiert das ja auch gar nich.

Mhm.

Eh, wenn, wenn der eingeladen is, das is genauso als wenn ich mit 'nem andern, mit 'nem deutschen Ehepaar, eh, eh, dasitze oder.

Mhm.

Im Gegenteil. Mein Mann der ha- is aufe Zeche, der hat en Arbeitskollegen, is auch Türke,

Mhm.

und da war ich, mit denen warn wir schon mal zusammen, er war alleine hier, mit der Frau war ich erst einmal zusammen, eh, da is das nun ganz, ganz anders, also die wird schon auch in, in unserm gemeinsamen Zusammensein, die wagt ja schon kaum was zu sagen, und die sitzt da mit ihrem Kopftuch und,

Ah ja.

eh, da is ja, da is en himmelweiter Unterschied wie der sich verhält oder wie der Duhan sich verhält. Also,

Mhm.

* da merkt man schon, daß der 'ne andere Erziehung und, oder, seine ganze Ein-Einstellung ganz anders is, ne? (8/122-151)

Der Verweis auf Erziehungseinflüsse, die zwischen Christen und Moslems zu gravierenden Unterschieden führen, bleibt als Konsens so stehen. Vielmehr geben mir Immas Ausführungen über weitere moslemische Regeln das Stichwort dazu, bei ihr danach zu fragen, ob sich die moslemische Erziehung ihres Bekannten auch noch auf andere Lebensbereiche auswirke.

Dabei stellt die Art der Fragestellung allerdings für Imma eine neue, schwierigere Gesprächssituation her. Im Unterschied zur zuvor vorgenommenen Kompetenz-Zuschreibung spiele ich auf die Möglichkeit an, daß sie ihren Bekannten nicht so gut kennt, um dies überhaupt beurteilen zu können. Mit der Äußerung: »Kennen Sie denn den Mann so gut, um sagen zu können« setze ich Imma unter einen gewissen Druck. Zwar stelle ich damit nicht ihre bisherigen Schilderungen über das Verhalten und den Werdegang ihres türkischen Bekannten in Frage. Dennoch wird nach dieser Einleitung die Beantwortung der Frage erschwert, insofern ich eine Bedingung vorgebe, unter der die folgenden Ausführungen nur glaubhaft sind.

Imma nimmt diesen Druck auf. Sie versucht ihre Aussagen genauer abzuwägen, was auch durch die Pausen und »ähs« deutlich wird. Inhaltlich schwächt sie ihre zuvor gemachten Äußerungen weiter ab, wenn sie berichtet, daß sie ihre Einschätzungen nicht aus eigener Erfahrung beziehe, sondern aus den Erzählungen ihrer Freundin. Sie bemerkt sogar, daß ihre eigenen Erfahrungen ihr keinen Anlaß geben würden, anzunehmen, der türkische Bekannte verhielte sich anders als deutsche Männer.

Dieses Eingeständnis müßte nun eigentlich dazu führen, daß Imma ihre zuvor vorgenommene Verallgemeinerung revidiert.

Das macht sie jedoch nicht. Statt dessen bringt sie mit dem Arbeitskollegen ihres Lebensgefährten ein neues Beispiel, mit dem sie ihre Einschätzung zu belegen versucht.

Sie nimmt also einerseits – veranlaßt durch genaueres Nachhaken – ihre zuvor gemachten Einschätzungen über den türkischen Bekannten ihrer Freundin zurück, wenn sie zwischen dem Arbeitskollegen und dem türkischen Bekannten einen »himmelweiten Unterschied« (8/147) fest-

54 In der Selbstkorrektur der Bezeichnung »Mohamedaner« zu »Moslems« zeigt sich mein Bemühen, keine diskriminierenden Begriffe ins Gespräch hineinzutragen. Die Reaktion von Imma verweist jedoch darauf, daß sie diese Korrektur als unerheblich ansieht, sie gebraucht beide Bezeichnungen synonym.

stellt. Andererseits kann sie aber mit dem Beispiel dieses Arbeitskollegen die Ethnisierung von Sexismus noch einmal bekräftigen.

Interessant ist, daß Imma das Verhalten des türkischen Arbeitskollegen ihres Lebensgefährten damit beschreibt, daß sie das Verhalten seiner Frau anspricht. Sie wage nicht zu sprechen. Die Möglichkeit, daß die Frau schüchtern ist, wenn sie in die Wohnung eines Arbeitskollegen ihres Mannes kommt, daß sie möglicherweise Sprachschwierigkeiten hat etc., all dies zieht Imma nicht in Betracht. Sie bewertet ihre Erfahrung aus dem Blickwinkel ihrer vorgängigen Auffassung, türkische Frauen würden von türkischen Männern beherrscht.

Diese Einlassung von Imma muß vor dem Hintergrund der Drucksituation, die durch die Art der Fragestellung erzeugt worden ist, noch einmal besonders bewertet werden. Sie hätte ja durchaus dem Druck nachgeben und eine Einschränkung ihrer zuvor vorgenommenen Verallgemeinerungen vornehmen können. Daß sie dies nicht macht, zeigt, wie stark sie sich mit der Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen identifiziert, die im Einwanderungsdiskurs wirkt. Trotzdem nimmt sie eine Differenzierung vor, wenn sie betont, es ginge nicht um Ausländer allgemein, sondern lediglich um Türken und Moslems. Diese Einschränkung weist darauf hin, daß Imma bestrebt ist, den antirassistischen Normen des Einwanderungsdiskurses zu entsprechen und meinen Einwand aus diesem Kontext heraus versteht.

3.4.1.4 *Ethnisierung von Sexismus durch das Aufrufen kollektiver Symbole*

Ich möchte ihnen mal 'ne Geschichte erzählen, die sich wirklich zugetragen hat und Sie dann fr- danach fragen, wie Sie entscheiden würden. In Berlin hat es 'ne, 'ne Kindergärtnerin gegeben, die hat sich um en Job, eh, beworben, und die hat den nich gekriegt, weil sie sich geweigert hat, während der Arbeit ihr Kopftuch abzuziehen, abzulegen. Und, ehm, das deutet ja schon darauf hin, daß es sich bei dieser Kindergärtnerin um eine Türkin gehandelt hat, eine Türkin, die eben islamischen Glauben hat, und das hat dann en Riesenstreit gegeben in der Stadt. Da wurde dann argumentiert und hin und her, und die einen haben gesagt, ehm: Das kann man nich von der Frau verlangen, also die sich auf die Seite der Türkin gestellt haben, das kann man von der Frau nich verlangen, das is, eh, das is sozusagen 'ne Kleiderordnung, die die Stadt da, ehm, eh, v-eh, vorschlägt, bzw. vorschreibt. Und diejenigen, die eben f- dafür waren, daß diese Frau nicht eingestellt wurde, die haben gesagt: Nein, der Einfluß, den die Frau auf die Kinder hat, indem sie dieses Kopftuch trägt, ist negativ.

Mhm.

Das Kopftuch is ein Symbol von Unterwürfigkeit von Frauen und wir leben hier anders.

Ja, wie hätten Sie in dem Fall entschieden? (8/152-170)

Das Kopftuch der türkischen Frau, von der zuvor die Rede war, ist das Stichwort dazu, das Gespräch nun in eine andere Richtung zu treiben und eine weitere Thematisierung der Erfahrungen von Imma mit dem türkischen Ehepaar fallenzulassen. Weder bestätige noch kommentiere ich ihre gemachten Erfahrungen, was durch die Versicherung erheischende Partikel »ne« durchaus erwartbar gewesen wäre. Im Gespräch stellt sich daher eine Situation her, in der die Auffassung von einem besonderen Geschlechterverhältnis bei Moslems insgesamt als Konsens angenommen werden kann.

Angeregt durch das ins Gespräch gebrachte Kopftuch, thematisiere ich mit dem Fallbeispiel die Frage, wie in der deutschen Gesellschaft mit moslemischen Sitten verfahren wird bzw. verfahren werden sollte. Gleichzeitig knüpfe ich den Gesprächsfaden weiter, in welchem davon die Rede war, daß die Erziehung im Leben eines Menschen von großer Bedeutung ist.

Ich erzähle einen Fall aus Berlin, bei der eine Erzieherin eine Stelle deshalb nicht antreten konnte, weil sie während ihrer Arbeit ein Kopftuch tragen wollte.

Bevor ich den Fall schildere, gebe ich deutlich zu erkennen, daß ich von Imma eine Stellungnahme zu diesem Vorfall erwarte. Die bereits zuvor hergestellte Drucksituation wird dadurch weiter verlängert, zumal ich wiederum nicht zu erkennen gebe, was ich dazu denke.

Obwohl ich mich bemühe, den Fall neutral zu schildern, fließen in diese Schilderung für den Einwanderungsdiskurs symptomatische Bewertungen ein. So ist die Tatsache, daß die Erzieherin ein Kopftuch trägt, für mich Anlaß zu formulieren: dies »deutet ja schon darauf hin, daß es sich bei dieser Kindergärtnerin um eine Türkin gehandelt hat«. (8/157-158) Die Korrektur bzw. Präzisierung, die folgt, bezieht sich nicht darauf, daß es ja auch Deutsche mit moslemischem Glauben gibt, sondern darauf, daß nicht alle Türken Moslems seien. Auch hier werden die bereits angesprochenen Ausgrenzungseffekte erneut produziert.

Die Gegenüberstellung, die durch das Fallbeispiel konstruiert wird, ist auf der einen Seite mit dem Stichwort der »Kleiderordnung« und auf der anderen Seite mit dem »Symbol von Unterwürfigkeit von Frauen« gekennzeichnet.

Diese Konstellation ist verzwickt, weil sie unbequeme Alternativen schafft. Mit einem Votum für die Beschäftigung der Frau kann eine

liberale Haltung offenbart werden, die Eingriffe in die Persönlichkeit seitens des Staates nicht zulassen will. Gleichzeitig heißt dieses Votum aber auch, daß sich derjenige, der sich ihm anschließt, damit einverstanden erklärt oder es zumindest zulassen will, daß Frauen Männern untergeordnet sind. Ein Votum gegen eine Beschäftigung der Erzieherin ist gleichzeitig eines für die Gleichberechtigung von Frauen und gegen eine liberale Rechtsauffassung dieser Gesellschaft.

In jedem Fall aber wird die Perspektive einer Deutschen bzw. Christin eingenommen. Die Einnahme dieser Perspektive ist dabei so selbstverständlich, daß sie gar nicht eigens angesprochen werden muß, um verstanden zu werden. Ich frage Imma lediglich: »wie hätten Sie in dem Fall entschieden«, ohne die Position nennen zu müssen, aus der heraus Imma dies hätte entscheiden müssen. Eine Homogenisierung der Bevölkerung und ein latenter Ausschluß der betroffenen Türkin, um die es immerhin in diesem Gesprächsabschnitt geht, wird damit erneut nahegelegt.

Dabei wären andere Perspektiven durchaus möglich gewesen. So hätte z.B. die Frage lauten können: »Warum, glauben Sie, hat die Erzieherin so gehandelt?« In diesem Fall wäre die moslemische Frau als Handelnde erschienen, die sich ja immerhin auf eine Auseinandersetzung mit der Stadt Berlin eingelassen hat. Auf diese Weise wäre der Blick leichter auf die Konstruktionen unserer Wahrnehmung gelenkt worden.

Eine weitere Möglichkeit wäre gewesen, die Diskussion, die in Berlin dazu gelaufen ist, zu problematisieren. Dies hätte z.B. dazu geführt, daß die Symbolträchtigkeit des Kopftuchs als Ausdruck von Rückständigkeit – nicht nur in bezug auf das Geschlechterverhältnis – zum Thema gemacht worden wäre, womit rassistische Konstruktionen zur Debatte gestanden hätten.

Mit der Schilderung der Berliner Begebenheit verknote ich eine Reihe von Diskurssträngen, die im weiteren Verlauf von Imma aufgenommen werden können: Die Rede ist weiterhin vom Einwanderungsdiskurs, verbunden mit der Fragestellung: Sollen sich EinwanderInnen den herrschenden Sitten und Gebräuchen anpassen? Wie gehen Deutsche damit um? Die Rede ist daneben vom Erziehungsdiskurs, verbunden mit der Fragestellung: Welchen Einfluß sollen ErzieherInnen eines städtischen Kindergartens auf die betreuten Kinder ausüben? Schließlich ist der politische Diskurs und die Frage danach angesprochen, wie eine ungehinderte Religionsausübung, von der im Grundgesetz die Rede ist, gewährleistet werden kann und wo diese auf Grenzen stößt.

> Wenn es nich um mein Kind ging, wär mir das ei'ntlich wurscht egal, aber wenn, ich würde mein Kind zu dieser Frau au' nich in den Kindergarten schicken,
>
> *Ja.*
>
> weil es, weil das, mein ich, im, im ihrer Erziehung schon wirklich en bißchen die Unterwürfigkeit und die ganze Einstellung wie die Frauen, die, die sind – meines Erachtens nach – nich so frei und nich so selbstbewußt wie 'ne deutsche Frau und en bißchen die, die sehen glaub ich den Mann doch en bißchen anders an, als Gebieter mehr, als, als wir
>
> *Mhm.*
>
> und * ich mein, die sollte als Kindergärtnerin arbeiten und wenn die Mütter bereit sind, die Kinder dahin zu schicken, solln se 's tun, aber ich würd es ihr nicht grundsätzlich verbieten, aber ich würde mein Kind nich zu dieser Frau in den Kindergarten schicken.
>
> *Mhm.*
>
> Weil ich glaub, mit meiner Auffassung von Erziehung und wie das Kind geleitet wird, un- nich weil sie das Kopftuch trägt, aber weil sie das Kopftuch trägt, mein ich, is sie schon, eh, son bißchen- (8/171-189)

Imma entscheidet sich zunächst dafür, die Kindergarten-Geschichte innerhalb des Erziehungsdiskurses zu diskutieren. Sie nimmt also nicht die mit der Frage angespielte Position der Personalchefin ein, sondern bezieht Stellung als (christliche) Mutter: Sie würde ihr Kind von einer moslemischen Erzieherin nicht erziehen lassen wollen, weil diese eine andere Einstellung zur Position von Mann und Frau hätte. Andererseits will sie es – nach einer kurzen Pause des Nachdenkens – der moslemischen Frau nicht verwehren, als Erzieherin zu arbeiten. Sie betont sogar, daß hier ein Bedarf bestehe, insofern es Mütter gibt, die ihre Kinder in diesen Kindergarten schicken würden. Sie würde dies jedoch nicht tun.

Imma artikuliert hier einen Konflikt innerhalb des liberalen Selbstverständnisses, das durch die Fragestellung aufgerufen wurde. Dabei kann und will sie mit der Entscheidung für eine »Kleiderordnung« oder für eine »Unterordnung der Frau« nichts anfangen. Sie entscheidet sich weder für die eine noch für die andere Seite, indem sie sowohl das Anliegen der Erzieherin wie auch das der Stadt als grundsätzlich berechtigt ansieht. Diese grundsätzliche Berechtigung der Ansprüche gewichtet sie jedoch aus ihrer Sicht als Mutter. Und als solche gibt sie dem Anspruch auf eine gleichberechtigte Erziehung von Jungen und Mädchen den Vorzug.

Auch in dieser Passage vergleicht Imma die Lebenssituationen bzw.

allgemeinen Auffassungen moslemischer Frauen mit denen christlicher Frauen. Mit der abschwächenden Bemerkung, diese seien »nich so frei und nich so selbstbewußt« (177-178), bringt sie erneut zum Ausdruck, daß moslemische Frauen durchaus ein gewisses Maß an Freiheit und Selbstbewußtsein besitzen. Auch die Aktivform, in die Imma moslemische Frauen setzt, deutet darauf hin, daß sie diese nicht nur als passive Wesen, sondern auch als Handelnde begreift.

Das zuvor von Imma ins Gespräch gebrachte und von mir »aufgespießte« Kopftuch als Symbol für Unterwürfigkeit dient dabei als Aufhänger dafür, ihre Auffassung, Muslima seien gegenüber christlich geprägten Frauen benachteiligt, nochmals zu bestätigen. Das Kopftuch versteht sie als einen Ausdruck für diese Benachteiligung.

Hierbei ist natürlich zu berücksichtigen, daß der Vorfall aus Berlin das Kopftuch bereits als symbolträchtig einführt. Diese Symbolträchtigkeit wird von Imma bestätigt. Das Aufrufen dieses (kollektiven) Symbols bewirkt also, daß dessen ausgrenzender Gehalt nicht nur nicht zurückgewiesen wird, sondern aktiv bestätigt wird.

Auch an dieser Stelle ist Imma bestrebt, den antirassistischen Normen des Einwanderungsdiskurses zu entsprechen. So relativiert sie ihre Äußerungen durch Wendungen wie »glaub ich,« »meine ich«. Auch durch mehrfaches Ansetzen kommt zum Ausdruck, daß Imma versucht, ihre Worte wohl abzuwägen, um keinen falschen Zungenschlag in ihre Äußerung zu bringen.

3.4.1.5 Festigung rassistischer Konstruktionen infolge von Einwänden

Ja, andere tragen en Kreuz am, an 'ner Kette, zum Beispiel.

Ja, ja, eh,

Die Christen, also es gibt Christen, die das tun .

ja, die Christen, ja die Christen,ja, ich, ich würd auch ein, eins tragen, ich mein, ich hab jetzt kein, aber früher die Kinder hatten, wie sie zur Kommunion sind, auch son kleines Kreuz-, aber, eh, das is jetzt nich gegen den Glauben,

Mhm.

das, das geht bei mir nur darum, weil ich glaub, daß diese Menschen, o'er speziell diese Frauen unterwürfiger oder anders sind und daß die, eh, mein Kind nich frei genug erziehen würden. Die kön- die kann ihre Kinder so erziehen, da hab ich überhaupt nichts dagegen,

(leise) Ja, ja.

aber, eh, ich möchte nich * den Einfluß, den die auf die Kinder hat als

Kindergärtnerin, wenn die jetzt erwachsen wären und, dann wär mir das auch egal, dann sind die Kinder ja, aber wenn ich en Kind hab von vier, fünf Jahren, die wird da ja auch nich, eh, nur wegen dem Kopftuch, die gibt dem soviel son Kind mit und, ehm *

Aber-

ich find, ich würde denn meinen, die hätte nich son guten Einfluß auf mein Kind.

Mhm.

Nich jetz in Glaubensrichtung, nur ihre, ihre innere Einstellung zu vielen Sachen, nich daß ich **jetzt-** (8/190-213)

Immas Betonung, das Kopftuch sei in ihren Augen ein Ausdruck dafür, daß die Türkin den Kindern ein traditionelles Rollenverständnis vermittele, veranlaßt mich zu einem Einwand. Schließlich gäben auch Christen häufig mit einem Kreuz ihre religiöse Zugehörigkeit zu erkennen. Ohne dies zu explizieren, wird damit auf die Verquickung eines religiösen Symbols mit bestimmten Auffassungen problematisierend hingewiesen.

Imma nimmt diese Anspielung jedoch nicht auf. Vielmehr versteht sie meinen Einwand so, als hätte ich damit artikuliert, sie habe prinzipiell etwas gegen den islamischen Glauben, und ich unterstellte ihr damit möglicherweise Ausländerfeindlichkeit. Diese Unterstellung weist sie zurück und erneuert ihre Einschätzung, daß moslemische Frauen »unterwürfiger« seien. Ebenso wiederholt sie, daß allerdings in diesem Konflikt auch die Rechte der Erzieherin berücksichtigt werden müßten. Lediglich ihre Kinder sollten dem Einfluß einer Muslima nicht ausgesetzt sein. Als neues Argument führt sie nun ein, Kinder im Kindergartenalter seien besonders beeinflußbar. Damit schränkt sie die Konflikte um die Berliner Erzieherin insofern ein, als sie diese nicht unbedingt für die gesamte Gesellschaft ausdehnen will.

Insgesamt stellt sich der Eindruck her, daß das Kopftuch als Kollektivsymbol offenbar ein Bündel von Assoziationen transportiert, die hier Stück für Stück artikuliert werden: Unterwürfigkeit, Unfreiheit, Gefahr der Indoktrination.

Dabei weist die Art und Weise, wie Imma meinen Einwand verarbeitet, darauf hin, daß ihm – unabhängig von seinem speziellen Inhalt – offenbar die Funktion zukommt, den antirassistischen Hintergrund des Einwanderungsdiskurses aufzurufen. Mehrfache Unterbrechungen, unvollständige und unvollendete Sätze, abschwächende Attribute, Pausen – all dies weist darauf hin, daß Imma unsicher ist – möglicherweise auch deshalb, weil sie meine Auffassung nicht kennt. In jedem Fall ist

hierdurch bewirkt, daß sie sich gegen mögliche Vorhaltungen, sie würde rassistisch argumentieren, schützen kann.

Bemerkenswert ist aber, daß die Einwände sie trotzdem veranlassen, ihre bisherigen Ausführungen zu pauschalisieren: Moslemische Frauen seien nicht nur unterwürfiger, sondern insgesamt »anders«, hätten andere »innere Einstellung(en)«. Diese Charakteristika wirken nicht nur auf die hier angesprochenen Muslima, vielmehr können sie auch in bezug auf moslemische Männer, von denen zuvor die Rede war, verstanden werden. So werden die vorgängigen negativen Bewertungen gleichzeitig verstärkt und gegenüber Männern und Frauen verallgemeinert.

> ***Würden*** *Sie denn, würden Sie denn, ehm, um die Frage mal weiterzutreiben, würden Sie denn en, ihr Kind in en Kindergarten geben, in dem eine türkische Frau ohne Kopftuch die Kinder erzieht?*
>
> * Ja!
>
> *Da hätten se keine Bedenken.*
>
> Naja, weil ich, weil ich mein, die Frau wär, wär, wär irgendwie freier.
>
> *Mhm.*
>
> Und, eh, di- die würde eh, nich so an den Maßstäben, d- die Mohamed denen * ich kenn den Koran nich, aber ich glaub, darin steht schon irgendwie, daß die Frau irgendwie doch unterwürfiger und, ich mein, in der Bibel steht auch, die Frau soll dem Mann untertan sein, ne? Aber wir setzen uns ja nun doch dadrüber weg (lacht auf) und, und, und, eh, praktizieren dat nich so aber so 'ne, aber wenn ich jetzt wüßte, das wär 'ne Türkin, die wirk'ich, eh, an der Lehre Mohameds festhält, und, und, und, eh, ob se jetzt en Kopftuch an hat, aber, eh, eine, die das Kopftuch a- auf hat, der würd ich das eher zutrauen, eh, wie eine, die es nich auf hat. Nur vom- ich kenn die Leute ja nich am Kindergarten.
>
> *Ja klar.*
>
> Aber wenn die, eh, Türkin mir ohne Kopftuch sagen würde, ja, sie lebt aber getreu nach den mohamedanischen Glauben und * dann, nee, würd ich das für mein Kind auch nich dahin schicken. (8/214-234)

Die zuvor geäußerten rassistischen Konstruktionen werden von mir nicht aufgenommen, aber auch nicht zurückgewiesen. Vielmehr zielt meine Nachfrage auf den Stellenwert, den das Kopftuch in Immas Entscheidung einnimmt, ihre Kinder nicht in einen Kindergarten zu schicken, in dem eine moslemische Frau mit Kopftuch arbeitet.[55]

55 Erneut differenziere ich nicht zwischen türkischen und moslemischen Frauen, was die bereits ausgeführten Ausgrenzungseffekte nach sich zieht. Und auch in diesem Fall wird die Pauschalisierung nicht zurückgewiesen und muß als Konsens unterstellt werden.

Nach einer Pause äußert Imma zunächst, sie gehe davon aus, daß die Erzieherin in diesem Fall »freier« sei. Dann relativiert sie dies und richtet ihre Aufmerksamkeit wieder auf die kopftuchtragende Muslima. Von ihr nimmt sie an, daß sie sich stärker an moslemische Regeln halte. Dennoch wird die zuvor vorgenommene Verallgemeinerung, nach der Muslima »anders« seien, eine andere »innere Einstellung(en)« hätten, an dieser Stelle zurückgenommen: Imma zieht in Betracht, daß es Muslima bzw. Türkinnen gibt, die »freier« sind, die ein ähnliches Verhältnis zur Religion (und zum anderen Geschlecht) haben wie »wir«.

Der mit dem Hinweis auf das Symbol des Kreuzes ins Gespräch gebrachte Vergleich zwischen Islam und Christentum wird nun von Imma aufgenommen und argumentativ verarbeitet: Sie führt die Bibel an, in der auch von der Unterlegenheit der Frau die Rede sei, und spielt damit auf reaktionäre Tendenzen auch bei Christen an. In dieses Zugeständnis mischt sich jedoch eine Spur Überlegenheit, wenn Imma betont, daß dies jedoch deshalb nicht so wichtig sei, weil »wir uns ja nun doch dadrüber weg(setzen)«, was durch ein Lachen begleitet wird. Dennoch macht sie deutlich, daß das, was in Bibel und Koran geschrieben steht, für die Gläubigen nicht zwingend sein muß, und kann auf diese Weise nebenbei auch eingestehen, daß sie den Koran inhaltlich nicht kennt.

> *Mhm. Und würd'n Sie denn – also ich komm jetzt grade dadrauf- würden Sie denn Ihr, Ihr Kind auch, ehm, in einen Kindergarten, eh, geben, wo eine Frau ein etwas anders gestyltes Kopftuch hat, nämlich so eins (deutet mit beiden Händen die Kopfbedeckung einer Nonne an) so Nonne, also es gibt auch-*
>
> Ach, die Nonne.
>
> *Ja, die haben ja auch en Kopftuch, ne?*
>
> Nö, würd ich-
>
> *Weil Sie grade auch das-*
>
> Ja, würd ich, glaub ich, auch nich. Ich mein, wir sind katholisch und, und, als ich, ich glaub auch an Gott,
>
> *Mhm.*
>
> aber * in son richtigen katholischen Kindergarten mit Nonnen und so, wo das noch so, nee, da- das w- würd ich auch nich, ich wü-würd am liebsten in son freien Kindergarten, ehm, ich möchte auch nich, daß son Kind so vom ir- von 'ne Nonne, die wür-, obwohl man heute auch die Nonnen, ich mein, ich kenn Nonnen, eh, da hab ich gesagt: Oh Gott, daß das 'ne Nonne is, ah, die war mir

schon zu frei und weltlich, ne? Und die is nachher auch aus dem, eh, ausser Kirche ausgetreten. Also da hab ich schon gesagt, das vereinbart sich nich mehr miteinander.

Mhm.

Das fand ich dann auch nich so gut. Aber ich möchte * nee, nee, also das, ob jetzt 'ne Nonne, die, die so nach starren Glaubensrichtungen sich leiten läßt un, un, un darin mein Kind beeinflußt, dat möcht ich auch nich haben.

Mhm.

Ich mein, daß so mit den weltlichen Kindergärtnerinnen und, daß das schon so beim normalen

Aber -

in Ordnung ist, daß das nich Kon- von der Konfession abhängig is. Früher gab's ja katholischen Kindergarten und evangelischen, und im katholischen wurden ja denn auch, eh, wurden die denn auch von Nonnen, eh, geleitet und so, aber das is ja nun nich mehr so, oder ich weiß überhaupt nich, ob es überhaupt noch so was gibt. **Gibt's vielleicht noch.** (8/235-270)

An den Vergleich zwischen Christentum und Islam knüpfe ich nochmals mit der Frage an, ob Imma denn ihre Kinder in einen von Nonnen geleiteten Kindergarten schicken würde. Wiederum ist meine Fragestellung mit einer Anspielung auf das Zusammenspiel von reaktionären Auffassungen und Religion verbunden, ohne daß ich dies expliziere. Über die Ähnlichkeit der Kleider stelle ich eine Verbindung zu der moslemischen Erzieherin her, die zuvor als starr und unfrei charakterisiert wurde. Dieses Mal nimmt Imma die Anspielung auf.

Sie möchte nicht, daß ihr Kind nach »starren Glaubensrichtungen« erzogen wird. Sie will die »normalen«, weltlichen Kindergärten. Dabei erwähnt sie die Bekanntschaft zu einer Nonne, die dem Klischee der Nonne nicht entsprach. Diese Frau war ihr sogar »zu frei und weltlich« und sei später auch aus der Kirche ausgetreten.

Imma bekräftigt die Gleichsetzung von Islam und Christentum, verlegt diese allerdings in die Vergangenheit. Sie bekennt sich zum katholischen Glauben und gibt damit zu verstehen, daß sie Religiosität als solche keineswegs ablehnt. In einen katholischen Kindergarten aber, wo »das noch so« starr zuginge, würde sie ihr Kind nicht schicken wollen. Aber »heute« hätten sich die Nonnen verändert. Das Beispiel der Nonne, die aus der Kirche austrat, dient ihr dazu, die heutige Weltoffenheit der christlichen Kirche zu belegen. Heute seien Nonnen anders als früher. Und weil dies so ist, gibt es heute auch kaum noch konfessionelle Kindergärten. Der Konflikt zwischen Islam und Christentum wird

damit zu einem zwischen Vergangenheit und Gegenwart und enthält damit eine gewisse Dynamik, von der bisher im Gespräch nichts vorfindbar war. Imma bezieht sich hier auf die Topik der Kollektivsymbolik, innerhalb derer mit der Vergangenheit immer auch Rückschritt verbunden wird, während die Zukunft an Fortschritt gekoppelt ist.

Durch die Thematisierung des Vergleichs zwischen Islam und Christentum verwandelt sich die bislang vorgenommene »statische« Ethnisierung von Sexismus kurzzeitig in eine »dynamische«. Dabei ist zu fragen, inwiefern durch die Fragestellung diese Veränderung nahegelegt wurde.

Denn hätte Imma die Frage bejaht, so wäre damit offenbar geworden, daß sie anti-islamisch eingestellt ist. Die Nähe zu rassistischen und ausländerfeindlichen Auffassungen wäre damit deutlich geworden.

Doch ist es sicherlich nicht allein der drohende Rassismusvorwurf gewesen, der Imma bei der Beantwortung der Frage leitet, sondern sie bringt damit das, was ihre Auffassung ist, zum Ausdruck. Schließlich hat sie an anderen Stellen des Gesprächs ähnlich verzwickte Situationen auch dadurch aufgelöst, daß sie ihre Auffassung zur Sprache brachte – auch dann, wenn sie ihre Vorbehalte sogar noch verallgemeinern mußte. Allenfalls ihr geäußerter Zweifel, ob es überhaupt noch konfessionelle Kindergärten gebe, kann als Hinweis darauf gelten, daß sie gleichzeitig auch bemüht ist, sich als »weltlich« eingestellte und damit tolerante Frau darzustellen.

Nach dieser Gesprächspassage verlassen wir den Fall der Berliner Erzieherin. Bei ihrer Antwort hatte Imma durchgängig die Perspektive der Mutter eingenommen, die von mir zwar nicht vorgegeben war, aber auch nicht zurückgewiesen wurde. Auf der Grundlage dieser Perspektive konnte Imma auf das Einverständnis rekurrieren, nach dem Eltern das Beste für ihre Kinder wollen. Dieses Einverständnis ist im Gespräch nicht als strittig formuliert worden. Es ist die Grundlage dafür, daß Imma ihre ablehnende Haltung gegenüber moslemischen Erzieherinnen glaubhaft artikulieren kann.[56]

56 Zu fragen ist, wie sich das Gespräch entwickelt hätte, wäre dieser Konsens von mir in Frage gestellt worden. Anzunehmen ist, daß Imma wohl ziemlich verunsichert geworden wäre. Letztlich wäre aber wohl nicht mehr als ein abstrakt moralisches Gespräch entstanden, in dem die Verantwortung des einzelnen für diejenigen, die nicht im Wohlstand leben, diskutiert worden wäre. Das Ausspielen der Verantwortung als Eltern gegen eine solche Verantwortung muß aber bei den am Diskurs Beteiligten nur ein hilfloses Gefühl hinterlassen.

3.4.1.6 *»Statische« Ethnisierung von Sexismus durch die (diskursive) Verarbeitung eigener Erfahrungen (und Lebenslagen)*

Kurze Zeit später kommen wir auf das Thema multi-kultureller Beziehungen zwischen Türken / Moslems und Deutschen / Christen zurück. Ich frage:

> *Mhm * Ehm, wenn sich, Sie haben ja zwei Töchter, ne? Wenn jetzt eine Tochter mit einem Türken nach Hause käme, was wäre denn Ihre Reaktion? Und wollte den heiraten. **

> * Pf, pf, – ja beim Türken wie gesagt, also, eh, würd ich a'h nich so gut finden, * aber das hat auch, ich, ich hätte zum Beispiel gegen Italiener oder, eh, Jugoslawen oder Engländer, Franzosen hätt ich- * ei'ntlich, wenn das en netter Mensch so wär, nichts dagegen einzuwenden, oder wie die Regina (ältere Tochter, M.J.) in Amerika wär, eh, war, aber * en Türken, also mit, ich, ich, weil, du- durch die Erziehung, der kann noch so westlich, eh, eingestellt sein, mein ich, eh, wenn man das von der Betty Mahmoody da liest, eh, da is dat ja da auch wieder durchgekommen. (lacht auf) Die war, ich weiß ja nich, ob das alles so stimmt, aber, man hat's ja auch im Fernsehen gesehen, ich mein tatsächlich * dat s- die Erziehung, die spielt da doch 'ne große Rolle. Und wenn se sich im Alter auch bemühen, eh, anders zu sein oder eben westlicher zu sein oder die grade speziell das Verhältnis zwischen Mann und Frau, die Frau mehr zu respektieren und ihre Wünsche, und das glaub ich, das kann ma', das (Telefon läutet) das können die nich mehr ganz anders machen, die Türken.

> (kurze Unterbrechung durch einen Telefonanruf. Währenddessen kommt die jüngere Tochter ins Haus, um die Mutter zu besuchen.)

> Wie das mit den Türken, wenn die hierherkämen und * als mein Schwiegersohn und ich hätte, dann hätt ich ja schon viel mehr das Gefühl, daß meine Tochter unterdrückt wär. So, ich mein, ich seh das ja bei den andern, dann is mir das ei'ntlich im Prinzip egal.

> *Mhm.*

> Muß ja jeder selber mit fertig werden, wenn, wenn meine Nachbarin en Türken heiratet, und da würd ich mit verkehren und umgehen, da hätt ich ja gegen die Menschen ei'ntlich überhaupt nichts. Is nur, daß meine Sorge wär, daß meine Kinder dann zu sehr unterdrückt würden von diesen Männern.

> (Im Hintergrund spricht die jüngere Tochter am Telefon) (8/334-365)

Die Perspektive der Mutter, die Imma bei der Kindergarten-Geschichte im Gespräch eingenommen hatte, ist auch der Ausgangspunkt der Frage danach, wie Imma eine Verbindung zwischen einem Türken und einer ihrer Töchter beurteilen würde. Auch hier bleibt die Personenbezeichnung unpräzise. Aufgrund der vorherigen Diskussion über die Erzieherin muß Imma aber davon ausgehen, daß ich mit der Bezeichnung »Türke« gleichzeitig die Religionszugehörigkeit zum Islam anspreche. Überhaupt ergibt diese Frage nur dann einen Sinn, wenn vorausgesetzt wird, daß es bei einer Verbindung zwischen Türken und Deutschen überhaupt Probleme geben könnte, die etwas mit dieser Nationalität bzw. Herkunft zu tun haben. So hätte etwa eine Frage wie die: Wie beurteilen Sie die Verbindung einer ihrer Töchter mit einem Gelsenkirchener? bei Imma wohl Erstaunen hervorgerufen. Unsere Verständigung kann sich also nur deshalb vollziehen, weil wir beide auf einen rassistisch strukturierten Diskurs in dieser Frage rekurrieren.

Imma hat große Schwierigkeiten, diese Frage zu beantworten. Es entsteht eine längere Pause, und auch danach kann Imma ihre Auffassung nur schwer in Worte kleiden. Immer wieder bricht sie ab oder legt erneut eine Pause ein. Sie kann offenbar mit dieser Frage nicht unbefangen umgehen – im Unterschied zu vorherigen Gesprächsabschnitten. Die Gefahr, rassistisch zu argumentieren oder sich auch nur so darzustellen, wird von ihr offenbar als sehr hoch angesehen. Es kommt jedoch eine weitere Schwierigkeit hinzu: Unser Gespräch wird durch einen Telefonanruf und den Besuch der jüngeren Tochter unterbrochen. Es mag sein, daß Imma sich in dieser Phase des Gesprächs nicht so gut konzentrieren kann.

Inhaltlich bezieht sie sich auf die vorgängige Gesprächspassage, in der es um männliche Türken ging. Sie äußert große Bedenken gegen eine Verbindung mit ihnen, weil sie ihre Töchter unterdrücken könnten. Dies deshalb, weil sie eben nicht »westlich« erzogen seien und sich auch nicht völlig verändern könnten. Bei Jugoslawen, Engländern oder Franzosen habe sie keine Bedenken, ebensowenig bei Amerikanern.

Obwohl meine Frage sich nicht auf diese Personengruppen bezog, sondern eben speziell Türken thematisierte, werden diese eingeführt. Das hat die Funktion, die rassistische Komponente ihrer Aussage abzuschwächen, indem Imma betont, diesen Personengruppen gegenüber nicht mehr Vorbehalte als gegenüber anderen (deutschen) Männern zu haben.

Mit der Erwähnung des Buches von Betty Mahmoody, das im Verlauf des Gesprächs noch nicht angesprochen wurde, holt Imma den rassistisch strukturierten Diskurszusammenhang allerdings in unser Gespräch hinein. Zwar schwächt sie die Aussagen von Betty Mahmoody ab, doch hat dies eher rhetorische Funktion: Denn dadurch, daß das Fernsehen darüber positiv berichtete, wird Betty Mahmoody zumindest in der Frage der Problematik einer Verbindung zwischen einem Moslem

und einer Christin glaubwürdig. Ihre eigenen Erfahrungen, von denen zuvor bereits die Rede war, hat sie mit Hilfe der Medieninformation (nicht nur über Betty Mahmoody) diskursiv verarbeitet.

Der Hinweis, sie habe nichts gegen Menschen, die eine solche Verbindung eingehen, hat dabei gleichzeitig die Funktion einer positiven Selbstdarstellung. Imma schwächt ihre Vorbehalte in der Weise ab, daß sie zunächst die Möglichkeit konstruiert, solche Personen würden von ihrer Umgebung geschnitten. Auf diesem Hintergrund wirkt dann ihre Beteuerung als liberal und tolerant, offenbart aber gleichzeitig nur die rassistischen Strukturen der Gesellschaft. Diese werden von Imma jedoch nicht kritisiert. So hätte sie durchaus ansprechen können, daß es nach ihrer Kenntnis Personen gibt, die sich negativ gegenüber »multikulturellen« Verbindungen verhalten. Dies hätte sie explizit kritisieren können, ohne damit ihre positive Selbstdarstellung zu tangieren.

*Mhm, mhm, ehm * die, ehm * haben Sie in Ihrem, Ihren, Ihrem Alltag so, eh, außer mit der, eh, Bekannten auch noch so- sonst mit, eh, Ausländern zu tun, also von Ihrem Mann her, von der Zeche, oder? Oder so? * Also ich wollt' einfach mal nachfragen, was, wenn Sie sagen, ansonsten hab ich da nix gegen,*

Nö.

In welchen Bereichen haben Sie nichts dagegen?

Och, ja jetzt-

Sie haben jetzt einen Bereich angesprochen, wo se was dagegen haben ***und***

eh,wie die Regina, die hatte dann, eh, wie, wie se aus Amerika war, da waren hier 'ne Woche en Engländer.

Mhm.

Und dann hatten wir auch schon mal hier F- Franzosen, die hab ich dann mal aufgenommen, über die Kirche, die haben hier gesungen und so. Ich mein, ich w- ich würd mit jedem umgehen, eh, bloß wenn die nich mich oder meine F- meine Kinder, eh, und das hat ja grade mit dem mohamedanischen Glauben was zu tun. Also, deswegen, die andern, die, die verhalten sich ja glaub ich da so ähnlich wie wir.

Mhm, mhm.

Und ich würd eben n-nich gerne sehen. ... (8/366-386)

Meine Nachfrage nimmt die Intention der positiven Selbstdarstellung auf. Ich bitte Imma zu sagen, in welchen Bereichen des alltäglichen Lebens sie keine Schwierigkeiten bei einer Verbindung zwischen Moslems und Christen sähe.

Dazu fallen Imma der Besuch englischer und amerikanischer Freunde

ihrer Tochter sowie der eines Franzosen ein. Die Auswahl der Beispiele offenbart, daß Imma die Schwierigkeiten eines Zusammenlebens von Moslems und Christen sehr umfassend einschätzt. Erwartbar wäre so z.B. gewesen, daß sie auf die Kontakte ihres Lebenspartners mit türkischen Kollegen im Arbeitsbereich verwiesen hätte. Ebenso hätte sie auf das Nachbarschaftsverhältnis hinweisen können. Beide Gesichtspunkte waren zuvor im Gespräch thematisiert worden. Das tut sie aber nicht, sondern sie bringt mit ihren Beispielen zum Ausdruck, daß sie Moslems / Türken in erster Linie als *Gäste* ansieht.

... Ich mein, das einzige Problem, das würd ich auch schon sehen, irgendwie vielleicht, eh, wenn, hab ich auch gedacht, wenn se in Amerika is, wenn die jetzt mal mit 'nem Schwarzen ankäm, ne?

Ja?

Aber, eh, das würd mich weniger stören wie en Türke.

Aha?

Ich mein, eh, da hätt ich, gut, ich würd auch denken: Naja, en Weißer wär besser, (lacht) aber, eh, das is, dann hä- hätt ich schon wieder Angst mit de Enkelkinder, daß die dann vielleicht da drunter leiden müssen. Wenn meine Tochter den nimmt, wird se den wohl auch lieben und würd' da wohl mit fertig werden, aber wenn jetzt son kleines, süsses schwarzes Kind da käm – ob dat auch von allen so süß gefunden wird wie von mir, dat wär 'ne andere Frage dann, ne?

*Mhm, mhm * also glauben Sie, daß, eh, wenn dann Kinder aus dieser Ehe entstehen würden, daß die Kinder dann eigentlich-*

Ja, die haben es doch **bestimmt nich** -

schwer haben *?*

Solang se klein sind, werden se vielleicht von allen süß empfunden, ne? Aber wenn se dann mal so 10, 12, 13 sind, ob die dann jeder noch so niedlich empfindet oder, eh, sieht,

Mhm.

ne? Ich glaub, daß die's doch in Deutschland schwerer haben als, eh

Mhm.

* die sind ebent auffälliger. (8/386-410)

Der Gedanke an den Amerika-Aufenthalt mit anschließenden Besuchen von Amerikanern evoziert bei Imma die Vorstellung von schwarzen Amerikanern. Sie räumt ein, daß sie es nicht so gerne sehen würde, wenn ihre Tochter einen Schwarzen heiraten würde. Doch wäre dies für sie nicht so schlimm, wie wenn die Tochter eine Verbindung mit einem

Türken einginge. Ihre Schwierigkeiten beziehen sich dabei weniger auf die Beziehung zwischen ihrer Tochter und dem Schwarzen – ihre Tochter »würd da wohl mit fertig werden« –, als vielmehr auf die Abneigungen, denen deren Kinder ausgesetzt seien. Wiederum thematisiert Imma hier den rassistischen Diskurs der BRD-Gesellschaft und macht damit gleichzeitig diesen Hintergrund für ihre Vorbehalte verantwortlich.

Diese Äußerung zeigt darüber hinaus, daß Imma Ehe und Familie als einen gedanklichen Komplex ansieht. Die Möglichkeit einer Liebesbeziehung ihrer Tochter zu einem Schwarzen ist direkt gekoppelt an die Vorstellung, daß diese dann Kinder haben werden. Durch meine Nachfrage wird dieser Komplex zwar auseinandergenommen, doch Imma geht darüber hinweg und bekräftigt bzw. konkretisiert ihre Befürchtungen mit dem Verweis auf die Schwierigkeiten, die diese Kinder haben könnten.

Mit ihrem Hinweis darauf, daß kleine schwarze Kinder in der Öffentlichkeit häufig als besonders niedlich angesehen werden, spricht Imma die heuchlerische Komponente des rassistisch strukturierten Diskurses an: Solange die Schwarzen klein sind, werden sie nicht als Bedrohung empfunden und sogar besonders positiv hervorgehoben.

> *Ja, * ja hier auffälliger,* ***weil***
>
> Ja.
>
> *sie schwarz sind. Die Weißen sind in Afrika auffällig, weil sie* ***weiß sind.***
>
> Ja, un, un deswegen glaub ich nicht, daß sie es so leicht haben hier,
>
> *Mhm.*
>
> oder * Aber sonst * ob man jetzt mit Polen, hat man ja schon mal zu tun, oder, (8/411–417)

Die Anspielung auf den rassistisch strukturierten Diskurs über Einwanderung wird von mir aufgenommen und gleichzeitig unverbindlich kritisiert. Mein Hinweis, daß Weiße in Afrika unter Schwarzen auffallen, kann von Imma auch so verstanden werden, daß die angesprochenen Schwierigkeiten sich sozusagen natürlich immer dann ergeben, wenn man auffällt. Er kann auch so verstanden werden, daß die Weißen in der BRD Borniertheiten zeigen, weil sie die Hautfarbe so stark betonen.

Das Gespräch, das an dieser Stelle ins Stocken geraten ist, wird durch diesen Hinweis wieder angekurbelt. Imma nimmt diese Relativierung gerne auf und bekräftigt auf dieser Grundlage noch einmal die Plausibilität ihrer Annahme, daß schwarze Kinder in der BRD nicht gerne

gesehen sind.

Die Pausen, die Imma einlegt, erklären auch, daß Imma mit der Thematisierung der Hautfarbe als einem möglichen Ablehnungsgrund ein rassistisches Element anspricht, für das sie Verständnis hat. Gleiches gilt auch für ihr Lachen, mit dem sie darüber hinwegzugehen versucht. Ihr abrupter Wechsel zu den Problemen, die angeblich in Verbindung mit Polen entstehen, hat die Funktion, aus dieser unangenehmen Gesprächssituation herauszukommen. Sie unternimmt diesen Versuch jedoch damit, daß sie ein weiteres negatives Element aus dem Einwanderungsdiskurs aufnimmt und sich davon abzusetzen versucht. Gleichzeitig reitet sie sich auf diese Weise jedoch weiter in diesen rassistisch strukturierten Diskurs hinein.

3.4.1.7 Zusammenfassung

Die in die Interviewfragen eingeflossene Verallgemeinerung, nach der Türken immer auch Moslems sind, hat von vornherein rassistische Elemente des Einwanderungsdiskurses ins Gespräch eingeführt, die während des Gesprächs nicht aufgehoben wurden. Auf diese Weise werden Türken zu einer einheitlichen Gruppe konstruiert, die mit bestimmten abzulehnenden Eigenschaften ausgestattet ist. Gerade weil diese ausgrenzenden Effekte, die durch solche Perspektivverengungen entstehen, nicht kritisiert wurden, kann festgehalten werden, daß durch unreflektierte Perspektiveinnahmen rassistische Konstruktionen im Alltagsdiskurs reproduziert werden.

Während des Gesprächs, in dem ich Imma mehrfach dazu aufforderte, zu konfliktären Sachverhalten Stellung zu nehmen, blieb meine eigene Auffassung für Imma weitgehend ungeklärt. Sie konnte nicht wissen, ob auch ich ihre Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen nachvollziehe oder teile. Dies hat sich auf das Gespräch in zweifacher Weise ausgewirkt.

Es ist erstens davon auszugehen, daß dies mit zu einer Verunsicherung ihrer Argumentation geführt hat. Aufgrund ihrer Vorkenntnisse und der (damals) aktuellen Diskussion über Ausländerfeindlichkeit, Rassismus und Rechtsextremismus in den Medien und der Politik konnte Imma davon ausgehen, daß ich nicht ausländerfeindlich eingestellt bin und dies auch von ihr erwarte. Die mehrfachen Relativierungen, die sie während des gesamten Gesprächs vornimmt, dienen sicherlich denn auch dazu, sich auf keinen Fall als rassistisch darzustellen. Dieses Bemühen ist

jedoch nur auf dem Hintergrund zu verstehen, daß rassistische Einstellungen innerhalb der Gesellschaft – nicht erst nach den massiven kriminellen Übergriffen auf Flüchtlinge und Einwanderer – tabuisiert sind.

Dies führte bei Imma nicht nur zu intelligenten Gesprächsstrategien, sondern zweitens auch dazu, daß sie sich bemühte, differenziert zu argumentieren. So ist ihr Hinweis darauf, daß ihre Vorbehalte nicht alle Ausländer treffen, zum Beispiel auch als ein Versuch zu werten, keine Pauschalisierungen vorzunehmen, wiewohl sie dies für Türken dennoch unternimmt.

An zwei Stellen dieses Interviewausschnitts wird aber deutlich, daß Imma, angesprochen auf Widersprüche oder Brüche in ihrer Argumentation oder Sichtweise, nicht dazu bewegt werden kann, ihre Aussagen zu überdenken oder gar zu revidieren. Eher hat die Nachfrage gegenteilige Effekte, die darin zu sehen sind, daß Imma weitergehende rassistische Schlußfolgerungen zieht, um ihre Konstruktion der Ethnisierung von Sexismus weiter aufrechterhalten zu können. Insofern läßt sich sagen, daß Imma diese Form der »statischen« Ethnisierung von Sexismus dazu nutzt, um rassistische Vorbehalte zu artikulieren.

Im ersten Fall führt Imma, nachdem das Beispiel ihrer Freundin offenbar brüchig geworden ist, ein türkisches (moslemisches) Ehepaar ein, dessen Verhalten mit ihrem Verständnis einer moslemischen Beziehung übereinstimmt. Im zweiten Fall verweist sie auf besondere Charaktereigenschaften, über die diese Menschen verfügten.

Ein Durchbrechen dieser rassistischen Konstruktion konnte nur einmal ansatzweise gelingen. Die Thematisierung christlicher Symbole und Verhaltensweisen führte dazu, daß die rassistische Konstruktion kurzzeitig in eine ethnozentristische Position umgewandelt wurde.

Das Einbringen frauenspezifischer Gesichtspunkte und ihre Reaktion darauf machen deutlich, daß dieser Diskursstrang kaum Relevanz hat. Demgegenüber haben Fragen der Erziehung einen viel größeren Stellenwert. Imma positioniert sich mehrfach als Mutter und Erziehende und nimmt ihre Bewertung aus dieser Perspektive vor. Dies könnte darauf verweisen, daß in ihrem Selbstverständnis ihr Dasein als Mutter eine wichtige, wenn nicht sogar wesentliche Rolle spielt. Der hohe Stellenwert, den die Gleichbehandlung der Geschlechter innerhalb des Erziehungsdiskurses hat, verweist jedoch darauf, daß Elemente des Frauendiskurses massiv in den Alltagsdiskurs eingeflossen sind.

3.4.2 »Aber so gewisse Sachen muß doch der Frau vorbehalten bleiben, wie Wäsche und weiß ich wat, ne?«

Linguistische Feinanalyse einer Passage eines Interviews mit Ewald, einem 61jährigen Sachbearbeiter

Das Gespräch mit Ewald fand abends in seinem Einfamilienhaus statt, das er mit seiner Frau zusammen bewohnt. Trotz seiner 61 Jahre war Ewald noch voll berufstätig. Das ist insofern erstaunlich, als er nach Jahren der Arbeitslosigkeit über eine ABM mit 60 Jahren wieder zu einer Daueranstellung gekommen ist.[57]

In den Gesprächspassagen, die der analysierten Passage vorangingen, äußert sich Ewald bereits ausführlicher über hier lebende Türkinnen und Türken. Dabei bringt er die rassistischen Elemente des Einwanderungsdiskurses vor allem in zweifacher Weise ein: Entweder glaubt er, negative Aussagen über Einwanderer bedauernd bestätigen zu müssen, wenn er etwa betont, daß sich die hier lebenden Türken einfach nicht anpassen wollten – ein Umstand, den Ewald negativ bewertet. Eine andere Variante, mit der Ewald auf rassistische Elemente des Einwanderungsdiskurses anspielt, ist die der Relativierung. So betont er, daß Türken andererseits – im Unterschied zu den »Zigeunern« (4/94) – selten kriminell seien. Oder er betont, daß es durchaus intelligente Türken gebe, die imstande seien, Meisterprüfungen zu bestehen: »wenn nich beim ersten Mal« (4/117-118), dann aber im zweiten Anlauf.

Ewald schildert, daß er seine Erfahrungen mit Türken vor allem bei der Arbeit gemacht habe. Dabei hätten deren unzureichende Deutschkenntnisse ihre Einarbeitung und die Kommunikation mit ihnen erschwert. Dennoch betont er, daß viele Türken Arbeiten machten, die deutsche Arbeiter nicht verrichten wollten, und kritisiert die Hochnäsigkeit der Deutschen, die darin zum Ausdruck komme.

Schließlich äußert sich Ewald auch bereits über den »Zwang der Familie«, die bei Türken »immer noch ... dat Sagen« habe. (4/141-144). Dies führe dazu, daß Jugendliche, die hier geboren sind, auf Geheiß der

57 Zum gesamten Interview verweise ich auf seine analytische Zusammenfassung im Abschnitt 3.2.4. Das gesamte Interview ist im Materialband zu dieser Arbeit nachzulesen. Gegenstand dieser Feinanalyse sind folgende Passagen: Zeile 157-367, Zeile 451-459 und Zeile 465-565.

Familie in der Türkei leben müßten und dort »sicherlich todunglücklich sind« (4/153-154).

Das Gespräch wurde zunächst sehr stark von Ewald bestimmt. Meine Gesprächseinlassungen waren allein darauf ausgerichtet, zu erfahren, ob und in welcher Weise Ewald mit türkischen MitbürgerInnen konkrete Erfahrungen gemacht hatte.

Die Schilderung seiner Erfahrungen schließt Ewald mit der Bemerkung ab: »Das is schwierig, ne?«. Die Partikel »ne?« drückt aus, daß Ewald an dieser Stelle Zustimmung erwartet. Dieser entziehe ich mich dadurch, daß ich nun meinerseits gesprächsgestaltend eingreife. Ich erzähle Ewald den Fall einer muslimischen Erzieherin:

> *Ich kenne einen Fall, den wollt ich Ihnen mal erzählen, wo, ehm, es Konflikte gegeben hat, und zwar in Berlin is das passiert, da hat 'ne, eh, da gab's ne türkische, ehm, Frau, die hat Kindergärtnerin gelernt, hat die Ausbildung bestanden und hat sich beworben bei einem kommunalen Kindergarten.*
>
> Mhm.
>
> *Und, eh, sie ist, eh, abgelehnt worden mit der Begründung, daß sie sich geweigert hat, ihr Kopftuch während der Zeit ihrer Arbeit abzulegen. Dann hat's also Stunk gegeben, (lacht leicht) wie man so schön sagt, die Stadt hat so argumentiert: Kopftuch is en Ausdruck von Unterdrückung der Frau, von Diskriminierung der Frau, und dat können wir nich verantworten so was im Kindergarten, wo Kinder erzogen werden, eh, bestehen zu lassen. Und dann gab's andere, die haben gesagt: Falsch, dat is 'ne Anmaßung der Stadt beziehungsweise des Staates,*
>
> Mhm.
>
> *ehm, das is ja sowas wie 'ne Kleiderordnung, ne? Und das wär, sei das individuelle Recht, eh, der Frau, mit Kopftuch auch ins Kinder- in den Kindergarten zu gehen. Ich wollte Sie mal fragen, wenn Sie in sonne Situation kämen, könnten Sie sich einer dieser Positionen anschließen, und wenn ja, welcher? Und vor allen Dingen, warum? (lacht etwas)* (4/157-176)

Es fällt ins Auge, daß ich es bei der Schilderung des Falles versäume, die junge Türkin als Muslima zu charakterisieren. Damit bringe ich die – im Diskurs durchaus vorherrschende – Auffassung ein, Türken seien per se gläubige Moslems.

Des weiteren bleibt offen, auf welche Weise Ewald denn in eine solche Situation kommen könnte. Es bleibt so Ewald überlassen, auf welche Weise er sich mit der erzählten Geschichte identifizieren kann bzw. möchte, ob er die Perspektive des Vaters, Großvaters oder die des Kommunalbeamten einnehmen will, der über die Einstellung zu befinden hat. Nicht anzunehmen ist, daß Ewald die Perspektive z.B. des

Lebenspartners der Muslima oder die ihres Vaters einnehmen soll. Eine solche Perspektiveinnahme hätte, obwohl sie durchaus denkbar ist, angesprochen werden müssen.[58]

Die Stichworte, die von mir vorgegeben wurden, legen nahe, daß wir im weiteren über die Rechte des Staates gegenüber seinen Bürgern sprechen. Dieser Themenstrang ist durch die Alternative »Kleiderordnung« versus »individuelle Rechte« angesprochen. Des weiteren ist durch das Stichwort der »Diskriminierung« der Frauendiskurs aufgerufen. Mit diesem Stichwort ist gleichzeitig eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen angespielt, denn dieser Hinweis kann darauf bezogen werden, daß die türkische Kultur (im Unterschied zur deutschen) Frauen diskriminiere. Schließlich ist durch die Bemerkung, daß im Kindergarten Kinder erzogen werden, der Erziehungsdiskurs, wenn auch unter der eingeschränkteren Frage bezüglich der Gleichstellung der Geschlechter, angesprochen.

3.4.2.1 Relativierung des Kollektivsymbols »Kopftuch« im Einwanderungsdiskurs

> Ja, (lacht auf) also ich, grundsätzlich mach ich 'ne Frau mit 'nem Kopftuch,
>
> *Mhm.*
>
> eh, schon mal von von der Jugend aus nich. Unsere Großmütter, die hatten ja auch, die trugen ja auch die Kopftücher.
>
> *Mhm.*
>
> Ne? Ich weiß nich, ob Sie sich noch erinnern dran können, aber unsere Großmütter, **die aufm Land , inner Stadt**
>
> ***Das war früher sehr verbreitet.***
>
> nich, aber aufm Land trugen die Kopftücher, ne?
>
> *Mhm.* (4/177-187)

Ewald lehnt Frauen mit Kopftüchern deshalb ab, weil sie ihn an seine Jugend erinnern, in der Frauen häufig auch Kopftücher trugen.

Mit dieser Bemerkung setzt Ewald zunächst einen unerwarteten Akzent: Keiner der intonierten Themenstränge wird von ihm zunächst explizit aufgenommen. Das Kopftuch der Muslima bringt er mit seinen Erinne-

58 Vgl. hierzu auch die Ausführungen in der vorgängigen Analyse, in der die Frage thematisiert wurde, welche ausgrenzenden Effekte mit solchen selbstverständlichen Perspektiveinnahmen verbunden sind.

rungen an frühere Zeiten in Verbindung: früher hätten Frauen auf dem Land Kopftücher getragen.

Mit der Frage danach, ob ich mich noch daran erinnern könne, spielt Ewald auf mein Alter an, das er dann dafür verantwortlich machen kann, sollte ich seine Empfindungen nicht teilen. Gleichzeitig signalisiert diese Frage, daß sich Ewald in diesem Gespräch als jemand versteht, der einer jüngeren, weiblichen Person etwas zu vermitteln hat. Auf diese Weise kann er sich möglicherweise die für ihn ungewohnte Gesprächssituation besser aneignen. Der weitere Gesprächsverlauf wird zeigen, daß Ewald diesbezüglich noch andere Strategien einzusetzen weiß.

Warum seine Erinnerungen an das Kopftuch jedoch negativ besetzt sind und ihn dazu bringen, Frauen mit Kopftüchern generell abzulehnen, sagt er nicht. Offenbar versteht sich dies für ihn von selbst, und er unterstellt dies auch bei mir.

Ewalds Hinweis auf die Großmütter löst aber noch einen weiteren Effekt aus: Die rassistischen bzw. ethnozentristischen Vorbehalte, die Kopftücher im Einwanderungsdiskurs aktivieren, werden so zurückgedrängt und relativiert.

> Und, ehm, (seufzt) et gibt natürlich schöne Kopftücher, nette Kopftücher, ne? Et muß nich en weißes sein oder, oder, oder en schwarzes, ne? Eh, grundsätzlich hätt ich da nichts dagegen, wenn sie den, den als Kopfschutz benutzt und trägt, eh, solange se nich die, die Kleinen, jetzt gerade auf diesen Fall da, dazu animiert, och Kopftücher zu tragen, ne? Das ist un- das is schön, das muß du machen, aus welchen Gründen auch immer, ne? Eh, hätt ich da, hätt ich da nichts dagegen. Auch wenn ich noch die Kinder hätte, und da wär eine, eine, 'ne Türkin, die als Kindergärtnerin fungierte und mit em Kopftuch, warum? Wenn die, wenn die, wenn die, die, ihre Arbeit gut macht, warum sollte dat nicht sein? Ich **hätte nichts dagegen** . (4/188-198)

Beim zweiten Nachdenken werden die negativen Kopftuch-Erinnerungen von Ewald als nicht so gravierend eingestuft: nicht alle Kopftücher seien häßlich und abzulehnen. Außerdem könnten sie den Kopf vor Wärme, Kälte oder Schmutz auch schützen und deshalb nützlich sein. Wenn die Erzieherin die Kinder nicht dazu auffordere, ebenfalls Kopftücher zu tragen, sei dagegen nichts einzuwenden.

Ewald klärt an dieser Stelle auch, daß er sich als Vater in die geschilderte Situation hineindenken kann, d.h., er begreift die Problematik zunächst als Erziehungsproblem. Dies bedeutet auch, daß er hier nicht an seine allgemeine Forderung anknüpft, nach der sich Türken an hiesige Sitten und Gebräuche anpassen sollten. Auch sein Hinweis auf frühere Verhältnisse weist darauf hin, daß Kopftücher ein negatives Relikt hiesiger Verhältnisse sind.

Allerdings formuliert Ewald dieses Zugeständnis an die Erzieherin sehr einschränkend: Nur dann, wenn es ein ästhetisch schönes Kopftuch ist, wenn es eine Funktion hat und wenn die Trägerin die Kinder nicht dazu verleiten will, ihr gleich zu tun, sieht er keine Gründe, weshalb man sich gegen das Tragen eines Kopftuchs am Arbeitsplatz aussprechen könne.

Interessant ist dabei, daß die von mir angespielte Ethnisierung von Sexismus von Ewald nicht aufgenommen wird. Seine Frage: »warum sollte dat nich sein?« verdeutlicht dabei zweierlei: Sie zeigt, daß dem Konflikt mit rationalen Argumenten begegnet werden sollte. Gleichzeitig ist diese Frage an ihn und an mich gerichtet, ob es vielleicht doch noch (andere) Argumente dagegen gibt. Es liegt nun an mir, die angespielte Ethnisierung sexistischer Haltungen explizit ins Gespräch zu bringen.

> ***Ja, die Frage is ja** , ob man das so trennen kann, ne? Wenn Sie sagen, ehm, hier das Kopftuch, eh, wenn sie's nur als Kopfbedeckung nimmt, okay, aber dahinter st-, das Kopftuch is ja auch, eh, sie würd's ja ohne weiteres ablegen, wenn's nich auch was für sie bedeuten würde.*
>
> Ja.
>
> *Und die Frage is, ob man das überhaupt so dann im Alltag in de-, im Kindergarten, ehm, voneinander trennen kann?*
>
> **Ja, dat kann man ja eigentlich,**
>
> ***So der symbolische Gehalt** und-*
>
> ja, dat kann man ja eigentlich dann nich.
>
> *Mhm.*
>
> Von der Frau aus, ne?
>
> *Mhm, mhm.*
>
> Die wollte sicherlich nich d- das Kopftuch ablegen.
>
> *Nein, sie hat die Stelle auch nich gekriegt, sie hat se nich angetreten, weil sie da hart geblieben is.*
>
> Ja, genau (4/199-215).

Die Frage nach weiteren Argumenten nehme ich zum Anlaß, den symbolischen Gehalt des Kopftuchtragens zu thematisieren. Damit spiele ich auf den Islam an, ohne dies zu explizieren. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes sieht Ewald dann auch wieder Probleme, die Erzieherin einzustellen.

Mit meinen Einwänden formuliere ich die angefragten Gegenargumente, stelle damit das Kopftuch bzw. den Berliner Vorfall in einen ethnozentristischen / rassistischen Zusammenhang. Das Angebot, sich infolge dieser Bedenken gegen das Tragen von Kopftüchern aussprechen zu können, nimmt Ewald sofort an (»Ja, genau«) und schränkt seine vorgängige positive Aussage, wenn auch vage, ein.

Dabei hätten Ewalds negative Erinnerungen an die Kopftücher seiner Großmütter zu anderen Gesprächseinlassungen einladen können. So hätte ich zum Beispiel nachfragen können, woher seine negativen Gefühle rühren. Dies hätte dem Gespräch insofern eine andere Wendung gegeben, als wir dann über Schwierigkeiten gesprochen hätten, die Deutsche bzw. christliche Personen mit von uns als anders wahrgenommenen Normen haben.

Allerdings ist dabei auch zu berücksichtigen, daß die Verstehensmöglichkeit, nach der Ewald mit dem Hinweis auf seine Großmütter gesprächsstrategisch von seiner negativen Bewertung von Muslima ablenken will, an dieser Stelle auch nicht ausgeschlossen werden kann. Wäre es zu einer Thematisierung seiner negativen Erinnerungen gekommen, dann hätte dies bedeutet, daß seine Relativierungsstrategie aufgegangen wäre.

Dadurch, daß wir auf dialogische Weise die Vor- und Nachteile von Kopftüchern erörtern, gelingt es Ewald, daß der rassistische / ethnozentristische Zusammenhang nicht von ihm, sondern von mir ins Gespräch hineingeholt wird, auf den er sich beziehen kann.

Interessant ist, daß ich den symbolischen Gehalt des Kopftuchs nicht an der Diskussion festmache, die es um diesen Fall in Berlin gegeben hat, sondern am Verhalten der türkischen Erzieherin. Das ist zwar nicht falsch, weil das Kopftuch selbstverständlich für die Trägerin von Bedeutung ist, aber es lenkt ab von dem Kernpunkt, daß Deutsche bzw. christliche Personen Probleme mit Kopftuchträgerinnen haben. Insofern transportiert eine solche Erläuterung rassistische Komponenten, weil sie die Opfer von Rassismus und Ethnozentrismus zu denjenigen erklärt, die unbedingt an ihren Normen festhalten, anstatt die Komponenten aus- und anzusprechen, die eine Toleranz verhindern.

Statt dessen zeigen wir beide uns gerne und schnell bereit, die türkische Erzieherin als diejenige zu begreifen, die das Problem hervorgerufen hat, weil sie das Kopftuch nicht ablegen will.

Zwar schwäche ich diese Zuschreibung dadurch etwas ab, daß ich die

Erzieherin als Handelnde darstelle, die die Stelle nicht angetreten hat, weil sie auf ihren Rechten bestand. Jedoch kleide ich dies wiederum in die Wendung, sie sei »hart geblieben« (4/214). Um eine positive Darstellung der jungen Türkin erzielen zu können, hätte ich besser formuliert, sie sei konsequent oder hart*näckig* geblieben. Das Adjektiv »hart« ist eher negativ konnotiert und ruft in diesem Zusammenhang Assoziationen an Unerbittlichkeit, Starrheit, gar Fundamentalismus auf.

Auch auf diese Weise werden rassistische Momente des Einwanderungsdiskurses in unser Gespräch hineingeholt.

> *Also das, eh, war, eh, is so der Fall, nur, es hat darüber halt 'ne sehr kontroverse und hitzige Diskussion gegeben, wo es sehr, wi- wie ich finde, sehr schwierig is, so zu beurteilen, wie, ehm, wie weit geht das mit Anpassung, mit unserer Forderung: Paß dich unseren Lebensverhältnissen an und eben, das, was Sie eben auch schon sagten,*
>
> *Ja, mit der,daß sie 'ne* **eigene Kultur, ne?**
>
> **mit der K... mit der** Kleiderordnung, also, da, da seh ich, da, so eng seh ich das ja auch **nicht , die kontroverse Einstellung**
>
> ***Wo würden Sie denn da die Grenzen stecken? Mhm.***
>
> sind ja auch bei den Evangelischen und Katholischen.
>
> *Ja.*
>
> Da werden se kaum eine evangelische Kindergärtnerin finden, die in en katholischen Kindergarten eingestellt wird, ne? Und wie et andersrum is, wahrscheinlich auch nich.
>
> *Mhm.*
>
> Aber, dat geht- (4/216-232)

Mit dem Verweis auf die zuvor geäußerte Anpassungsforderung bringe ich das Gespräch eindeutig wieder auf das Thema »Einwanderung« zurück. Aus dem bisherigen Gesprächsverlauf ist mir bekannt, daß Ewald von den EinwanderInnen fordert, sich den hiesigen Verhältnissen anzupassen. Diese Anpassungsforderung stelle ich als solche nicht in Frage, sondern merke lediglich an, daß dies im Einzelfall schwer zu entscheiden sei. Der ethnozentristische Gehalt dieser Forderung wird damit jedoch, insofern er als Konsens verstanden werden kann, weiter verfestigt. Allerdings wird durch die Frage nach deren Grenzen ebenso wie durch die Betonung, daß es um Anpassungen an *unsere* Lebensverhältnisse geht, die Möglichkeit eingeleitet, diese Anpassungsforderung insgesamt in Frage zu stellen.

Es entsteht also eine eigentümliche Widersprüchlichkeit: Indem ich von *unseren* Lebensverhältnissen spreche, konstruiere ich eine Homogenität

der deutschen Bevölkerung, was durchaus mit Ausgrenzungseffekten verbunden ist. Ohne diesen »Preis« jedoch ist es nicht möglich, EinwanderInnen als Personen zu kennzeichnen, die ein Recht darauf haben, in der Bundesrepublik so zu leben, wie sie es wollen.

Erneut wehrt es Ewald ab, dieses Problem als ein Problem von Einwanderung zu gewichten, und relativiert den Konflikt dadurch, daß er ihn als einen religiösen Konflikt charakterisiert und ihn mit dem zwischen evangelischen und katholischen Christen vergleicht.

Damit bringt er gleichzeitig zum Ausdruck, daß er das Kopftuch durchaus auch mit Religion in Verbindung bringt, eine Verbindung, die zuvor im Gespräch bislang nur angespielt wurde. Trotzdem gibt er damit zu verstehen, daß er diesen Konflikt nicht »so hoch hängen«, d.h. als einen Fall begreifen will, der nichts mit Einwanderung bzw. Anpassungsforderungen zu tun hat. Auf diese Weise gelingt es ihm, seine negativen Bewertungen in einen anderen Kontext zu stellen, der nicht unter dem Verdacht steht, ausländerfeindlich oder gar rassistisch zu sein. Die angespielte Ethnisierung von Sexismus, die ich mit dem Kopftuch eingebracht habe, ist offenbar für Ewald von geringerer Bedeutung.

Doch ich lasse nicht locker:

Und wo würden Sie da so Grenzen sehen, also wenn Sie sagen: Die sollen sich anpassen, aber auch bis zum gewissen Grad, wo, wo wäre für Sie sozusagen, das ger- d- das Maß überschritten, wo Sie sagen: Nee, also det geht, ehm, jetzt zu ***weit?***

Ja, wenn se außer ihrem Kopftuch jetzt noch die, die langen Gewänder haben,

Ja.

anhaben, die, die Sackgewänder da

Ja, ja.

Ja , son bißchen sollte man sich schon der, der den, wenn se 'ne Hose oder **weiß ich wat** .

Den Tschador *oder so* ***was, ne? Mhm, mhm.***

Ja, ne? Dat , dat wär ja, dat müßte schon sein, ne? Aber wenn se denn in ihren, wenn se die Türken denn nu' sehen, die richtigen Türkenfrauen, die laufen ja richtig schön vermummt rum.

Mhm.

Und dat wäre wohl auch nich r- dat Richtige im Kindergarten, denn et bleiben ja Erei-, da, da, da in den Kindern haften ja, eh, Eindrücke, die bleiben ja haften,

Richtig.

nich, die, die nehmen die ja mit in, später in, in, ins Leben rein, dann haben se da drei Jahre sonne Tante da aus, mit, mit vermummt, wenn sie so sagen wollen, mit, mit Kopftuch und, und, un langen Kleidern und, ne? (4/233-256)

Erneut frage ich nach den Grenzen der Anpassungsforderung und gebe wiederum durch die Pluralform zu erkennen, daß ich nicht nur den Fall der Erzieherin im Blick habe.

Ewalds Antwort ist nach seinen bisherigen Ausführungen überraschend. Erwartbar wäre gewesen, daß er seine vorhergehenden Äußerungen bekräftigt hätte. Schließlich hatte er ja bereits zu verstehen gegeben, daß er nicht akzeptieren könne, wenn die Erzieherin die Kinder ebenfalls zum Tragen eines Kopftuches verpflichten wolle. Bezogen auf das allgemeine Problem der Anpassung hätte dies bedeutet, daß er von den EinwanderInnen Toleranz gegenüber den hiesigen Sitten eingefordert hätte.

Das macht er jedoch nicht. Seine negative Bewertung gegenüber Kopftüchern – bedingt durch Erinnerungen und die herrschende Bewertung innerhalb des Einwanderungsdiskurses – ist offenbar so stark, daß er an sie wieder anknüpft, wenn er eine weitere Verschleierung türkischer bzw. moslemischer Frauen ablehnt. Sein Hinweis, daß die Kinder solche Eindrücke mit in ihr späteres Leben hineinnehmen, spielt nochmal auf seine eigenen Erfahrungen mit den Kopftüchern seiner Großmütter an, die sich so negativ bei ihm festgesetzt haben. Gleichzeitig kann Ewald damit die durch die Fragestellung provozierte Ebene allgemeinerer Aussagen wieder verlassen, indem er sich auf den ins Gespräch gebrachten Fall bezieht.

Die Wortwahl, mit der Ewald seine Ablehnung unterstreicht, ist dabei aufschlußreich: Richtige »Türkenfrauen« tragen »Sackgewänder« und »vermummen« sich. Die Rede ist nicht von Türkinnen, die sich mit einem Tschador und einem Mantel verschleiern. Daß Muslima, die sich nach islamischen Kleidervorschriften kleiden, bisweilen als unförmig und vor allem als ungewöhnlicher Anblick empfunden werden, ist bekannt. Ihre Kleider jedoch mit Sackgewändern zu vergleichen, bringt sie in Verbindung mit Personen, die nicht auf der Stufe der Zivilisation stehen. Daß so gekleidete Türkinnen dann als »vermummt« wahrgenommen werden, läßt sie darüber hinaus als gefährlich und hinterlistig erscheinen, weil sie beim Betrachter den Eindruck erwecken, sie hätten etwas zu verbergen.

Hier verknüpft Ewald rassistische Konstruktionen des Einwanderungsdiskurses, in denen Muslima als geschlechtslose, unterjochte Personen gelten, mit seinen eigenen Erfahrungen und Gefühlen gegenüber Frau-

en, die Kopftücher tragen.

Ehm, wissen Sie warum die Frauen das so tragen? ***Also wenn-***

Nee, dat weiß ich aber auch nich genau.

Mhm.

Dat können Sie mir mal erzählen.

Ich weiß es auch nich genau, ich weiß nur, daß es was mit dem islamischen Glauben, ***eh, zu tun hat,***

Ja, ja.

ne? Und daß es sozusagen auch, eh, eine, eine Schutz, eh, ein Schutz is, eh, Frauen vor fremden Blicken, eh, zu schützen. Also das hat auch viel, ehm-

Das hat manchmal wat **für sich aber, aber-**

mit dem Verhältnis *zwischen Mann und Frau,*

Richtig, ja.

eh, zu tun.

Ja un im Islam- (4/257-271)

Mit meiner Frage bringe ich das Gespräch wiederum vom Fallbeispiel der Erzieherin ab und stelle die Motive so bekleideter Frauen in den Mittelpunkt. Das ist insofern wichtig, als das Kopftuch zuvor und auch ansonsten im medialen Diskurs als Symbol der Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen angesehen wird. In der Regel geht darin die Vorstellung ein, daß Frauen sich nicht freiwillig verschleiern und bedecken, sondern dies aufgrund des gesellschaftlichen und religiösen Zwangs geschieht.

Ewald gibt diese Frage an mich zurück. Dies ist erstaunlich, denn im Gespräch hat er ja bereits mehrfach zu erkennen gegeben, daß er sehr wohl eine Ahnung davon hat, wieso Frauen Kopftücher tragen. Seine Rückfrage ermöglicht es ihm aber erneut, die Formulierung heikler Sachverhalte mir zu überlassen, um nicht in den Verdacht zu geraten, ausländerfeindlich zu argumentieren.[59]

Mit meiner Antwort bringe ich allerdings für Ewald kaum Neuigkeiten. Daß auch er mit dem Kopftuch Islam assoziiert, hat er bereits deutlich gemacht. Und daß das Kopftuch in Verbindung mit dem Geschlechterverhältnis steht, ist auch bereits angesprochen worden.

59 Gleichzeitig weist Ewalds Intervention darauf hin, daß er aktiv und gestaltend am Gesprächsverlauf teilnimmt.

Lediglich der Hinweis, das Kopftuch oder der Tschador solle Frauen vor fremden Blicken schützen, enthält eine neue Komponente, mit der die Anspielung auf Sexismus als eine Eigenheit islamischer Kultur erneuert wird. Ewalds Einwurf, daß dies »ja manchmal wat für sich« habe (4/267), bestätigt diese Anspielung vage. Er signalisiert Einverständnis und ratifiziert gleichzeitig vorhandene sexistische Strukturen, insofern Frauen als schutzbedürftig unterstellt werden, weil sie Frauen sind.

3.4.2.2 Ethnisierung von Sexismus durch selektive (männliche) Wahrnehmung

Da wollt ich Sie *auch mal nach fragen, wie Sie das so bei, eh, ausländischen, also wir sprachen ja jetzt bisher nur über Türken oder moslemische, eh, Menschen, wie Sie das so, eh, beurteilen, haben Sie da überhaupt en Einblick, eh, weil an der Arbeit sind ja wahrscheinlich nich Mann und Frau zusammen, ne?*

Bei de Arbeit?

Bei der – ich meine, ob Sie da irgendwo en Einblick haben oder, oder Erfahrungen mit ge- gesammelt haben, wie eigentlich das Verhältnis zwischen Mann und Frau, ehm, in solchen, eh, ehm, Kulturen, eh, is, also wenn Islam-

Dat kann ich eigentlich, ich war ein paar Mal, eh, eh, im Ausland, mal in Tunesien, aber da is ja auch die Frau so furchtbar, eh, getrennt. Den Mann is ja dat Oberhaupt,

Mhm.

und die Frau geht doch da so, so, so, für mich gedemütigt, durch die Gegend.

Mhm.

Und is so für den Haushalt, für die Kinder da und, und sonst nix. Es sei dann, dat is 'ne sehr emanzipierte Frau, die, die dann irgendwie in, in, in, in Verwaltungen sitzt oder wo, daß se, eh, da schon mal mehr zu sagen hat, aber de- det normale Volk, da is doch die Frau, ja, ich würd sagen, unterdrückt. Wat ich gar nich gut find.

Mhm, mhm. (4/272-294)

Mit der Frage nach eigenen Erfahrungen zum Verhältnis moslemischer Männer und Frauen gebe ich zu erkennen, daß ich hier Unterschiede sehe, ohne zu sagen, woran ich diese festmache. Vor dem Hintergrund des zuvor thematisierten Berliner Falls kann sie als eine erneute Anspielung auf einen besonderen Sexismus moslemischer Kultur verstanden werden.

Bei Ewald ruft diese Frage Erinnerungen an einen Aufenthalt in Tunesien hervor. Dort sei der Mann das Oberhaupt, während die Frau nichts zu

sagen habe und unterdrückt sei. Sie sei nur für Kinder und Haushalt zuständig. Dies heißt Ewald nicht gut. Erstmalig ethnisiert Ewald nun explizit sexistisches Verhalten und macht durch seine Bewertung deutlich, daß er ein solches Verhältnis zwischen Männern und Frauen ablehnt.

Interessant ist, daß Ewald in Tunesien durchaus Frauen registriert, die seiner globalen Einschätzung über die Situation von Frauen dort widersprechen, und daß er dies auch artikuliert. Dadurch wird seine Hauptaussage besonders glaubwürdig, eben weil er verdeutlicht, daß er durchaus gegenteilige Erscheinungen wahrnimmt und diese zu gewichten weiß: Solche emanzipierten Frauen betrachtet er als Ausnahmen, die nicht zum »normalen Volk« gehören. Das Klischee von der patriarchalen Rolle des Mannes und der komplementären Unterlegenheit der Frauen in islamischen Gemeinschaften ist offenbar so in den Diskurs eingebrannt, daß Ewald seine Erfahrung nur als Ausnahme von der Regel zu bewerten weiß.

> Ne? Gleichberechtigung müßte sein, wobei, * wobei auch, eh, man sollte schon trennen sollte zwischen Mann und Frau die Aufgaben, der Mann, der hat ja ganz andere Aufgaben als die Frau, ne? Und-
>
> *Ach, Sie meinen das jetzt genereller?*
>
> Jaja, jaja.
>
> *Unabhängig jetzt von Islam oder Christentum oder so?*
>
> Dat is von ganz generell. Ja sicher.
>
> *Mhm.* (4/295-302)

Trotz seines positiven Bekenntnisses zur Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau hat diese für Ewald ihre Grenzen dort, wo generell unterschiedliche Aufgaben von Männern und Frauen berührt seien.

Warum sieht sich Ewald veranlaßt, an dieser Stelle diese Einschränkung zu formulieren? Zu einer positiven Selbstdarstellung trägt sie nicht bei – im Gegenteil. Darum geht es ihm wohl auch nicht. Mit dem vagen Hinweis auf generelle Arbeitsteilungen zwischen Männern und Frauen bezieht sich Ewald auf den hiesigen Frauendiskurs und seine Konflikte. So ist es durchaus in der Gesellschaft umstritten, ob Frauen und Männer gleich sind oder nicht. In diesem Streit bekennt sich Ewald nun zu der Seite, die behauptet, daß es frauen- und männerspezifische Arbeiten und Fähigkeiten gibt. Da Ewald zuvor kritisiert hatte, in Tunesien seien Frauen nur für Haushalt und Kinder da, können sich diese wohl kaum auf diesen Bereich beziehen; aber welche Fähigkeiten Ewald hier anspricht, bleibt zunächst offen.

Dazu trage ich mit meinen Nachfragen bei, die lediglich zu klären versuchen, ob diese unterschiedlichen Aufgaben mit religiösen Auffassungen in Verbindung stehen. Dieser Gedankengang der unterschiedlichen Aufgaben von Männern und Frauen wird (deshalb) auch zunächst nicht weiter verfolgt. Statt dessen wendet Ewald sich erneut hier lebenden türkischen Personen zu:

> Mit, wa- was ich da in Tunesien gesehen habe, da mit den Tunesiern, das is genau datselbe wie, wie hier die Türken- frauen auch doch nich viel zu sagen haben.
>
> *Mhm, mhm.*
>
> Die dürfen ja auch nich, we- die werden die Türkenmädchen, die werden ja, eh, ganz schön, eh, inne, inne Mangel genommen, wenn se mal en deutschen Freund haben.
>
> *Mhm.*
>
> Dann, das haben se doch schon inner Zeitung gelesen,
>
> *Mhm.*
>
> daß se da dann, daß se die, weiß ich, zock! d'rekt nach Hause und, und, und, und schön verprügelt oder wat haben, ne?
>
> *Mhm.*
>
> Eh, die wird doch, die Frau wird doch da unterdrückt, mein ich.
>
> *Mhm.*
>
> Und der, der Pascha, der, der, der meint denn, * er hätte dat Sagen, oder, die haben ja auch dat Sagen da, ne? (4/303-319)

Die in Tunesien wahrgenommenen Verhältnisse transformiert Ewald nun auf hier lebende Türken. Auch sie unterdrückten ihre Frauen, prügelten ihre Töchter und schickten sie in die Türkei, wenn sie einen deutschen Freund hätten. Der türkische Mann bestimme in der Familie und über die Frauen.

Der Verweis auf die Zeitung macht deutlich, daß Ewald seine Informationen aus dem Mediendiskurs bezieht, wo allenthalben über solche Vorkommnisse berichtet und debattiert wird. Diese Informationen verkoppelt er nun mit seinen Eindrücken, die er in Tunesien gesammelt hat.[60]

Dabei bedient er sich auch einer in diesem Diskurs gängigen Redewen-

60 Dabei ist allerdings davon auszugehen, daß seine Auslandserfahrungen durch den Mediendiskurs über Einwanderung präformiert wurden.

dung, nach der die Kinder von Türken wieder »nach Hause« geschickt würden. Sie macht nur allzu deutlich, daß Kinder, deren Zuhause eindeutig die Bundes-republik ist, als nicht dazugehörig definiert werden.

In der Beschreibung des türkischen Mannes als »Pascha, ... der meint denn, ... er hätte dat Sagen« (4/318), schwingt gleichzeitig Überheblichkeit mit: Türkische Männer glauben nur, daß sie den Frauen überlegen sind.

In diesem Zusammenhang fällt es auf, daß Ewald seine Schilderung über die Behandlung türkischer Mädchen zweimal mit dem Adjektiv »schön« versieht. Diese würden »ganz schön ... inne Mangel genommen« (4/308) bzw. sie würden »schön verprügelt« (4/314).

Sicherlich ist dies nicht so zu verstehen, daß Ewald damit sein Einverständnis zum Ausdruck bringen will, zumal er zuvor eindeutig gesagt hat, daß er die Dominanz der Männer nicht gutheiße. Dennoch macht er damit deutlich, daß es mit seiner Empörung und dem Grad seiner Kritik nicht sehr weit her ist. Weshalb dies so ist, macht die nächste Gesprächspassage deutlich:

> *Mhm. Und da sehen Sie aber auch, ehm, eh, Unterschiede zwischen dem, wie hier in der Bundesrepublik vorgegangen wird zwischen Mann und Frau, wie die sich verhalten? Ich mein, es gibt ja auch in, in der Bundesrepublik durchaus geschlagene Frauen, ne?*
>
> Durchaus, sicher, sicher. Aber in der, in der, in der groß- in der großen Mehrheit is dat doch wohl, eh, ziemlich, is die Frau doch doch, doch, hat doch viel mehr Freiheiten als, als woanders. (4/320-326)

Angesprochen auf Frauen in der Bundesrepublik, gesteht Ewald ein, daß auch sie in ihren Lebenszusammenhängen mit Gewalt zu tun haben. Auch in diese Frage geht eine latente Ausgrenzung ein: Mit Frauen in der Bundesrepublik können hier nur deutsche, christlich sozialisierte Frauen verstanden werden. Dies wird von Ewald auch so verstanden. Diese Frauen haben es aus seiner Sicht in der Regel aber nicht mit männlicher Gewalt zu tun. Die Mehrheit der Frauen genieße hier mehr Freiheiten als anderswo.

Ewald spricht hier nicht darüber, daß türkische Frauen weniger Freiheiten hätten. Er mißt die Freiheit deutscher, christlich geprägter Frauen an der von ihm so gesehenen unterdrückten Situation türkischer bzw. islamischer Frauen. Deshalb haben sie mehr Freiheiten, was aber nicht heißt, sie seien frei. Ihr Spielraum sei lediglich größer als bei den Moslems.[61] Ewald knüpft hier erneut an den Diskursstrang über Frauen

in der BRD an, nach dem Frauen Freiheiten von der männlichen Gesellschaft zugestanden werden, und präzisiert dieses Mehr an Freiheit:

> *Mhm.*
>
> Wenn, wenn, wenn, wenn zwei, wenn beide Partner arbeiten, zum Beispiel dann, eh, ja, ich hab auch viel Kolleginnen,
>
> *Mhm.*
>
> eh, bin da immer son bißchen am, am Bohren, aber nich, nich ernsthaft, eh, ja, d-die stehen auf dem Standpunkt: Wenn ich arbeite, muß di- der Mann genau das Gleiche im Haushalt machen w- wie, wie ich.
>
> *Mhm.*
>
> Die, die Frauen, die Kolleginnen. (seufzt) Nee, ich bin natürlich auch nich dafür, daß der, der Mann nach Hause kommt, sich dahin setzt, und die Frau macht jetzt die ganze Arbeit.
>
> *Mhm.*
>
> Dat wär Quatsch, wenn beide arbeiten, ne?
>
> *Mhm, mhm.*
>
> Aber so gewisse Sachen muß doch der Frau vorbehalten bleiben, wie Wäsche und weiß ich wat, ne?
>
> *Mhm.*
>
> Daß der Mann denn och noch mitmacht,
>
> *(lacht etwas)*
>
> dat find ich, dat find ich – gut, wenn der mal en Besen inne Hand nimmt oder en Spüllappen oder, oder Geschirr spült oder auch schon mal unten den Flur putzt oder wat, dat is doch ganz okay, ne? Aber daß, daß die, daß die sagen: Oh, der muß genau datselbe machen! Dann kriegen die von mir immer son bißchen-
>
> *Was sagen Sie dann immer? (lacht)*
>
> Ja: Kommt doch gar nich in Frage! Und so. Würd ich ja nich machen! Ja, ihre Frau arbeitet auch nich, ne?
>
> *(lacht) Ah so, mhm.* (4/327-355)

Eine Doppelbelastung von Frauen durch Beruf und Haushalt lehnt Ewald ab. Wenn beide Partner berufstätig sind, sollte der Mann im

61 Hier zeigt sich ein interessanter Unterschied gegenüber der Wahrnehmung von Imma. Sie formuliert, Türkinnen / Muslima könnten sich »nicht ganz so .. frei entfalten oder bewegen«. Maßstab ist hier die so wahrgenommene Situation europäischer bzw. christlicher Frauen.

Haushalt mithelfen. Aber auch dann sollten Frauen die Hauptarbeit machen.

Ewald verpackt seine sexistischen Zuschreibungen zu Frauen in die Schilderung von nicht so ganz ernstzunehmenden Gesprächen mit Kolleginnen am Arbeitsplatz. In diesen Gesprächen frozzelt er offenbar gegen aus seiner Sicht überzogene Ansprüche von Frauen. Durch diese Inszenierung hält er sich sowohl in der geschilderten Situation wie auch für unser Gespräch die Möglichkeit offen, einzuräumen, daß er dies alles ja nicht so gemeint habe.

Die zuvor geäußerte Kritik am Pascha-Verhalten tunesischer und türkischer Männer reduziert sich hier darauf, daß bei ihnen alle Haushaltsarbeit von Frauen verrichtet wird. Das sei nicht richtig. Der Mann sollte im Haushalt mithelfen. Geradezu witzig ist dabei Ewalds Formulierung, daß bestimmte Dinge den Frauen »vorbehalten bleiben« (4/342) müßten. Dies spielt nochmals auf seine vorherige Äußerung an, daß es eine generelle Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau gebe, die jenseits der Religionszugehörigkeit anzutreffen sei. Seine geradezu höfliche Formulierung stellt heraus, daß die Männer auf keinen Fall den Frauen etwas wegnehmen sollten, weil sie in bestimmten Bereichen einfach die bessere Kompetenz hätten oder gar eines Privilegs beraubt würden. Wer jedoch glaubt, Ewald spiele hier auf biologische Unterschiede zwischen Mann und Frau an, der oder die irrt. Ewald meint mit solchen privilegierten Aufgaben die Sorge um die Wäsche oder ähnliches. Im Resultat reproduziert Ewald hier einen sexistisch strukturierten Diskurs, den er allerdings durch die intendierte ironische Verstehensmöglichkeit abzumildern versucht. Daß ihm dies gelingt, darauf verweist auch mein Lachen.

Trotzdem wäre die Ironie von Ewald durch eine ironische Kritik meinerseits zu durchbrechen gewesen. Eine Entgegnung wie etwa die: »Na, das ist aber auch ganz schön traditionell, was Sie hier so von sich geben!« hätte zumindest signalisiert, daß ich mit seiner Auffassung nicht konform gehe. Ohne ein solches Signal jedoch können die sexistischen Ausführungen als Konsens verstanden werden.

> Ja, ja, nee, nee, aber, das is, eh, eh, wie das mit den, mit den Ausländern außerhalb von, außer Tunesien, und inne Türkei war ich ja auch noch nich, und in Holland, Frankreich, und sowas, is dat, is dat auch nich so, ne? In Frankreich, sieht m-, sieht man dat auch nich, da sind auch mehr Frauen, Mann und Weiblein aufer Straße, die spielen Boccia zusammen und weiß ich wat alles, ne?

Ja.

> Dat is eben nur so in, im Osten, im Is-Islam da unten, ne? In de, in de, in de, im Iran, da werden se ja schon bald geköpft, wenn se kein Kopftuch aufhaben, ne? Die Frauen.

Ja.

> Die werd'n da ganz schön unter Druck gesetzt. (4/356-367)

Das Lachen meinerseits führt Ewald von seinen Betrachtungen über die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung in der Bundesrepublik wieder fort, hin zu unserem Thema. Er zieht noch einmal ein Resümee aus seinen bisherigen Ausführungen, indem er betont, daß die unterdrückte Situation von Frauen nur für die Länder gelte, in denen der Islam vorherrschend sei. Er spitzt seine Einschätzung zu, indem er behauptet, im Iran würden Frauen »schon bald geköpft« (4/364), wenn sie kein Kopftuch trügen. Auch wenn Ewald hier sicherlich nicht zum Ausdruck bringen will, es würde für ein derartiges Vergehen dort tatsächlich die Todesstrafe gelten, so wird damit dennoch seine Assoziation deutlich, die in Verbindung mit dem Kopftuch bzw. mit dem Islam bei ihm hervorgerufen wird. Das verweist darüber hinaus auf rassistische Vorstellungen vom grausamen und wilden Islam und stellt die Ethnisierung des Sexismus in diesen Zusammenhang. Das Kollektivsymbol ruft bei Ewald offenbar solche weiteren Assoziationen hervor, er »erzählt« seinen Symbolgehalt »weiter«.

Nach dieser Gesprächspassage sprechen wir über die zum Interviewzeitpunkt in den Medien und in der Politik geführte Flüchtlingsdebatte. Ewald sieht die meisten Flüchtlinge als »Wirtschaftsasylanten« (4/394) an. Aus seiner Sicht gibt es z.B. für Angehörige der Ostblockländer keine Fluchtursachen mehr. Es seien zu viele Flüchtlinge in Deutschland. Dabei seien die wirtschaftlichen Probleme, die dadurch hervorgerufen würden, nicht einmal ausschlaggebend. Ewald sieht vor allem Probleme im Zusammenleben unterschiedlicher Gruppen. Diese Probleme demonstriert er an Animositäten, die es bereits zwischen Nordrhein-Westfalen und Bayern gebe. So sei eine Umsiedlung von einem Bundesland ins andere immer auch mit Eingliederungsschwierigkeiten verbunden.

3.4.2.3 »Statische« Ethnisierung von Sexismus als Teil rassistischer Konstruktion

Ähnlich sei dies auch bei der Übersiedlung in ein anderes Land. Für Frauen sieht Ewald z.B. in Italien Probleme, da sie dort »nicht so die

Freiheit haben wie ... in Deutschland.« (4/446-449) Vor dem Hintergrund dieser »Unverträglichkeitstheorie« nimmt Ewald das Thema »Sexismus bei Angehörigen anderer Länder und Kulturen« nochmal auf:

> Ich hab 'ne Bekannte, die hat dahin geheiratet, inne Dolomiten rein, eh, ei- und sonst, ja, der, der, der Italiener, da- dat is sogar en Blutsbruder von mir, wir hatten, vor Jahren haben wir uns, eh, da mal, eh, eh, kennengelernt durch Sport undsoweiter. En Pfundskerl, alles klar, ne? Und dann, eh, die leben auch gut, aber die hat nich allzu viel zu sagen da unten, da is wieder die **Familie** -
>
> ***Muß sich unterordnen oder-***
>
> Sie muß sich unterordnen da.
>
> *Mhm.*
>
> (...) (4/451-459)

Ewald macht die Familie seines Freundes dafür verantwortlich, daß seine Bekannte in Italien nicht so leben könne wie in Deutschland. Sexistische Verhaltensweisen werden auf diese Weise verallgemeinert und tendenziell allen Familienmitgliedern, Frauen eingeschlossen, zugeschrieben. Auf diese Weise wird Sexismus zu einem kulturellen Phänomen, von dem Männer zwar profitieren, das aber nicht alleine von ihnen hergestellt und gelebt wird. Der Mann als Akteur, hier der Freund von Ewald, tritt nicht in Erscheinung.[62]

Dabei beteilige ich mich an dieser Konstruktion aktiv als Stichwortgeberin. Dies macht nochmal deutlich, daß solche Stereotypen durch die gemeinsame Arbeit am und im Diskurs produziert und reproduziert werden. Denn auch an dieser Stelle wäre es durchaus möglich gewesen, einen Einwand zu formulieren. Die Frage »Wieso liegt es denn an der Familie, wenn die Frau nichts zu sagen hat?« hätte Dissens zwischen uns signalisiert und gleichzeitig Ewald dazu angehalten, seine Konstruktion zu überdenken. Die Bemerkung »Bei uns haben die Frauen doch auch nicht viel zu sagen, oder?« hätte das Gespräch auf sexistische Strukturen in unserer Gesellschaft, die schließlich aus Personen unterschiedlicher ethnischer Herkunft besteht, gelenkt.

62 Damit soll nun nicht behauptet werden, Frauen seien in patriarchalen Gesellschaftsstrukturen per se und immer Opfer und hätten keinen Anteil an der Reproduktion dieses Herrschaftsverhältnisses. Insofern wird mit dem Hinweis auf Familienstrukturen als gesellschaftliche Strukturen ein Aspekt dieses Herrschaftsverhältnisses auch korrekt erfaßt. Wenn dabei allerdings die dominierende männliche Rolle aus dem Auge verloren wird oder als quasi-natürlich unterstellt wird, dann werden die Profiteure dieses Herrschaftsverhältnisses unsichtbar gemacht.

Nachdem Ewald die hervorragenden Italienisch-Kenntnisse seiner Bekannten hervorgehoben hat, die sie vor der schlechten Behandlung nicht bewahrt haben, führt er weiter aus:

> Ja, ja und, eh, die hat Ita- Italienisch studiert, und. Aber, eh, die hat auch gerehier wär se ganz anders ir'ndwie vielleicht zur Entfaltung gekommen, ne? Ja, ja, (lamentierend) da hat se, hat se son, ehm, er war Skilehrer, und dann hat er 'ne Schreinerei gehabt, und, eh, sie hat dann sonne kleine Boutique gemacht, ne?
>
> *Mhm.*
>
> Aber glauben se ja nich, daß die mal nach links oder rechts gucken darf. Dat is, dat is bei den, bei den Südländern ja sowieso sonne Sache, ne? Und ich würd et wirklich nich gerne sehen, wenn meine, meine Kinder, eh, en, schon allein en Holländer, geschweige dann nach da runter heiraten **würden** . (4/465-475)

Hier nimmt Ewald erneut eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen vor, indem er generell (männlichen) Südländern unterstellt, sie würden Frauen in ihrer Entfaltung behindern. Daß diese Frau gleichzeitig selbständig im Geschäftsleben steht, scheint für Ewald an dieser Stelle kein Widerspruch zu sein. Seine rassistische Konstruktion sowie seine »Unverträglichkeitstheorie« verhüllen ihm offenbar diesen Widerspruch.

Zu fragen ist aber, warum er auch eine engere Verbindung zu Holländern so vehement ablehnt, denen er zuvor ein gleichberechtigtes Verhältnis zu Frauen attestiert hatte. Als eine Argumentationsstrategie, die durch die »Unverträglichkeitstheorie« an Plausibilität gewinnt, macht dies jedoch Sinn: Um seine Probleme mit Türken und Moslems und anderen »Südländern« nicht als rassistisch erscheinen zu lassen, weitet Ewald die Problemlage aus und nutzt dabei ein Element aus dem herrschenden Rassismus in der Bundesrepublik. Dieser artikuliert sich vor allem an türkischen EinwanderInnen und solchen aus der sogenannten Dritten Welt. Häufig wird sogar hervorgehoben, Amerikaner, Franzosen, Niederländer und andere seien nicht von derartigen Einstellungen betroffen. Diesen Gesichtspunkt macht sich Ewald hier zu eigen.

Gegenüber Niederländern oder Franzosen wird eine negative Einstellung nicht so schnell mit dem Rassismusvorwurf verbunden. Deshalb betont er seine Schwierigkeiten mit europäischen Nachbarn und kann so seine Vorurteile gegenüber z.B. türkischen EinwanderInnen relativieren. Durch die Konjunktion »geschweige« werden jedoch die besonderen Vorbehalte gegenüber Türken markiert. Insofern trägt Ewald an dieser Stelle nationalistische Vorbehalte vor, um seine rassistischen Kon-

struktionen zu verbergen.[63]

*Und wie, wie würden Sie das, eh, betr- eh, beurteilen, eh, wenn jetzt, ehm, Ihre Tochter oder Ihr Sohn mit 'ner, eh, Freundin, eh, nach Hause kommen, wie man so schön sagt, eh, die Türkin is oder Türke is, die aber hier geboren is? * Also so* ***die sogenannte zweite Generation.***

Gegen das Mädchen, gegen das Kind, gegen das Mädchen selbst, hätt ich ja überhaupt gar nichts. Aber was denn dahinter, dahinter, die Familie,

Mhm.

die, die haben se ja d- d'rekt mit, eh, im Familienbund, ne? Dat is doch ganz klar. Die können se ja nich, eh, wenn, wenn, wenn überhaupt das Türkenmädchen die Erlaubnis kriegen würde, oder /

Setzen wir mal voraus!

Setzen wir voraus, ja.

Setzen wir mal voraus, mhm.

Aber auch da gibt's wieder Ausnahmen, **wie überall** .

***Klar,** aber Sie hätten en mulmiges Gefühl.*

En mulmiges Gefühl hätt ich sicherlich, ne?

Mhm. (4/476-493)

Meine Frage danach, was er von einer Verbindung seiner Kinder mit denen türkischer Einwanderer denke, lenkt unser Gespräch wieder auf allgemeinere Probleme von Einwanderung. Dabei stelle ich die vorgängige Ethnisierung von Sexismus nicht in Frage, sondern knüpfe an sie an.

Der Hinweis, daß diese Kinder in der Bundesrepublik geboren sind, spielt auf die Sozialisationsbedingungen dieser Gruppe an, die sie von ihren Eltern unterscheiden. Gleichzeitig lasse ich mit dieser Einschränkung offen, inwieweit ich Ewalds Annahme teile, zwischen Einwanderern und Eingeborenen könne es zu kulturellen Unverträglichkeiten kommen. Diese Differenzierung der Problemlage wird jedoch von Ewald bei seiner Antwort nicht berücksichtigt.

Ähnlich wie bei seinem italienischen Freund sieht er auch hier die Familie

63 Es ist zudem anzunehmen, daß Ewald die besonderen Animositäten, die zwischen Deutschen und Niederländern häufig auszumachen sind und die sich aus der Besatzungszeit während des Hitler-Faschismus erklären, nicht fremd sind. Es kann sogar sein, daß er Niederländer deshalb ablehnt. Deshalb mag seine Ablehnung von Holländern möglicherweise nicht als Relativierung eingesetzt sein. Dennoch ist der Effekt im Diskurs ein solcher.

als ein Hindernis an. Worin dieses bestehe, sagt Ewald jedoch nicht.

Der Gedanke an eine solche Verbindung ist für ihn so abwegig, daß er den konstruierten Fall bereits von Beginn an abwehrt, indem er die Vermutung äußert, die Familie würde einem türkischen Mädchen sowieso eine solche Verbindung verbieten.

Hieran ist zweierlei von Bedeutung: zum einen die Tatsache, daß Ewald hier von »Türkenmädchen« und nicht von türkischen Jungen oder Männern bzw. neutraler von türkischen Kindern spricht. Offenbar verbindet er die Einengung, die er türkischen Familien zuschreibt, vor allem mit der Situation weiblicher Familienangehöriger. Auch spricht er nicht vom türkischen Mädchen, sondern wählt (erneut) den abwertenden Begriff »Türkenmädchen«, mit dem das Adjektiv »türkisch« als Hauptsache pointiert wird.

Darüber hinaus führen die vorwiegend medial vermittelten Vorurteile Ewalds dazu, daß er die Hindernisse einer Verbindung an den traditionellen (und engen) Auffassungen türkischer Familien festmacht. Dies aber erlaubt ihm, seine eigenen Vorbehalte nicht wirklich äußern zu müssen; denn nach seiner Auffassung kommt es deshalb nicht zu solchen Verbindungen, weil die türkische Familie sie zu verhindern weiß. Nicht die deutsche Bevölkerung schließt sich ab; es sind Türken, die von Deutschen nichts wissen wollen. Seine Selbstunterbrechung macht dies nochmal deutlich; er braucht seinen Satz deshalb nicht zu Ende zu führen, weil die Frage sich inhaltlich für ihn auf diese Weise beantwortet hat.

Meine Einlassung, mit der ich die Erlaubnis der Familie als gegeben darstelle, kann diese Konstruktion nicht aufbrechen; sie ist weiterhin darauf ausgerichtet, eine Antwort auf die Frage zu erhalten, wie Ewald die hier lebenden und aufgewachsenen Türken im Unterschied zu ihren eingewanderten Eltern sieht. Damit vollzieht sich unausgesprochen eine Stabilisierung des rassistischen Elements im Einwanderungsdiskurs, nach dem EinwanderInnen den Kontakt zur deutschen Bevölkerung scheuen und dadurch ihre Isolation selbst herstellen.

Eine Alternative wäre es gewesen, Ewald daraufhin zu befragen, wieso er überhaupt annimmt, daß türkische Familien solche Verbindungen verbieten könnten. Dies hätte ihn dazu aufgefordert, seine Konstruktion insgesamt zu überdenken.

Dennoch bringt diese positive Unterstellung ihn dazu, einzuräumen, daß es auch Ausnahmen von der Regel gebe. Dieser Effekt wird jedoch

durch meine Interpretationsangebote wieder zerstört, indem ich ihm die Berechtigung eines »mulmigen Gefühls« bescheinige, was er auch sofort bestätigt.

> Un beim Mädchen noch nicht einmal so, weil die ja wahrscheinlich dann hierbleiben würde, aber wenn, wenn, wenn meine Tochter jetzt mit 'nem Türken abgeht und dann nach, und dann in die Türkei – wir wolln jetzt nich ü- nur über Türken, dat kann genau en Bulgare sein, dat kann en, eh, en Inder sein oder auch, wat immer, ne?
>
> *Mhm.*
>
> Eh, dat würd ich also sicherlich versuchen zu bremsen.
>
> *Mhm.*
>
> Ob man's kann, dat weiß man ja gar nich, dat steht woanders dann .
>
> ***Das is** klar, als Vater, ob man das dann, ob man das dann kann, ne? Ehm-*
>
> Aber gerne sehen würd' ich's nich, sicherlich nich. (4/494-505)

Die Ausnahmen, von denen die Rede war, die es bei türkischen Familien geben könne, veranlassen Ewald zu einer Differenzierung, die allerdings vom Verhalten türkischer Familien eher wegführt: Bei einer Verbindung einer türkischen Frau mit einem deutschen Mann seien die Probleme nicht so gravierend.

Es ist also ein tendenziell sexistisches Argument, das Ewalds rassistische Konstruktion aufweicht: Frauen gehen »wahrscheinlich« (4/494) immer dorthin, wo ihre Ehemänner leben – nicht umgekehrt. Die Möglichkeit, daß auch eine türkische Frau mit ihrem deutschen Mann in die Türkei übersiedeln könnte, ist aus Ewalds Sicht eher unwahrscheinlich.

Dazu wird erneut deutlich, daß Ewald auch den Kindern von Einwanderern nicht unterstellt, daß sie in Deutschland heimisch sind. Obwohl die Frage ja explizit auf Kinder der sogenannten zweiten Generation ausgerichtet war, ist Ewalds erster Gedanke, daß diese in das Land ihrer Eltern übersiedeln könnten. Auch hier bringt Ewald weitere Nationalitäten ins Spiel und kann seine Vorbehalte speziell gegenüber Türken dadurch relativieren.

Auch die Herausstellung seiner Ohnmacht gegenüber Entscheidungen seiner Kinder hat diesen Effekt, wobei ihm dies zusätzlich die Gelegenheit gibt, sich als tolerant darzustellen. Das Verständnis, das ich ihm entgegenbringe, macht deutlich, daß seine Gesprächsstrategie an dieser Stelle fruchtet.

3.4.2.4 Sexismus stoppt Ethnisierung von Sexismus

> *Haben Sie diese, diese Ge- Geschichte mitbekommen, ehm, da war nämlich en großer Film von der Betty Mahmoody »Nicht ohne meine Tochter«?*
>
> Und da, (lacht) da mach was dran sein, da mach was dran sein, aber ich würde die Frau d- * eh, die is nich glaubwürdig für mich, weil, weil auch, ich glaub, im Spiegel hat dat auch gestanden, die hat ja in Amerika schon drei Kinder, ich glaub ein eigenes und zwei angenommene,
>
> *Nee, aus erster Ehe hat se zwei.*
>
> ja, und ihren Mann sitzen lassen, der, der schon, wo se geklagt hat und wo se verloren hat, die Kinder nich gekriegt;
>
> *Mhm, mhm.*
>
> und jetzt kommt die mit son Ding da un, un schreibt son Roman.
>
> *Mhm.* (4/506-519)

Das Thema »bi-kultureller« Beziehungen zwischen Mann und Frau wird von mir weitergeführt, indem ich nun den Bestseller von Betty Mahmoody anspreche. Damit bewege ich mich innerhalb des Einwanderungsdiskurses wieder der bereits zuvor angesprochenen Konstellation zu, nach der Schwierigkeiten zwischen Einwanderern und Eingeborenen zu erwarten sind, und lege eine erneute Ethnisierung von Sexismus nahe.

Obwohl ich nicht eigens nach seiner Meinung frage, sondern lediglich danach, ob er von der »Geschichte« (4/506) gehört habe, steigt Ewald sofort mit seiner Beurteilung des Buches und seiner Autorin ein. Es zeigt sich, daß Ewald die »Geschichte« nicht auf das Buch bezieht, sondern auf das Medienereignis, das die Veröffentlichung hervorgerufen hat. Ewald erinnert sich sofort an Diskussionen, die das Buch in der Bundesrepublik auslöste. Und diese Diskussionen sind bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben. In der öffentlichen Diskussion spielte dabei auch eine Rolle, inwiefern Betty Mahmoody mit ihrem Buch rassistischen bzw. ethnozentristischen Einstellungen Vorschub leiste.[64]

Er hält Betty Mahmoody für nicht »glaubwürdig« (4/510), weil sie bereits eine gescheiterte Ehe hinter sich habe. Sie habe ihren Mann »sitzen lassen«, und aufgrund richterlicher Entscheidung habe sie kein Sorgerecht für die Kinder aus dieser Ehe.

64 Vgl. hierzu auch das Interview mit Bozorg Mahmoody: »Wir haben gemeinsam geatmet!« in der Zeitschrift »Der Spiegel« 30/1991, S. 162-164. Auffallend ist, daß die von Ewald im Gespräch eingebrachten Argumente gegen Betty Mahmoody hier vorformuliert wurden.

Diese Einschätzung von Ewald ist insofern überraschend. Schließlich hatte er zuvor mehrfach deutlich gemacht, daß er davon ausgeht, daß moslemische Männern und Familien Frauen einengen. Mit dem Stichwort »Mahmoody« habe ich geradezu eine Einladung dazu ausgesprochen, daß er diese Auffassung nochmals untermauern kann. Statt dessen beurteilt er die Autorin negativ und wertet ihre Aussagen ab. Dies geschieht über die Einführung von Werturteilen, die aus sexistischen Frauendiskurs-Elementen entspringen: Eine Mutter verläßt ihre Kinder nicht, eine Frau verläßt ihren Mann nicht. Wenn bei einer Ehescheidung die Frau das Sorgerecht für die Kinder nicht zugesprochen bekommt, dann ist anzunehmen, daß sie eine Schuld am ehelichen Zerwürfnis trägt.

All diese Annahmen und Bewertungen sind aber deshalb sexistisch, weil sie im Umkehrschluß für Männer nicht gelten. Es sind für Ewald aber dies die entscheidenden Argumente, weshalb Betty Mahmoody in seinen Augen unglaubwürdig ist. Insofern wirken seine sexistischen Einstellungen als Bremse für eine positive Rezeption des rassistischen Inhalts von »Nicht ohne meine Tochter«.

> Die Frau is clever, die hat damit Geld verdient, dat is dat Einzige. Ob dat wahr is, er hat dat ja och dementiert, inwieweit das-
>
> *Im Spiegel war das.*
>
> ja, inwieweit das, eh * eh, zutrifft, kann man, wie gesagt, wenn man nich dabei ist, kann man dat sowieso schlecht, man muß et dem andern glauben, ja?
>
> *Mhm, mhm.*
>
> Aber, so ganz nimm ich dem das vielleicht auch nich ab, sicherlich hat die da en Schlüssel gehabt, daß sie in ihrer Wohnung rein- und rauskonnte,
>
> *Mhm.*
>
> aber irgendwie hat die sicherlich auch, allein schon aus, aus, aus, aus diesem, ehm, eh, sittlichen Gründen, die, die, die, die, die, eh, die Mentalität der Iraner – Iraner war's ja, ne?
>
> *Mhm.*
>
> Eh, da haben. Aber die Frau is nich echt für mich.
>
> *Mhm.*
>
> Und, und mehr oder weniger is et selbst schuld, wenn se, wenn se so behandelt wird.
>
> *Mhm, mhm * mhm.*
>
> Und in Amerika hat se ja wahrscheinli- hat se ja den, den Prozeß auch verloren.*

> *Hat die **einen Prozeß** ge-*
>
> **Und hat auch gesagt** , ihr Mann hätt sie geschlagen, das stimmt ja auch gar nich. Genauso wie der, wie der Iraner dat getan haben soll, ne? (4/520-545)

Ewald nennt weitere Gründe dafür, weshalb Betty Mahmoody für ihn nicht glaubwürdig sei: Es gehe ihr nur ums Geld, ihre ehemaligen Männer hätten öffentlich ihre Darstellung dementiert. Sie hat in Amerika bereits einen Prozeß verloren. Aus all diesen Gründen sei sie »mehr oder weniger ... selbst schuld, wenn se ... so behandelt wird.« (4/537)

Trotzdem gesteht er ihrer Geschichte eine gewisse Glaubwürdigkeit zu. Alles wiederum will er dem Herrn Mahmoody auch nicht glauben. Daran hindert ihn sein Wissen um die »Mentalität der Iraner« (4/533), die aus »sittlichen Gründen« anders lebten. Genaues vermag er dazu allerdings nicht zu sagen. Seine Ausführungen sind an dieser Stelle nicht nur ungenau, sondern auch durch ständige Wiederholungen, die einem Stottern gleichkommen, geprägt.

Letztlich ist sein Urteil über Betty Mahmoody von diesen Einschränkungen jedoch unbeeinflußt. Trotz seiner Vorbehalte gegenüber der »Mentalität der Iraner« ist ihr nicht zu glauben. Der Begriff der Mentalität, den Ewald hier wählt, verweist dabei auf eine rassistische Diskursstruktur. Er unterstellt eine weitgehend homogene Art und Weise des Denkens und Fühlens bei Iranern und trägt mit zur rassistischen Konstruktion bei.

Interessant ist, daß mein Einwurf, Herr Mahmoody sei in der Zeitschrift »Der Spiegel« zu Wort gekommen, Ewald veranlaßt, Zweifel an der Richtigkeit der Aussagen zu äußern. Diese Zweifel, mit denen er gleichzeitig auf eine Medienkritik anspielt, haben jedoch nur rhetorische Funktion. Wenn alles, was man nicht selbst erlebt hat, nicht geglaubt werden kann, dann gilt dies nicht nur für Spiegel-Artikel, sondern für eine Vielzahl, wenn nicht sogar die Mehrzahl von Informationen. Ein so allgemeiner Zweifel ist jedoch dann schon wieder keiner.

> *Ja, das hab ich gar nich so verfolgt. Ich hab dies Buch wohl gelesen,*
>
> Das war rührend.
>
> *im Sommer **ma'-***
>
> **Dat** war inner S-Bahn, überall hatten, war, war hatten die dat Buch:
>
> *Ja.*
>
> Oh, schaun se mal, wir habens auch hier!
>
> **Ja.**

Ich hab's auch **gelesen.**

***Hat** Ihre Frau das auch gelesen?*

Ja 'türlich, ich hab's auch gelesen.

Sagen Sie mir doch mal, was Ihre Frau dazu sagt, würd mich interessieren. Haben Sie da unterschiedliche Auffassungen?

* Dat könnte, eh, Ihnen meine Frau sagen, die is oben, aber, eh, * mhm, die war natürlich als Frau, wenn man sowas liest, guckt man da' vielleicht mit andern Augen an, ne? War sicher zu Tränen gerührt, et is ja auch, et is ja auch, eh, toll geschrieben und, eh, eh, eh, mitreißend, eh, eh, dargestellt, ne? Aber wenn man so die Hintergründe nachher denn mal hört;

Mhm.

Dichtung und Wahrheit liegen nah beieinander, ne? (4/546-565)

Ewalds detaillierte Kenntnisse über den Vorgang um Betty Mahmoody beeindrucken mich. Ich gebe zu, daß diese an mir vorbeigegangen seien und ich nur das Buch gelesen habe. Damit bringe ich wieder das Thema auf Erlebnisse von Betty Mahmoody und damit auf mögliche Konflikte in bi-kulturellen Beziehungen. Aber auch jetzt bezieht sich Ewald nicht auf den Inhalt des Buches, sondern nur auf seine öffentliche Wirkung: Viele hätten es gelesen.

Mit der Nachfrage, ob auch seine Frau das Buch gelesen habe und wie sie den Inhalt beurteile, stoße ich Ewald nochmals auf den Inhalt der Mahmoody-Geschichte. Zunächst will sich Ewald dazu nicht äußern. Er fordert mich auf, seiner Frau selbst die Frage zu stellen. Dann aber versetzt er sich in die Position seiner Frau und sagt mir, daß diese »natürlich« das Buch »mit andern Augen« sehe (4/559-560). Dies ist insofern erneut eine Anspielung auf den herrschenden Sexismus in der Bundesrepublik, als es eine besondere Beziehung zwischen Mutter und Kind unterstellt, die es zwischen Vater und Kind so nicht gebe. Ebenso kann es als Hinweis darauf verstanden werden, daß sich Frauen eher von einer tollen und mitreißend geschriebenen Geschichte zu Tränen rühren ließen als Männer. Ein Mann wie er falle darauf jedoch nicht rein; er schaue auch auf die Hintergründe und komme zu dem Ergebnis: »Dichtung und Wahrheit liegen nah beieinander.« (4/565)

Dieses Resümee überrascht. Schließlich hatte Ewald ja gerade behauptet, Betty Mahmoody sei nicht glaubwürdig. Von daher wäre erwartbar gewesen, hätte Ewald formuliert, daß ihre Dichtung und das, was sie erlebt habe, weit auseinander lägen. Trotzdem gibt seine Beurteilung einen Sinn, dann nämlich, wenn die »Glaubwürdigkeit« von Betty Mahmoody in anderer Hinsicht in Frage gestellt wird: Sie ist als *Opfer*

nicht glaubwürdig, weil sie selbst an diesen Erlebnissen eine gehörige Mitschuld trage.

Ewalds Eingebundenheit in den sexistisch strukturierten Frauendiskurs läßt ihn zu dieser Auffassung gelangen. Dieser Diskurs bewertet Frauen, die die Familie nicht in den Mittelpunkt ihres Lebens stellen und sich ihr nicht unterwerfen, tendenziell als negativ, zumindest aber als ruchbar. Im Resultat ist es genau der »antisexistische« Gesichtspunkt der Geschichte von Betty Mahmoody, den Ewald ablehnt. Die in der vorgängigen Passage beteuerte Ablehnung vom so wahrgenommenen Dominanzverhalten bei Männern, mit der er eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen vorgenommen hat, erlebt bei Ewald offenbar an diesen sexistischen Diskurselementen ihre Grenze.

3.4.2.5 Zusammenfassung

In der analysierten Gesprächspassage wird eine »statische« Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen insofern produziert, als (vorwiegend) moslemischen Personen aufgrund ihrer Kultur ein patriarchales Verhältnis unterstellt wird.

Diese Ethnisierung von Sexismus vollzieht sich durch eine Verkopplung eigener Erfahrungen, die Ewald in Tunesien machen konnte, mit Informationen aus dem Mediendiskurs. Dabei verhindert die vorgenommene Gleichsetzung von Türken und Tunesiern als Moslems, die eine andere Kultur haben, eine Differenzierung und trägt so ebenfalls zur Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen bei.

Gleiches gilt für die Konstruktion der Familie als Frauen und Mädchen unterdrückender Faktor. Auf diese Weise wird Sexismus zu einem allgemeinen, beklagenswerten kulturellen Phänomen, das allerdings keine handelnden Subjekte sichtbar macht. Obwohl diese Konstruktion ein Produkt der gemeinsamen Diskursarbeit ist, hat sie für Ewald den erfreulichen Effekt, daß er mit in solchem Zusammenhang lebenden Männern ohne weiteres freundschaftliche Beziehungen pflegen kann.

Dies sind jedoch nicht die alleinigen rassistischen Faktoren, die sich im Gespräch herstellen. Auch die im Diskurs häufig vorgetragene Auffassung, nach der rassistische Haltungen durch die von Diskriminierung betroffenen Personen verursacht werden, wird in der analysierten Gesprächspassage zwar nicht expliziert; sie geht jedoch mehrfach als konsensuale Unterstellung ins Gespräch ein: Bei der Behandlung der Kopftuch-Geschichte wird das Verhalten der Muslima als problematisch

thematisiert; ebenso wird türkischen Familien unterstellt, sie seien gegen Verbindungen ihrer Kinder mit Kindern aus deutschen Familien.

Auch die Wahrnehmung, nach der Türken auch nach Jahrzehnten ihrer Migration als »Fremde« gelten, reproduziert sich in unserem Gespräch. Nicht nur wird den Kindern türkischer Migranten eine Option unterstellt, in das Land ihrer Eltern »nach Hause« überzusiedeln. Darüber hinaus werden dann, wenn von bundesrepublikanischen Verhältnissen die Rede ist, türkische MitbewohnerInnen nicht mitgedacht und dadurch als »Fremdkörper« markiert. Die Selbstverständlichkeit, mit der dies jeweils verstanden wird, ist dabei das eigentliche Problem, denn es verweist darauf, daß die Ausschließungen vielfach unbewußt vorgenommen werden.

Eine weitere Komponente, die im Einwanderungsdiskurs eine stabilisierende Rolle spielt und die im Gespräch reproduziert wird, ist die Auffassung, daß es zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen deshalb zu Konflikten kommt. Dies ist zwar einerseits nicht verwunderlich, da das Gespräch, insofern es um die Wahrnehmung von Beziehungen zwischen Männern und Frauen unterschiedlicher Kulturen geht, von vornherein die Möglichkeit dieser Sicht bereithält, ja bereithalten muß. Andererseits wird die als Relativierungsstrategie eingebrachte »Unverträglichkeitstheorie« als nicht strittig angesehen; dadurch wird die Unterstellung von besonderen Schwierigkeiten nochmals untermauert.

Die Fülle der rassistischen Unterstellungen und Konstruktionen, von denen gerade die Rede war und die in einem einzelnen Gespräch unmöglich alle zurückgewiesen bzw. expliziert werden können, weist darauf hin, wie dicht der Einwanderungsdiskurs mit solchen Positionen bestickt ist.

Die analysierte Gesprächspassage zeigt aber auch, daß das Aufbrechen solcher rassistischer Präsuppositionen widersprüchliche Effekte zeitigen kann. So wird die Anpassungsforderung, die ins Gespräch eingebracht wird, dadurch in Frage gestellt, daß zunächst die deutsche Bevölkerung als homogen konstruiert wird, um auf diese Weise EinwanderInnen als Personen darzustellen, die ein Recht auf eine – gleichfalls als homogen unterstellte – eigene Kultur haben. Eine ethnozentristische Sichtweise wird also mit einer rassistischen Konstruktion aufzubrechen versucht.

Im Gespräch macht sich aber auch ein antirassistisches Moment des Einwanderungsdiskurses geltend.

Ewald will das Kopftuch als Symbol islamischer Kultur und Frauenunterdrückung nicht im Zusammenhang mit Einwanderung plazieren. Vielmehr thematisiert er in Verbindung damit negativen Erinnerungen an seine Jugend. Er bringt zwar das Kopftuch auch mit Religion in Verbindung, wehrt sich aber dagegen, dies als ein Problem von Einwanderung zu gewichten. Auf diese Weise gelingt es ihm, seine negativen Bewertungen in einen anderen Kontext zu stellen, der nicht unter dem Verdacht steht, ausländerfeindlich oder gar rassistisch zu sein. Wenn Ewald verlangt, daß moslemische Frauen unverschleiert in der Öffentlichkeit auftreten sollen, so will er dafür in erster Linie seine negative Erinnerungen und erst in zweiter Linie seine Anpassungsforderung an EinwanderInnen verantwortlich machen. Hier macht sich ein antirassistisches Moment des Einwanderungsdiskurses geltend. Eine Ablehnung von Kopftüchern wird als rassistisch oder zumindest als einem Rassismus verdächtig nahestehend angesehen.

Hinzu kommt, daß Ewald in diesem Zusammenhang mit (latent) nationalistischen Argumenten zu verhüllen sucht, daß er in den rassistisch strukturierten Diskurs eingebunden ist.

Ewald nimmt aber nicht nur eine Ethnisierung von Sexismus vor, er ist selbst in sexistische Haltungen verstrickt. Er nimmt dies jedoch nicht als Widerspruch auf, weil er seine Position als rational und säkularisiert begreift. Dabei ist von Bedeutung, daß die sexistischen Ausführungen und Unterstellungen im Gespräch nicht zurückgewiesen oder als strittig diskutiert werden. Sie können damit als Diskursmoment weiterwirken.

Die Behandlung des Falles Betty Mahmoody zeigt, daß diese sexistische Verwicklung gleichzeitig auch die Grenze markiert, bis zu der Ewald eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen vornimmt. Seine Ablehnung des (konstruierten) Dominanzverhaltens moslemischer Männer kann deshalb auch nur als eine Argumentationsstrategie verstanden werden, die *ein* Ausdruck des rassistisch strukturierten Diskurses ist.

3.4.3 »Wir sind doch nich im Mittelalter!«

Linguistische Feinanalyse einer Passage eines Interviews mit Hanna, einer 55jährigen Hausfrau

Das Interview mit Hanna fand Ende 1991 in ihrem Hause statt. Sie lebte in einer bevorzugten Wohnlage von Duisburg. Hanna war eine sehr lebhafte und temperamentvolle Frau. Das Thema interessierte sie sehr,

und sie beteiligte sich sehr engagiert an dem Gespräch. Ihr Engagement war so stark, daß ich auf meine vorbereiteten Interviewfragen weitgehend verzichtete und das Interview sehr stark den Charakter eines Streitgesprächs annahm.[65]

Der hier zu analysierenden Passage gingen bereits einige Aussagen zu Einwanderung und Flucht voraus. Dabei stach Hannas rigorose Forderung hervor, nach der sich sowohl Flüchtlinge wie auch Einwanderer an hiesige Verhältnisse anzupassen hätten. Im weiteren Verlauf betont sie mehrfach, diese Bereitschaft vor allem bei türkischen Frauen zu vermissen:

»...zum Beispiel die, die Türken hier, auch die Frauen, und die ganz besonders, ... die haben ja gar kein Interesse daran Deutsch zu lernen oder sich mal mit der deutschen Kultur auseinanderzusetzen oder mit der deutschen Sprache. Und das find ich so schlecht.« (7/132-137)

Hanna befürchtet, daß Deutschland von fremden, vor allem orientalischen Kulturen bedrängt werde. Und auch in dieser Frage spielt das weibliche Geschlecht aus ihrer Sicht eine herausragende Rolle: So antwortet sie auf die Frage nach Anhaltspunkten für diese Befürchtung:

»...wenn die Kinder mit Kopftüchern in die Schule gehen. ... Die Türkenmädchen zum Beispiel, und, und sie wollen kein, sie sollen kein Deu- möglichst kein Deutsch lernen oder sollen türkisch weiter ... und sollen auch nich in die christliche, sollen auch nich in die Reli'ionsstunde, sondern machen ihres weiter. Das gibt, das ist fremd, und vor fremden Dingen haben die Menschen Angst. ... sie sind ihnen in- da sie so dunkel sind, fremd, sie sind ihnen fremd, weil sie dieses Türkisch sprechen, sie sind ihnen fremd, weil die Mütter immer de Kopftücher umhaben. Das ist eine fremde Welt ... und alles, was einem fremd ist, macht einem auch unter Umständen Angst.« (7/270-287)

Hannas Befürchtungen gehen dabei so weit, daß sie im Zusammenleben unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen einen »Zündstoff« (7/178) entdeckt, der nur durch eine strikte Anpassung der EinwanderInnen und den Verzicht auf ihre Einwanderungskultur unschädlich gemacht werden könne. Ein wichtiges Mittel dieser geforderten Assimilation ist für sie, daß Ausländer nach einer bestimmten Zeit dazu gezwungen werden sollten, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen:

»Wenn man in einem Ausland arbeitet und möchte da auch bleiben, find ich

65 Zum gesamten Interview verweise ich auf seine analytische Zusammenfassung im Abschnitt 3.2.7. Das gesamte Interview ist im Materialband zu dieser Arbeit nachzulesen. Gegenstand dieser Feinanalyse sind folgende Passagen: Zeile 370-526, Zeile 607-626, Zeile 1237-1263 und Zeile 1556-1566.

das richtig, wenn man dann sagt, laß sie Deutsch lernen und laß sie Deutsche werden, ... dann können sie auch wählen, also deutsche Staatsangehörigkeit, dann is ein ganzer großer Prozent Sch-Zündstoff weg. ... Aber wenn die sich weigern, nach soundsoviel Jahren Deutsche zu werden, ... dann find ich, sollte man sagen: Also Ihr müßt Euch entscheiden, entweder Ihr werdet Deutsche und bleibt hier, oder Ihr geht wieder zurück in Euer Land und bleibt Türken.« (7/164-176)

3.4.3.1 *Mit ethnozentristischen Argumenten gegen eine Ethnisierung von Sexismus*

Unmittelbar nachdem Hanna ihre Anpassungsforderung erneut vehement vertreten hat, stelle ich die Frage:

Sie kennen, kennen Sie dieses Buch von der Betty Mahmoody?

Ja * ja, ja sicher. Ohne, Nicht ohne meine Tochter.

Genau, ja.

Ja , das kenn ich.

Ehm, ich meine, ich sa- halt, halt jetzt mal son bißchen dagegen.

Ja? (7/370-375)

Die Art der Fragestellung macht deutlich, daß ich damit rechne, daß Hanna dieses Buch kennt. Ich beginne zunächst mit einem (fragenden) Aussagesatz, der zu Ende formuliert wie folgt hätte lauten können: Sie kennen das Buch von Betty Mahmoody? Nach zwei Wörtern korrigiere ich mich. Die Unterstellung, daß Hanna das Buch kennt, scheint mir offenbar zu gewagt, so daß ich zu der »normalen« Frageform übergehe.

Die Antwort Hannas läßt meinen Zweifel nachträglich als unbegründet erscheinen. Sie beteuert, daß sie »sicher« dieses Buch kenne und demonstriert dies damit, daß sie den Titel nennt. Die von mir zunächst an-, dann aber zurückgenommene Unterstellung einer Verbreitung dieses Buches und seines Inhalts im Alltagsdiskurs der Bundesrepublik bestätigt sich an dieser Stelle und wird durch gegenseitiges Beteuern, daß dies der Fall ist, hervorgehoben. Der Inhalt des Buches kann somit im weiteren Gespräch als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Ankündigung, daß ich eine andere Auffassung hinsichtlich der Anpassungsforderung vertrete, erfolgt allerdings sehr defensiv, was für den weiteren Gesprächsablauf nicht unerheblich ist. Nach zweimaligem Ansatz wähle ich eine Formulierung, die es offen läßt, ob ich tatsächlich mit Hannas Position nicht einverstanden bin. Die Äußerung »ich ... halt jetzt mal son bißchen dagegen« kann so verstanden werden, daß ich im

folgenden die Rolle eines Advocatus Diaboli einnehmen werde bzw., daß wir im folgenden ein Argumentations»spiel« inszenieren.

Diese defensive Formulierung ergibt sich allerdings nicht nur aus dem bisherigen inhaltlichen Gesprächsverlauf, in dem ich bereits mehrfach Hanna auf Widersprüche und aus meiner Sicht unzulässige Verallgemeinerungen aufmerksam machte. Sie ergibt sich auch aus der Gesprächssituation. Eine direkte Entgegnung, etwa in Form von: »Das sehe ich aber anders,« oder »Ich bin hier ganz anderer Meinung,« hätte als unhöflich angesehen werden können. Die Folge dieser Konfliktvermeidung ist allerdings, daß Hanna die kommende Auseinandersetzung als nicht wirklich ernsthaft ansehen kann. Damit ist jedoch zugunsten einer Konfliktvermeidung die Klarheit im Gespräch verbaut.

Erstaunt nimmt Hanna die Ankündigung von Widerspruch mit einem »Ja?« auf. Offensichtlich hat sie nach der vorgängigen Verständigung auf gemeinsames Wissen damit nicht gerechnet, sie ist verblüfft. Diese Lesart bietet sich auch deshalb an, da sie zwar zuvor meine Frage sofort bejaht, dann allerdings eine der wenigen Pausen einlegt, die überhaupt im Gespräch entstehen. Das verweist darauf, daß sie mit der Frage zu diesem Zeitpunkt, an dieser Gesprächsstelle, nichts anfangen kann. Sie sieht keine Verbindung zu dem, was vorher Thema war. Möglicherweise verortet Hanna das Buch von Betty Mahmoody als ein Frauenthema und kann im Zusammenhang mit Einwanderungsfragen damit nichts anfangen. Und in der Tat habe ich mit der Fragestellung auf diesen Bereich angespielt. Ich muß also, um diese Verständnisschwierigkeit auszuräumen, erläutern, was das Buch mit dem vorherigen Gesprächsstrang »Ausländer müssen sich im fremden Land anpassen« zu tun hat.

> *Die war ja auch in einem fremden Land und war nich bereit, sich anzupassen.*
>
> Is richtig. Und die konnte sich nich anpassen. Denn: die Unterschiede zwischen diesen Ländern sind so groß.
>
> *Mhm.* (7/376-379)

Es folgt ein Vergleich zwischen der Situation von Betty Mahmoody im Iran und der Situation ausländischer MitbürgerInnen in der Bundesrepublik. Da ich vorher angekündigt habe, daß ich in diesem Punkt anderer Ansicht bin als Hanna, muß diese davon ausgehen, daß ich ihre vorherige Behauptung, Ausländer würden sich in der Regel in Deutschland nicht anpassen, stillschweigend akzeptiert habe. Das Gespräch zwischen uns dreht sich allein darum, ob es richtig sei, eine solche Forderung an Einwanderer heranzutragen, wobei eine Homogenität von »den« Ausländern und »den« Deutschen weiterhin unterstellt wird.

Hanna geht direkt auf meine Entgegnung ein. Sie bestätigt, daß sich Betty Mahmoody nicht angepaßt habe: »Is richtig.« Doch das kann sie erklären: Betty Mahmoody konnte sich nicht anpassen, weil die Unterschiede »zwischen diesen Ländern« zu groß seien. Sie schließt damit an ihre Erklärung aus dem vorhergehenden Gesprächsabschnitt an, in dem sie das Verhältnis von »Orient und Okzident« als generell sehr problematisch und als miteinander unvereinbar schilderte. Hanna verfolgt also weiterhin den Gesprächsfaden, nach dem zwischen diesen unterschiedlichen Kulturen eine unüberwindbare Kluft bestehe. Sie beläßt unser Gespräch im Bereich des Einwanderungsdiskurses und nimmt die Frauenproblematik, die ich mit dem Stichwort Betty Mahmoody angespielt habe, (noch) nicht auf. Des weiteren stellt sie keine Verschränkung zwischen den beiden Diskurssträngen in der Weise her, daß sie eine Ethnisierung von Sexismus vornimmt.

Interessant ist dabei, daß Hanna die Unterschiede zwischen den Ländern und nicht – wie es zu erwarten gewesen wäre – zwischen den Menschen oder zwischen den Kulturen verortet. Dies weist darauf hin, daß sie Kulturen stark mit geographischen und/oder politischen Formationen in Verbindung bringt. So auf ein Territorium fixiert, werden Kulturen als statisch und unverrückbar imaginiert.

Unmittelbar darauf nimmt auch sie dann das Thema Mann/Frau, das ich implizit ins Gespräch gebracht habe, auf. Ihr nun folgendes Beispiel kann zumindest so interpretiert werden, auch wenn dies nicht zwingend ist.

> Das kann man gar nich. Wir haben ja hier einen sehr netten Perser, das is ja dieser Zahnarzt, der diesen süßen Hund,
>
> *Ach der-*
>
> diesen süßen Hund, den Felix, **den Felix hat.**
>
> ***Den Felix,** ach das ist en Perser?*
>
> Das ist en **Perser.**
>
> ***Ach so** . Mhm.*
>
> Und das ist ja ein fabelhafter Mann.
>
> *Mhm.*
>
> Aber s- schauen sich mal den an: Der hat sich völlig integriert.
>
> *Mhm.*
>
> Der spricht ein v- völlig **fließendes Deutsch** .
>
> ***Man merkt schon** noch en Akzent, aber-*

Aber **en ganz leichten**

ich wußte nich, welche, welche Nationalität. Nee.

Akzent, das kann ja eben,das kann sonst en Ausländer sein, aber daß der, das lernen sie, das ist nich der Fall. Und der hat eben, der hat eben hier auch seine, seine Frau geheiratet, der is hier in Deutschland geblieben. Die Kinder, die sind, eh, süß, hat en Mädchen und en Jungen

Mhm.

und, eh, die sind hier auf deutsche Schulen. Der Junge, der studiert auch Zahnmedizin, das sind aber in meinen Augen Ausnahmen. Das können Sie nich verallgemeinern. (7/381-404)

Nach der vorherigen Erklärung wäre erwartbar gewesen, daß Hanna ihre Auffassung entweder mit ihrem Wissen aus den von ihr so angenommenen unterschiedlichen Kulturen / Religionen / Ländern untermauert. Denkbar wäre auch, daß sie aus ihrem eigenen Bekanntenkreis bzw. ihrem sozialen Umfeld Beispiele anführt, die diese grundsätzliche Unterschiedlichkeit hervorheben und bekräftigen. Das tut sie aber nicht.

Zunächst bekräftigt sie noch einmal die Unmöglichkeit des von mir herangezogenen Vergleichs. »Das kann man gar nich.« Ohne den Stellenwert des nun folgenden Beispiels als Ausnahme zu charakterisieren, erzählt sie die Geschichte eines Mannes, den wir beide kennen und der sich so integriert habe, daß man ihn noch nicht einmal an seinem ausländischen Akzent erkennen könne. Erst nachdem sie diese Integrationsleistung beschrieben hat, räumt sie ein, den Widerspruch zu ihren vorangegangenen Äußerungen offenbar erkennend, daß dieser Mann allerdings eine Ausnahme sei.[66]

Auffällig ist ihre Kennzeichnung des Mannes als »Perser«. Erwartbar und darüber hinaus auch korrekt wäre es gewesen, wenn sie diesen Mann als »Iraner« bezeichnet hätte. Die Wortwahl »Perser« verdeutlicht, daß es Hanna hier nicht um Staatsangehörigkeiten geht, sondern um die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgruppe, die im Iran lebt. Diese Bezeichnung stört allerdings unseren Verständigungsprozeß nicht, meine Nachfrage bezieht sich nicht darauf, daß ich diese Volksgruppe nicht kenne, sondern allein darauf, daß ich das Herkunftsland dieses Mannes

66 Der Hinweis auf Ausnahmen ist von Hanna vorher auch schon mehrfach bemüht worden, mit dem sie Einwände meinerseits ins Gespräch zu integrieren versuchte. So sind christliche Türken für sie Ausnahmen von der Regel, daß Türken Moslems sind. Auch die rassistischen Übergriffe auf Flüchtlinge und Einwanderer sind von deutschen »Ausnahmen« begangen worden.

bislang nicht kannte.[67]

Die Darstellung des Persers als Ausnahme veranlaßt Hanna offenbar, nun ein Gegenbeispiel zu erzählen. Dabei nimmt sie das mehrfach angespielte Thema aus dem Frauendiskurs nun explizit auf:

Natürlich, ich hatte in der Schule en Drama: ein Mädchen, die war vierzehn, war aber in ihrem Alter weit voraus. Die hatte einen persischen Freund, und wir haben vor diesem persischen Freund alle gekniet, wir haben den angehimmelt. Der hat dieses Mädchen auch geheiratet, die haben auch zusammen Kinder bekommen. Aber das Elend wurde perfekt, die hat sich nämlich das Leben genommen.

Ja?

Wir wissen alle nich wieso. Jedenfalls hat sie sich das Leben genommen. Es muß also irgendwie auch wieder zwischen diesen * verschiedenen Kulturen, ich weiß nich, was er von ihr verlangt hat, ob er dat die Kinder persisch, ob sie die Kinder persisch erziehen sollte, oder was weiß ich auch immer. Es hat also ein Drama gegeben.

Mhm.

Und die- das Mädchen hat sich dann im, die war aber dann vielleicht 35 oder 30, da hat die sich dann umgebracht, ne? (7/404-419)

Die Tatsache, daß Hannas Bekannte einen iranischen Ehemann hatte, evoziert bei ihr bestimmte Erklärungsmuster: Es handelt sich um einen attraktiven Mann, der von Frauen »angehimmelt« wird. Der Ausdruck »anhimmeln« stellt den iranischen Mann in die Nähe eines Idols mit gottähnlichen Zügen. Es ist eher unwahrscheinlich, daß Hanna, hätte ihre Schulkollegin damals einen niederländischen oder gar deutschen Freund gehabt, die Begeisterung der Schulfreundinnen auf diese Weise geschildert hätte. Die Betonung dieser Zuneigungen erklärt sich aus dem heute und damals herrschenden Diskurs, der schwarzen und/oder orientalischen Männern eine besondere Attraktivität und Potenz zuschreibt.

Ein weiteres Erklärungsmuster wird durch diese Geschichte ebenfalls abgerufen. Es bezieht sich auf die Gründe dafür, daß derlei Beziehungen scheitern: Es muß dann an den unterschiedlichen Kulturen gelegen haben.

Schließlich hat Hanna vorher noch die positive, glückliche Beziehung

67 Die witzige Seite des zitierten Wortwechsels ist für die Weiterentwicklung des Gesprächs unwichtig. Bei dem gegenseitigen Ins-Wort-Fallen entsteht nämlich für einen Moment der Eindruck, als sei auch der Hund des Mannes ein Perser.

vom Zahnarzt und seiner Familie erzählt. Das »auch wieder« verweist deshalb auf ein Argument innerhalb des Einwanderungsdiskurses, nach dem es zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen häufig deshalb zu Konflikten kommt, weil sie unterschiedlicher kultureller Herkunft sind.

Nachdem nun also zwei Beispiele im Raum stehen, von dem eines typisch sein soll, das andere nur die Schilderung einer Ausnahme, gerät Hanna in Erklärungsnöte, die sie wie folgt zu lösen sucht:

> Und, eh * eh, ich weiß nich, ich sag Ihnen ja, ehm, es gibt Ausnahmen. Und diese Mahmoody da, die hat ja bißchen, eh, übertrieben, ne? Die hat sich nich anpassen können, weil da diese Kultur eben so entsetzlich fremd ist, das könnten Sie auch nich. Ich könnt das auch nich. Ich könnt in som Land nie leben. (7/419-424)

Nach einer Pause, die darauf hinweist, daß Hanna ihre Gedanken ordnet, betont sie erneut, daß es auch Ausnahmen gebe.

Mit diesem Hinweis nimmt sie einmal Bezug auf die Gegenposition, die ich hier möglicherweise einnehme. Zum anderen erklärt sich dieser nochmalige Hinweis aber auch damit, daß sie das drastische Beispiel ihrer Schulkollegin so auch nicht stehen lassen will. Eine Verallgemeinerung dieses Falles würde ja bedeuten, daß Verbindungen zwischen Eingeborenen und Einwanderern so gefährlich sind, daß sie auch tödlich enden können. Auch der Inhalt des Buches von Betty Mahmoody, die schildert, daß und wie sie aus dem Iran unter gefährlichen Umständen geflüchtet sei, wird abgewertet bzw. relativiert, indem Hanna die Schilderung als »übertrieben« charakterisiert. Doch auch eine »übertriebene« Schilderung ist immer noch eine, an der einiges oder vieles richtig ist. Mit einer solchen Einordnung hält sich Hanna mir gegenüber also weiterhin gesprächsbereit.

Trotzdem wiederholt sie ihre Eingangsbehauptung, Betty Mahmoody könne sich einfach nicht anpassen, weil die Kultur »eben so entsetzlich fremd ist«. Auch jetzt fällt es ihr (noch) nicht ein, dies daran festzumachen, daß Betty Mahmoody eine Frau ist und daß sie vor allem als Frau diese Probleme im Iran hatte. Dies verweist darauf, daß Hannas Bereitschaft, eine Ethnisierung sexistischer Verhaltens- und Handlungsweisen vorzunehmen, nicht sehr stark ausgebildet ist. Betty Mahmoody ist für sie in erster Linie Angehörige einer anderen, moderneren Kultur.

Und dies, obwohl Hannas Argumentation zu diesem Zeitpunkt in eine Sackgasse geraten ist, aus der sie sich auf diese Weise befreien könnte:

Ihre Behauptung, die Unterschiede zwischen den Kulturen im Iran und in Deutschland seien so groß, daß eine Anpassung an andere Verhältnisse nicht möglich sei, hat sie mit zwei Beispielen zu belegen versucht. Eines dieser Beispiele sprach dafür, eines sprach dagegen. Mein »Angebot«, dafür den Sexismus im Islam verantwortlich zu machen, das ich ihr mit meiner Thematisierung des Buches von Betty Mahmoody gemacht habe, schlägt sie jedoch aus.

Dafür schlägt sie nun eine andere Gesprächsstrategie ein: Sie bezieht sich und mich persönlich in die Situation ein, indem sie unterstellt, daß wir beide nicht im Iran leben könnten. Unter keinen Umständen. Sie überläßt es dabei meiner Interpretation, ob sie und ich deshalb im Iran nicht leben können, weil wir Frauen oder weil wir Angehörige der christlichen Kultur sind.

> *Ja, deswegen frag ich ja gerade: umgekehrt*
>
> Mhm.
>
> *solln die sich hier anpassen, das müßte doch für sie genauso schwer sein. Für die* ***Ausländer, mein ich jetzt.***
>
> **Das ist richtig** . Das ist richtig. Aber es ist so: die Frau ist ja freiwillig da rübergegangen.
>
> *Mhm.* (7/425-431)

Der Integrationsversuch von Hanna gelingt. Wenn ich den Gesichtspunkt hätte verfolgen wollen, inwiefern Betty Mahmoody möglicherweise deshalb Anpassungsschwierigkeiten im Iran hatte, weil sie eine Frau ist, hätte ich anders reagieren müssen. Dazu wäre es notwendig gewesen, Widerspruch anzumelden: Das will ich so nicht sagen! Oder schärfer: Das ist hier ja nicht das Problem! Oder aber auch: Das stimmt nicht, ich glaube schon, daß ich im Iran leben könnte und mich dort wohlfühlen würde.- So oder ähnlich hätte die Antwort ausfallen müssen.

All dies geschieht nicht. Statt dessen mache ich das Zugeständnis, daß auch ich im Iran nicht leben könnte und koppele daran, sozusagen als Gegenleistung, die Erwartung, daß Hanna sich zu der Frage äußert, ob die Forderung nach Anpassung, die sie an in Deutschland lebende Einwanderer stellt, zumutbar und berechtigt sei.

Dabei macht auch Hanna ein Zugeständnis an die bei mir vermutete, weil ja nicht ausgesprochene Haltung, daß bei Betty Mahmoody ein Frauenrecht dieser Anpassung entgegengestanden habe. Sie bemerkt, Betty Mahmoody sei ja als Frau in den Iran gegangen. Denkbar wäre auch gewesen, sie hätte mit Blick auf den Titel des Buches ihre Rolle als

Mutter erwähnt.

Dennoch ist mein Versuch vorerst gescheitert, Hannas ethnozentristische Sichtweise dadurch in Frage zu stellen, daß ich als Beispiel für ernstzunehmende Schwierigkeiten, die eine Anpassung verhindern können, den Fall Betty Mahmoody zitiere. Interessant und bedeutsam daran ist aber, daß Hanna diese Irritation nicht mit einer im Diskurs vorhandenen und im Gespräch mehrfach angespielten Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen zurückgewiesen hat.

> Und die Menschen, die wolln ja hier arbeiten, deshalb sag ich ja: wenn, wenn sie, wenn die hierher kommen, dann müssen sie bereit sein, die Frau war nich bereit, die hatte das auch irgendwo nich nötig, die mußte sich ja nich, aber wenn man hierher kommt in ein Land, dann weiß man doch von vornerein, wenn ich da jetzt arbeite, daß i' nur andere, daß ich mich da anpassen muß,
>
> *Mhm.*
>
> um, um irgendwie, also zumindest – gut, die können ja zu Hause ihre Kultur, aber zumindest äußerlich sich versuchen anzupassen an die, an die, an das Gastland. Ich meine, die Frau konnte das nich, wollte das nich. Daß denen das schwerfällt, das ist gar keine Frage. (7/432-442)

Fast schon gebetsmühlenartig wiederholt Hanna ihre Auffassung, daß diejenigen, die in einem anderen Land arbeiten wollen bzw. müssen, sich den dortigen kulturellen Verhältnissen anpassen müssen – und sei es auch nur äußerlich. An dieser Stelle zeigt sich übrigens, daß das zentrale Anliegen ihrer vorgängigen Bemerkung, Betty Mahmoody sei als Frau freiwillig in den Iran gegangen, in der Betonung der Freiwilligkeit lag. Immerhin aber konzediert Hanna, daß Einwanderer auch Probleme mit der Anpassung haben.

Hanna formuliert hier einerseits erneut ihre strikte Anpassungsforderung und äußert andererseits Verständnis für Betty Mahmoody, die dieser nicht nachgekommen ist. Wie geht das zusammen? Dies gelingt Hanna dadurch, daß sie den Fall von Betty Mahmoody als Sonderfall stilisiert. Betty Mahmoody konnte, wollte und brauchte sich nicht anzupassen: sie »hatte das auch irgendwo nich nötig« (7/434). Letztere Formulierung ist wichtig: Sie spielt an auf den sozialen Statusunterschied zwischen einem Großteil hier lebender Türken und Betty Mahmoody. Betty Mahmoody ist eine reiche Amerikanerin, die zu nichts gezwungen werden kann. Einwandernde Türken sind in der Regel arme Menschen, die sich unterzuordnen haben.[68]

68 Diese Sichtweise wird in einer späteren Gesprächspassage, in der Hanna sich über einen hier lebenden Türken äußert, noch deutlicher.

Gleichzeitig spielt diese Äußerung darauf an, daß es zwischen den verschiedenen Kulturen dieser Welt hierarchische Strukturen gibt. Diejenigen, die der höherstehenden Kultur angehören, brauchen sich nicht einer niedrigeren Kultur anzupassen.

Hanna hält aber insgesamt das von mir eingebrachte Beispiel der Betty Mahmoody weiterhin im Gespräch, woran ich nun auch erneut anknüpfe:

> *Also wenn Sie sich mal in die*
>
> Das stimmt.
>
> *Situation von der Betty Mahmoody reinversetzen würden, Sie wären in der Situation gewesen, was glauben Sie denn, was für Sie die Schwierigkeit wäre, sich da anzupassen? Was wür- wür-, wo hätten Sie die meisten Widerstände. Also da- das muß ja dann en Widerstand sein, ne?*
>
> Ja sicher.
>
> *Und an welchen Stellen würden Sie sagen: Nee! (lacht)* (7/443-451)

Die soeben von Hanna vorgetragene Aufforderung, sich in Betty Mahmoodys Situation zu versetzen, wird nun meinerseits wiederholt und mit der Frage danach präzisiert, welche Hindernisse einer Anpassung entgegenstehen würden.

Mit dieser Frage bringe ich Hanna allerdings in eine argumentative Zwickmühle, worauf mein Lachen auch verweist, mit dem ich diese zu überdecken versuche.

Einerseits wird Hanna durch die Fragestellung veranlaßt, die Probleme, die sie hinsichtlich der Anpassung von Ausländern bei ihnen konstatiert, auf sich selbst zu beziehen. Gleichzeitig ließen sich auf diese Weise die kulturellen Unterschiede, von denen sie zuvor mehrfach sprach, genauer charakterisieren.

Andererseits legt die Fragestellung die Antwort nahe, daß in diesem Fall elementare Frauenrechte einer Anpassung entgegenstünden. Dies erklärt sich nicht nur durch den bisherigen Gesprächsverlauf, in dem dies bereits mehrfach anklang. Es erklärt sich auch aus der öffentlichen Diskussion, die das Buch und der Film von Betty Mahmoody ausgelöst haben, in der dieser Gesichtspunkt im Mittelpunkt stand.

Die argumentative Zwickmühle für Hanna besteht nun darin, daß sie eigentlich nur die Wahl hat, sexistisch oder rassistisch bzw. ethnozentri-

stisch zu argumentieren. Entweder sie ignoriert die Frauenfrage, die mit dem Fall Betty Mahmoody verbunden ist, dann muß sie sich dem Vorwurf ausgesetzt sehen, sexistische Strukturen zu unterstützen. Bringt sie dagegen die Frauenfrage ins Spiel, so ist vor dem Hintergrund ihrer Ausführungen über die unüberwindbaren Unterschiede zwischen den Kulturen des »Orient und Okzident« eine rassistische Verallgemeinerung nahezu zwangsläufig.

Dabei ist jedoch auch zu berücksichtigen, daß Hanna diese Zwickmühle mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht als solche empfindet. Sie ist von der Richtigkeit ihrer Sicht so überzeugt, daß sie sich überhaupt keinem Rassismus-Vorwurf ausgesetzt sieht.

Vielleicht antwortet Hanna auch deshalb auf meine Frage:

> Ja, vor allen Dingen, die Behandlung durch den Mann.
>
> *Ah ja.*
>
> Ne? Diese Machos. Das ist ja schon das. Das können wir ja gar nich mehr-,
>
> *Mhm.*
>
> sowas sind wir ja gar nich mehr gewöhnt.
>
> *Mhm.*
>
> Wir sind ja völlig, gucken se mal, die konnte nich allein irgendwo hingehen.
>
> *Mhm.*
>
> Die wurde von der ganzen Sippe, wurde die
>
> *Ja.*
>
> umstellt, die konnte, nich? Die war ja 'ne völlig emanzipierte Frau.
>
> *Mhm.*
>
> Und ich meine, in einem Land, wo einem dann der Paß abgenommen wird, so was ist ja hier gar nich, das können Sie ja gar nich vergleichen.
>
> *Mhm.* (7/454-467)

Hanna löst diesen Konflikt auf ihre Weise. Sie könne das dominante Verhalten des Mannes nicht ertragen. Mit der Einschränkung, sie lehne »vor allen Dingen« die Behandlung durch den Mann ab, gibt sie aber sofort zu erkennen, daß es noch weitere Punkte gibt, die ihr Schwierigkeiten bereiten könnten. So kritisiert sie auch, daß Betty Mahmoody der Paß abgenommen wurde. Auch diese Vorstellung ist für Hanna unerträglich.

Aus diesem Grunde ist ihre Identifikation mit Betty Mahmoody als Frau auch nicht sehr tiefgehend. Schnell verläßt Hanna ihren konkreten Fall

und nimmt eine Verallgemeinerung vor, mit der sie Sexismus ethnisiert: Iranische (oder persische) Männer seien insgesamt »Machos«. Mit Macho wird in der Umgangssprache ein sich übertrieben männlich gebender Mann bezeichnet. Damit signalisiert Hanna, daß ihr die Kritik von Teilen der Frauenbewegung an Männern nicht unbekannt ist.

Interessant ist mein Einwurf: »ah ja.« (7/453). Er kann durchaus als Ausdruck meiner Erwartung und Bestätigung verstanden werden, daß Hanna nun das formuliert, was ich durch das Beispiel der Mahmoody mehrfach angespielt habe.

Eine zweite Verallgemeinerung nimmt Hanna dann vor, wenn sie davon spricht, daß »wir« »sowas ... ja nich mehr gewöhnt« seien. Das Pronomen »wir« kann so verstanden werden, daß es sich nicht nur auf uns beide bezieht, sondern darüber hinaus auf weiße, christlich sozialisierte Frauen in der BRD. Es kann sogar auch weiße, christlich sozialisierte Männer einschließen.

Das zweimal eingesetzte Adverb »mehr« macht darüber hinaus deutlich, daß Hanna davon ausgeht, dies sei in unserer Kultur nicht immer so gewesen und daß sich Kulturen verändern können: In der Vergangenheit waren Frauen innerhalb der christlichen Kultur nicht emanzipiert, heute sind sie es. In der moslemischen oder spezieller persischen Kultur seien Frauen heute nicht emanzipiert. Offen bleibt, ob sie es *noch* nicht sind.

Die Bezeichnung der Mahmoody-Familie als »Sippe« ist nicht nur eine scherzhafte Abwertung von Angehörigen der islamischen Kultur, sie stellt diese auch in den Zusammenhang von Völkern, die auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe leben. Die iranische Familie zäunt die Frau sozusagen ein, so daß diese in ihrer Bewegungsfreiheit eingeengt ist. Doch der Hinweis auf die Familie ist noch in einem anderen Punkt von Bedeutung. Hanna thematisiert auf diese Weise einen Gesichtspunkt innerhalb des Einwanderungsdiskurses: Die Familie ist danach der Ort, an dem Traditionen gepflegt werden, die auch mit Zwang gegen Familienangehörige durchgesetzt werden. Wenn Hanna hier die Familie als agierendes Kollektiv darstellt, dann ist dies nochmals ein Hinweis darauf, daß die Unterordnung der Frau aus ihrer Sicht vor allem aus kulturellen Motiven erfolgt.

Deshalb ist die von ihr beklagte Einengung von Betty Mahmoody auch nur von oberflächlichem Interesse. Schnell verläßt Hanna den Gedanken daran und kommt wieder auf die EinwanderInnen zu sprechen.

Von daher ist anzunehmen, daß die Ethnisierung sexistischer Verhaltens-

weisen, die Hanna soeben im Gespräch reproduziert hat, für sie nicht so bedeutend ist. Die rassistischen und ethnozentristischen Positionen bezieht sie aus der konstruierten Gegensätzlichkeit der Kulturen. *Eine* konkrete Ausformung dieser Gegensätzlichkeit erblickt Hanna auch in einem unterschiedlichen Verhältnis der Geschlechter zueinander.

> Der haben se ja den Paß abgenommen. Es kann ja hier jeder aus dem Land wieder rausgehen, wenn er will.
>
> *Mhm.*
>
> Auch die Türken. Die müssen ja gar nich hierbleiben.
>
> *Mhm.*
>
> Sie zwingt ja keiner. Aber wenn die hier glücklich w-, also zumindest sich z-zufrieden, dann seh ich da keine andere Wahl, als daß man sich an dieses – denn die Deutschen sind ja hier die Mehrzahl, sie können ja nich verlangen, dat die Deutschen sich denen anpassen. Wir sind ja hier, ich meine, gucken se mal, diese ganzen Fußballspieler früher, die hier rüberkamen, die Polen,
>
> *Ja.*
>
> Schimanski und wie die alle **heißen.**
>
> ***Ja, ja.***
>
> Newahr, die haben sich ja auch angepaßt, sind Deutsche geworden. Die Kinder sind-, nich? Das ging ruckzuck, inner zweiten Generation konnten se schon gar nich mehr wissen, daß das Polen waren. Das waren völlig – nur so sind die auch hier glücklich geworden. ... (7/469-486)

Weil die Gegensätzlichkeit der Kulturen im Zentrum ihres Interesses steht, dient Hanna der Fall Betty Mahmoody als Demonstrationsobjekt, mit dem sich die Unterschiede zur Situation von Einwanderern in der Bundesrepublik gut verdeutlichen lassen: Die Einwanderer seien schließlich freiwillig hier, und was noch wichtiger ist: sie könnten jederzeit das Land auch wieder verlassen.

Eine solche Freizügigkeit rechtfertige, daß die Zugewanderten sich der Mehrheit anzupassen hätten. Dabei werden »die Deutschen« (7/476, 477) als eine homogene Gruppe unterstellt. Um ihre Forderung als realistisch darzustellen, bemüht sie das Beispiel der geglückten Anpassung von Polen, die sich infolge der Industrialisierung im Ruhrgebiet ansiedelten.

Hanna nimmt hier ein verbreitetes Argument des Einwanderungsdiskurses auf, mit dem den von Diskriminierung und Rassismus betroffenen Einwanderern die Verantwortung für ihre Situation zugeschoben wird: Im Grunde werden verschiedene Einwanderungsgruppen gegeneinander ausgespielt. Die eingewanderten Polen werden als anpassungswillig dargestellt, um damit besonders herauszustreichen, daß sich türkische und andere Einwanderer nicht anpassen wollten. Das Beispiel der Polen und ihrer geglückten Eingliederung in die deutsche Gesellschaft dient dann dazu, heutigen Einwanderern die Verantwortung für ihre ausgegrenzte Situation zuzuweisen. Ausgeblendet wird allerdings, mit welchen rassistischen Vorurteilen Polen damals und heute zu tun hatten und haben. Weiterhin wird ausgeblendet, inwieweit die damaligen Polen die einheimische und das heißt dann ja auch »deutsche« Kultur (gerade im Ruhrgebiet) beeinflußt und zu dem gemacht haben, was sie heute ist.

> ... Aber wenn die, wenn diese Menschen eben, eh, der Mohamed, den ich da oben hab, der Herr Massos, der paßt sich ja auch an, in- insofern als ich ihm gesagt hab': Sie können hier keine Familie haben, 's geht leider nich.
>
> *Mhm. Oder müssen sich 'ne neue* ***Wohnung suchen*** *.*
>
> **Oder sie müssen sich** , aber er ist also so was von rührend und nett und, und hilfsbereit und – aber er paßt sich eben so, in insofer- soweit an, daß er sich sagt, ich will ja hier arbeiten,
>
> *Mhm.*
>
> ich bin ja hier Gast, ich will ja was von **dem Land** .
>
> ***Will der*** *wieder zurück?*
>
> Der geht zwischendurch immer wieder zurück zu seiner Familie. (lacht) Kriegt die Frau wieder en Kind, **und dann kommt er wieder** .
>
> ***Ach so*** *, in- inner Türkei?*
>
> Ja, der hat, nee, der kommt nich au- Anatolien kommt der. Oh, der sagt immer: ich bin kein Türke.
>
> *Oh,* ***das sind die Kurden?***
>
> **Ja, ja, ich sag dann,**aber der is nett, der hat mir also sofort Teechen angeboten, und wir haben lange uns unterhalten, und der spricht eben auch schon sehr gut Deutsch,
>
> *Ja.* (7/486-506)

Nachdem zuvor die Polen als Beispiel für eine geglückte Anpassung dienten, führt Hanna an dem Fall eines ihr bekannten türkischen Einwanderers vor, was sie sich unter Anpassung vorstellt.

Diesen Mann hatte sie bereits zu Beginn unseres Gesprächs als einen »unheimlich netten Mann« (7/53) bezeichnet. Herr Massos bewohnt seit 15 Jahren eine Dachgeschoßwohnung in einem Haus, dessen Miteigentümerin Hanna ist. Hanna berichtete, daß sich die Mitbewohner zunächst beschwert hätten, daß Herr Massos, den sie »nur Mohamed«

(7/50) nennen, dort wohne. Doch heute erledige er alle Arbeiten im Hause, worunter vermutlich Hausmeistertätigkeiten zu verstehen sind. Doch auch Hanna hatte anfangs Bedenken, die Wohnung an Herrn Massos zu vermieten. Hanna befürchtete, daß Herr Massos dort eine »Kaninchenfamilie« (7/24) gründen würde. Auffallend ist dabei die symbolische Codierung, mit der Türken mit Tieren gleichgesetzt werden. Hanna reproduziert hier die Kollektivsymbolik, nach der Außenstehende häufig mit Symbolen belegt werden, die keinen Subjektstatus aufweisen.

Der Spitzname »Mohamed« spielt auf die (vermutete) religiöse Zugehörigkeit des Mannes an und verstärkt die häufig anzutreffende Verallgemeinerung, nach der Türken per se Moslems sind.

Herr Massos dient als positives Beispiel für eine akzeptable Anpassung. Aus ihren weiteren Ausführungen geht allerdings hervor, daß er sich nicht an »die Deutschen« anpaßt, sondern an Hannas Vorgaben, die ihm untersagen, eine Familie zu gründen. Von einer Anpassung an deutsche Sitten kann in diesem Fall ja wohl kaum gesprochen werden.

Das Verhalten des türkischen Einwanderers erklärt sich Hanna damit, daß er sich richtigerweise lediglich als Gast in Deutschland fühle. Auf diese Weise fungiert ihr Mieter als Kronzeuge dafür, daß ihrer Anpassungsforderung richtig sei und erhöht deshalb ihre Glaubwürdigkeit, weil er selbst der Gruppe angehört, an die diese Forderung gerichtet ist. Auch diese Argumentationsstruktur ist im Einwanderungsdiskurs häufig anzutreffen. Um unzumutbare Forderungen an Einwanderer nicht als solche erscheinen zu lassen, werden Stimmen von Einwanderern zitiert, die sich kritisch gegenüber ihren Landsleuten äußern.[69]

Interessant ist, daß mein Einwurf, Herr Massos könne sich ja auch eine andere Wohnung suchen, von Hanna nicht zur Kenntnis genommen wird. Dies kann als Hinweis darauf verstanden werden, daß Hanna solche Handlungsspielräume in Verbindung mit diesem Mann für abwegig hält.

69 Eine solche Gesprächsstrategie kommt jedoch nicht nur im Einwanderungsdiskurs zum Tragen, sondern gilt auch für andere Diskursstränge. So werden zum Beispiel im Frauendiskurs gerne Frauen zitiert, die sich gegen Frauenforderungen wenden und diese abwerten. Oder es werden im Bereich der Ökonomie Arbeiter und Angestellte gegen Positionen der Gewerkschaft ausgespielt. Dabei ist hier nicht von Interesse, daß es diese Auffassungen gibt, sondern wie dies gesprächsstrategisch genutzt wird.

Das Stichwort »Gast« evoziert den Gedanken, daß dieser Mensch wieder zurück in die Türkei siedeln möchte – zumal er sich ja darauf einläßt, hier keine eigene Familie aufzubauen. Nun erfahre ich, daß dieser Mann offenbar in der Türkei verheiratet ist und seine Frau und Kinder dort leben. Doch ich erfahre noch mehr: In Anspielung auf den häufig herausgestellten Kinderreichtum türkischer Familien bemerkt Hanna, daß jeder Türkeiaufenthalt ein weiteres Kind nach sich ziehe. Ihr Lachen an dieser Stelle kann dabei auch so verstanden werden, daß sie dies als Ausdruck eines geringeren sozialen Status ansieht. Der vorhergehende Vergleich mit türkischen »Kaninchenfamilien«, in denen »jeden Tag, jedes Jahr en anders, en neues Kind« geboren werde, wertet den sozialen Status von Türken jedoch eindeutig ab.

Es klärt sich weiter, daß Herr Massos offenbar ein Kurde ist, der Schwierigkeiten mit der türkischen Nationalität hat. Hanna betont, daß er nicht aus der Türkei, sondern aus Anatolien komme.

Zu fragen ist, warum Hanna diese Information hier ins Gespräch einfließen läßt. Eine Möglichkeit ist die, daß sie mit der Selbstdistanzierung der Kurden gegenüber Türken den Effekt erzielen will, daß es anpassungswillige und weniger anpassungswillige Einwanderer aus der Türkei gebe. Eine weitere Lesart, die die erste nicht ausschließt, ist aber auch die, daß Hanna mit dem Hinweis auf die Herkunft von Herrn Massos auf seine soziale und geistige Armut anspielt. Das Stichwort Anatolien ruft den Gedanken an kleinere und arme Ortschaften auf, die von ihren Bewohnern verlassen werden, um in Deutschland Geld zu verdienen. Von diesen Einwanderern wird häufig gesagt, sie seien sehr traditionell, was immer auch mit »hinterwäldlerisch« assoziiert wird. Zu dieser Lesart paßt, daß Hanna mit der Wendung »aber der is nett« (7/503) auf diese Präsupposition eingeht.

Insgesamt kann gesagt werden, daß Hanna ihre Anpassungsforderung mit Hilfe eines von dieser Forderung negativ Betroffenen zu unterfüttern versucht, indem sie erläutert, daß auch dieser vernünftigerweise die Erwartungen der deutschen Gesellschaft einlöst.

Nach dieser längeren Passage zum Thema Einwanderung kommt Hanna erneut auf den Fall Mahmoody zu sprechen:

> und ich finde, das ist also ein Problem, wenn die Deu-, wenn die, wenn die, ich meine, die, es is ja diese, diese Frau, die mit rübergegangen ist, das war ja `ne ganz andere Situation. Die mußte ja nich unbedingt mit rüber. Und die hätte ja auch normalerweise ihr Kind nehmen können und ihren Paß und wieder zurückgehen. Daß man aber in einem Land, da sehn se schon den Unterschied

zu unserm, der den Paß wegnimmt, daß se gar nich mehr raus kann und das Kind ihr entzieht,

Das ist ihr aber von dem Mann weggenommen worden.

Ja, von dem Mann. Aber die Behörden, daß die das erlauben, die hätten ja nur, wenn sie hier zur Botschaft gehen, dann sagen die: Was ist dat denn hier? Wir sind doch nich im Mittelalter! Das sind eben Zustände in den Ländern, das ist hier ja gar nich üblich. Also wenn sie hier als Ausländer sind, haben sie ja viel mehr Freiheit. Sie können ja wieder zurück, sie können ja auch en Deutschen anzeigen, die konnte ja nich mal en Perser anzeigen. Die konnte ja nich mal sagen, die und die und die machen das und jenes. Der hat die ja einfach nur geschlagen. Das können Sie ja überhaupt nich verwechseln.

*Mhm, **mhm**.*

Aber diese Länder: schaun se mal, was die für 'ne Kultur und für `ne Lebensweise haben. Die sind uns so fremd. (...) (7/507-526)

Deutlich wird, daß Hanna sich auch weiter vor allem im Einwanderungsdiskurs bewegt. Der Versuch von meiner Seite, mit dem nochmal auf das Frauenproblem, das mit Betty Mahmoody aufgeworfen ist, angespielt wird, wird von ihr abgewehrt. Dabei nutzt sie allerdings die von mir angespielte Ethnisierung von Sexismus noch einmal dazu, ihre Position als besonders plausibel darzustellen. Hanna begreift Frauenrechte als Teil westlicher, christlicher Kultur, die Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen ist somit nur ein Teil ihrer ethnozentristischen Sichtweise – und nicht einmal der wichtigste. Bedeutsam ist dabei, daß in ihre Argumentation auch ein sexistisches Moment einfließt, das im Gespräch auch nicht zurückgewiesen wird: Hanna geht wie selbstverständlich davon aus, daß die Tochter, um die es im Roman geht, zu Betty Mahmoody gehört. Das Possessivpronomen »ihr« zeigt an, daß sie glaubt, die Mutter habe ein quasi natürliches Recht an »ihren« Kindern und könne ohne Einwilligung des Vaters seinen Aufenthalt bestimmen. Mutter und Kind werden als Einheit angesehen, eine Sichtweise, die für den sexistischen Diskurs elementar ist.

Wenig später frage ich Hanna, ob sie hinsichtlich des Status von Frauen zwischen der christlichen und der moslemischen Kultur solche »Riesenwelten« (7/558) sieht. Eine Antwort lege ich ihr dadurch nahe, daß ich darauf hinweise, daß Hausfrauen noch bis vor gar nicht so langer Zeit in Westdeutschland ohne Einwilligung des »Haushaltsvorstands« (7/606) kein eigenes Konto führen konnten. Auf diese Weise wird Hanna auf die kurze Entwicklungsspanne (west)deutscher Frauenrechte hingewiesen:

Naja, damals war das ja auch, hörn se mal in den 60er Jahren, war das ja

tatsächlich Matscho und in den 50er Jahren noch viel schlimmer. ... Ich meine, die, das hat sich in den letzten 50 Jahren unglaublich hier gewandelt. ... Aber diese Länder sind stehengeblieben. Der Schah hat ja versucht, leider zu schnell, ... die etwas * aus dem Mittelalter in die Neuzeit, jetzt in unsere Zeit. Das hat der leider zu schnell gemacht. Aber der neue Ayatollah, der hat se alle wieder zurück, der hat ja sofort wieder diesen, (streift sich mit der Hand übers Gesicht.)

Schleier.

den Schleier, wie sie alle h-, der hat die ja noch weiter zurückgesetzt, als sie jetzt schon, als se ja waren. (7/607-626)

Die Dominanz von Männern über Frauen gehört nach Hannas Auffassung in der Bundesrepublik der Vergangenheit an. Das sei aber im Iran anders. Die Menschen dort lebten in einer anderen Zeit, aus der sie der Schah auch nicht habe herausholen können. Weil er die Entwicklung zu schnell angegangen habe, sei mit Ayatollah Khomeni ein Rückschlag erfolgt, so daß die Iraner heute in ihrer Entwicklung noch weiter zurück seien als zu Zeiten des Schah-Regimes. Der Schleier, den Frauen im Iran tragen, symbolisiert für Hanna diesen Rückschritt.

Hier wird deutlich, daß Hanna die islamische Kultur nicht rassistisch naturalisiert, sondern von der Möglichkeit einer Veränderung ausgeht. Interessant ist dabei, daß Hanna die Zeitrechnung für den Iran nicht gelten lassen will. Die Menschen dort leben nicht in »unserer Zeit«. Hanna bewegt sich hier innerhalb der Kollektivsymbolik, nach der die Fortschrittsachse mit der Zeitachse verkoppelt ist. Rückschritt ist danach gleichbedeutend mit einem Rückfall in frühere Zeiten, zum Beispiel ins Mittelalter. Auch in diesem Gesprächsabschnitt ordnet Hanna die Lage der Frauen als kulturelles Phänomen islamischer bzw. weitergehend orientalischer Kultur ein.

3.4.3.2 *Mit dem Mythos der Kultur gegen Gestaltungsmöglichkeiten ihrer (weiblichen) Angehörigen*

Gegen Ende des Gesprächs kommen wir im Zusammenhang mit dem Thema »Armut in der sogenannten Dritten Welt« nochmals auf islamische Länder zu sprechen. Ich frage Hanna, ob sie der Meinung sei, daß sich europäische Frauen in die Belange islamischer Frauen einmischen sollten und sich für eine Verbesserung ihrer Situation einsetzen sollten. Dies lehnt Hanna entschieden ab:

Nein . Ich würde mich nie in fremde Kulturen einmischen.

Mhm.

Schaun se mal, das ist so: Ehm, sie, sie, sie gehen ja eine Entwicklung durch.

Mhm.

Zum Beispiel, wie damals das große römische Reich. Die sind dann im Endeffekt untergegangen,

Mhm.

ne? Und dann ist es wieder neu losgegangen. Und jedes, jedes Volk macht seine Entwicklung durch.

Mhm.

Und diese Völker, die, die Iraner und das alles da unten, die sind jetzt, meiner Meinung nach, auf dem Stand, wie wir im Mittelalter waren.

Mhm. (7/1223-1236)

Obwohl sich die Frage konkret auf Frauen richtet, ist Hanna sofort wieder bei der Thematisierung unterschiedlicher Kulturen. Nur innerhalb dieses Zusammenhangs will sie auf Frauen und ihre Situation zu sprechen kommen.

Dabei klärt sie darüber auf, daß sie ein zyklisches Verständnis von Entwicklung hat. Gesellschaftlicher Fortschritt treibt einem Höhepunkt zu, ist dieser erreicht, setzen Verfall und Degeneration ein. Dabei ist zentral, daß Entwicklung als quasi eigendynamischer Prozeß begriffen wird. Bezogen auf Frauen in dieser Gesellschaft führt sie weiter aus:

Und die müssen ihre Entwicklung selber durchmachen. Da können Sie nich helfen. Da können Sie nich sagen, sie müssen jetzt dat- den Schleier abmachen und die Frauen müssen.

Mhm.

Wenn die, wenn die, die, die, die ihre Kulturen behalten wollen und auf diesem Stand bleiben wollen, dann muß man die lassen.

Mhm.

Es geht ja ei'ntlich jetzt, eigentlich nur darum, ob man ihnen in ihrer finanziellen Not

Mhm.

helfen sollte. Nich, indem sie hier alle emigrie- hier reinkommen und sich hier schön bewirten lassen, sondern indem sie in ihrem eigenen Land weiterkommen.

Mhm.

Und sie können, Sie haben das gesehen, der Schah ist gescheitert, das hat mein Mann von Anfang an gesagt, der hat es zu schnell, der hat es gut gemeint, aber es geht nich. Sie-, jedes Land, jede Kultur braucht ihre Entwicklung.

Mhm.

Und das entwickelt sich langsam. Schrittchen für Schrittchen. Wir waren im Mittelalter genauso. Da durften wir au' nix. Die Frauen durften nix, die Kinder durften nix, die Männer saßen immer nur da, die hat-, wir hatten dieselbe Entwicklungsstufe, die die jetzt haben im Mittelalter. Und ich will Ihnen sagen, wir sind vielleicht längst untergegangen in en paar hundert Jahren, wir in Europa, dann haben, sind die so weit mit ihrer Entwicklung, wie wir heute sind.

Mhm. (7/1237-1262)

Diese Passage verdeutlicht erneut, daß Hanna die Situation von Frauen nur im kulturellen Gesamtzusammenhang aufnimmt. Wichtiger als die von mir ins Gespräch gebrachte unbefriedigende Situation von Frauen ist ihr die gesamtkulturelle Entwicklung. Die Lage von Frauen dient Hanna nur als Beispiel dafür, einen Entwicklungsfortschritt oder -rückschritt zu kennzeichnen. Daß es in Europa um Frauenrechte anders bestellt ist, als dies im Iran der Fall ist, thematisiert Hanna als einen Beweis für den Fortschritt abendländischer Kultur. Sofern Hanna auf die Motoren dieses Fortschritts zu sprechen kommt, ist dieser in erster Linie das Werk der Männer. So führt Hanna wenig später aus, nachdem ich eingewandt habe, auch Iraner lebten in heutiger Zeit, verfügten über Fernsehen und andere Kommunikationsmöglichkeiten:

ja, und da werden auch die Frauen eines Tages mal sagen : Hör mal, wat ist das hier eigentlich und hier so viel Geld und da is Geld und die fahren en Auto, der Wohlstand wird da langsam, langsam

Mhm.

ansteigen und mit dem ansteigenden Wohlstand, mein ich, kommt dann auch eine gewisse Verselbständigung der Frau und vielleicht auch ein bißchen mehr Eigenständigkeit und daß auch die Männer den Frauen mehr Freiheit geben. Ich könnt mir denken, daß das ganz langsam, aber sicher vor sich geht und der, durch den Schah, wei' der das so schnell wollte, haben die einen unheimlichen Rückschlag erlitten. (7/1556-1566)

Durch ansteigenden Wohlstand kann sich die Gesellschaft auch leisten, den Frauen mehr Freizügigkeit zu geben, meint Hanna. Bedeutsam ist dabei ihre Formulierung, nach der Frauen von den Männern mehr Eigenständigkeit gegeben werde. Zwar werden die Frauen diese Freiheiten einfordern, zugestanden bekommen sie diese jedoch von den Männern. Auch die mehrfachen Hinweise auf die Leistungen und Absichten des Schahs sowie die Beurteilungen durch ihren Ehemann zeigen, daß Hanna gesellschaftliche Entwicklung vor allem im Zusammenhang mit Männern denkt. Sowohl die orientalische wie auch die abendländische

Kultur tragen ihre Entwicklungsgesetze in sich, die von ihren (männlichen) Angehörigen lediglich vollzogen werden.

3.4.3.3 Zusammenfassung

Im Gespräch werden von Hanna durchgängig ethnozentristische Sichtweisen produziert. Dabei nimmt sie phasenweise auch eine Ethnisierung von Sexismus vor, die aus ihrer Sicht jedoch von untergeordneter Bedeutung ist. Mehrfach spiele ich auf diese Ethnisierung an, ohne daß Hanna diese Anspielung aktiv aufnimmt. Daß sie schließlich dann doch darauf eingeht, muß deshalb als ein Erfolg meiner Gesprächsinterventionen gewertet werden. Von sich aus hätte Hanna die Lage islamischer Frauen nicht ins Gespräch gebracht. Sie nimmt dieses Thema nur deshalb in ihre Betrachtungen auf, weil sie vermutet, auf diese Weise ihre ethnozentristischen Vorstellungen besser an mich vermitteln zu können. Darüber hinaus sind für sie auch weitere Bewertungen von Belang: So sind aus ihrer Sicht die Angehörigen der christlichen Kultur z.B. fleißiger und intelligenter. Diese Eigenschaften werden jedoch nicht naturalisiert. Das bedeutet, Hanna sieht bei den von ihr als minderwertig beurteilten Personengruppen ebenso Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie der »christlichen Kultur« Degenerationsgefahren bescheinigt. Zur Verdeutlichung ihrer Position zieht Hanna mehrfach die Logik des Systems kollektiver Symboliken heran.

Ihre eigene Situation als Frau schlägt sich im Gespräch kaum nieder. Dies korrespondiert mit ihrer Selbstwahrnehmung als Angehörige der europäischen Kultur. Sie begreift deshalb moslemische Frauen nicht als Schwestern, sondern als Angehörige einer Kultur, die der abendländischen um Jahrhunderte hinterherhinkt. Deshalb kann sie auch in diesem Kontext widersprüchlich argumentieren, wenn sie gleichzeitig auch sexistische Elemente in diesen Diskurs einspeist. Die Tatsache jedoch, daß diese Elemente nicht als strittig markiert werden, zeigt, wie stark der sexistisch strukturierte Frauendiskurs verankert ist.

Darüber hinaus bleiben im Gespräch eine Reihe ethnozentristischer Unterstellungen als Konsens bestehen und werden auf diese Weise von den Beteiligten diskursiv reproduziert. Zu ihnen zählt nicht nur die unterstellte Homogenität von Einwanderern und Eingeborenen, wenn im Gespräch von den unterschiedlichen Kulturen die Rede ist. Es bleibt auch die Unterstellung unangefochten, daß sich Einwanderer nicht an hiesige Verhältnisse anpassen würden, weshalb diese von den Eingeborenen abgelehnt würden. Damit werden rassistisch Diskriminierte für

ihre Diskriminierung selbst verantwortlich gemacht. Schließlich wird im Gespräch die Berechtigung dieser Anpassungsforderung reproduziert, die eine wichtige Grundlage für ethnozentristisches Denken ist. Erstaunlich ist, daß in der analysierten Gesprächspassage die im Einwanderungsdiskurs ja durchaus auch vorhandenen antirassistischen Normen keine oder kaum Geltung entfalten. Hanna ist von ihrer ethnozentristischen Auffassung so überzeugt, daß sie diese nicht rechtfertigen oder gar relativieren muß. Die Nähe zu rassistischen Positionen wird nicht angesprochen und kann daher auch nicht problematisiert werden.

3.4.4 »...wenn der Vater was sagt, da hat der Sohn erstmal zu gehorchen.«

Linguistische Feinanalyse einer Passage des Interviews mit Daniel, einem 26jährigen Feuerwehrmann

Daniel war zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und bei der Feuerwehr beschäftigt. Er wohnte noch in der elterlichen Wohnung, in der das Interview auch stattfand. Während des Interviews verhielt er sich sehr zurückhaltend: Im Vergleich zu den restlichen Interviews, die ich durchführte, enthält das Interview mit Daniel die größte Anzahl an Selbstunterbrechungen und Pausen.[70]

3.4.4.1 Kopftuch und Schleier symbolisieren einen fundamentalistischen Islam

Das Gespräch begann mit einer Frage danach, was Daniel zum Thema Ausländer spontan einfällt. Bereits hier bringt Daniel den in der BRD schwelenden Rassismus zur Sprache; er weist darauf hin, daß er »keine nachteiligen Erfahrungen« (3/25-26) mit hier lebenden Türken gemacht habe und sich nicht als türkenfeindlich oder gar rassistisch begreift. Direkt im Anschluß daran spreche ich ihn auf sein Verhältnis zu Türkinnen an und frage:

*Mhm * und bei Türkinnen, fällt Ihnen dazu was ein?*

70 Zum gesamten Interview verweise ich auf seine analytische Zusammenfassung im Abschnitt 3.2.3. Das gesamte Interview ist im Materialband zu dieser Arbeit nachzulesen. Gegenstand dieser Feinanalyse sind folgende Passagen: Zeile 29-44, Zeile 274-359, Zeile 446-535 und Zeile 544-562.

Ja, sehen meistens ganz gut aus.

Ja?! (lacht)

Ja, wenn sie nicht grade mit Schleier und so rumlaufen, ne!

Ja.

Dat is vielleicht dat Nachteilige bei denen, oder ihr, is ihre Welt, manchmal, ne?

Mhm.

Diese, eh, religiöse * Besessenheit, sag ich mal, die die haben.

Ja. (3/29-38)

Im ersten Ansatz bringt Daniel eine sexuelle Komponente ins Gespräch, indem er darauf anspricht, daß ihm das Aussehen vieler Türkinnen gut gefalle. Mein nachfragendes »Ja?!« signalisiert, daß mich diese Feststellung verblüfft. Damit gebe ich zu verstehen, daß ich Türkinnen vorwiegend aus einer anderen Perspektive betrachte – ein Hinweis auch auf meine spezifische Verstrickung in den Einwanderungsdiskurs.[71]

Daniel sieht sich offenbar deshalb veranlaßt, eine Einschränkung vorzunehmen. Türkinnen, das ist seine zweite Assoziation, zu der er sich möglicherweise durch meine Reaktion erst veranlaßt sieht, tragen in der Öffentlichkeit Schleier oder andere sie verhüllende Kleidungsstücke (»und so«). Das Tragen solcher Kleidungsstücke interpretiert er als religiöse »Besessenheit«, die er ablehnt. Seine Betonung, daß dies »manchmal« so sei, schränkt diese Sicht ein; eine Verallgemeinerung auf alle Türkinnen wird also nicht vorgenommen. Sie stünde auch im Widerspruch zu seiner ersten Aussage.

Daniel hegt also gegenüber Türkinnen widersprüchliche Gefühle: Die meisten Türkinnen betrachtet er als attraktiv, einige hält er für religiös besessen.

Die Thematisierung von Rassismus in der Bundesrepublik sowie seine vorgängige Aussage, nach der er »keine nachteiligen Erfahrungen« (3/25-26) mit Türken gemacht habe, veranlassen Daniel offenbar dazu, sich differenziert und eher vorsichtig auszudrücken. Dabei bedient er sich eines Wahrnehmungsmusters, das in der Bundesrepublik dominant

71 Es ist anzunehmen, daß meine Sichtweise dadurch, daß ich mich diskursanalytisch mit Einwanderung und Flucht befasse, auch die Auswirkung hat, daß ich EinwanderInnen kaum noch »unbefangen« wahrnehmen kann. Auf diese Weise jedoch werden Einwanderer als Einwanderer im Diskurs auch fixiert.

ist, wenn es um Personen aus arabischen Regionen geht. Sie werden einerseits unter dem Gesichtspunkt des Exotismus wahrgenommen, andererseits als Bedrohung z.B. durch Fundamentalismus und Fanatismus subjektiv erlebt.[72]

Diese Differenziertheit, mit der Daniel Türkinnen wahrnimmt, betrifft jedoch allein die Verallgemeinerung, daß nicht alle Türkinnen verschleiert auftreten. Sie betrifft aber nicht den Symbolgehalt islamischer Bekleidungsvorschriften. Schleier und religiöse Besessenheit setzt er gleich und reproduziert damit ein Element aus dem rassistisch strukturierten Einwanderungsdiskurs. Mit dem Terminus der »Besessenheit« stellt er diejenigen, die einen Schleier tragen, in die Nähe zu ›bösen Geistern‹, die Menschen ›wahnsinnig‹ (eben »besessen«) machen können. Der Gedanke an Fanatismus und Fundamentalismus liegt hier nicht fern.

Dabei ist der Zusammenhang von Schleier und Islam offenbar für Daniel so evident, daß er von ihm nicht weiter expliziert werden muß, um verstanden zu werden. Das gilt offenbar auch für mich selbst, denn ich lasse Daniels Aussage einfach so stehen. Ich hätte ja die Möglichkeit gehabt zu fragen: »Sind denn gläubige Muslima immer fanatisch?« Eine solche Nachfrage hätte Daniel dazu angehalten, zu überprüfen, ob seine Befürchtung nicht auf Konstruktionen basiert, die nicht haltbar sind.

Eine andere Reaktion, mit der das Stereotyp Schleier = fundamentalistischer Islam hätte aufgebrochen werden können, wäre die Nachfrage gewesen: »Sehen Frauen unter ihrem Schleier nicht mehr gut aus?« Sie hätte unser Gespräch auf Probleme gelenkt, die christlich sozialisierte Personen nicht selten mit islamischen Vorschriften assoziieren.

Aber die Verquickung von Schleier und islamischem Fundamentalismus wird von mir nicht hinterfragt; so bleibt offen, ob Daniel nun verschleierten Türkinnen religiöse »Besessenheit« zuschreibt oder ob er damit weitergehend ihren sozialen Zusammenhang zu charakterisieren sucht. Dies klärt sich im weiteren:

3.4.4.2 Ethnozentrismus als Präsupposition I

Ja, aber so im Laufe der Zeit, so in den letzten Jahren fand ich, hat sich da doch einiges geändert, ne?

72 So ist auch dem analysierten Interviewteil von Hanna zu entnehmen, daß diese von einer besonderen Attraktivität arabischer Männer ausgeht. (Vgl. Abschnitt 3.4.3) Zu den gleichen Ergebnissen kommt auch Iman Attia (vgl. Attia 1994).

Ja?

Wenn man heute mal so in Richtung B. (Stadtteil) fährt und so. Die Jugend, die läuft schon ganz anders angezogen rum als die alten Türken. (3/39-44)

Die widersprüchlichen Gefühle gegenüber Türkinnen werden von Daniel mit dem Hinweis auf Generationskonflikte bei Türken aufgelöst. Türkische Jugendliche kleiden sich anders als ihre älteren Landsleute.

Mit dem Hinweis auf die religiöse »Besessenheit« hat Daniel offenbar nicht nur die verschleierten Türkinnen angesprochen. Die Pluralformulierung »die alten Türken« weist darauf hin, daß er sowohl Männer wie Frauen im Auge hat. Gleichzeitig macht er deutlich, daß verschleierte Türkinnen zumeist älter sind.

Die Zuschreibung von religiösem Fanatismus betrifft somit nur einen Teil der türkischen Einwanderer.[73] Daniel argumentiert hier also nicht rassistisch, sondern er bringt eine ethnozentristische Sichtweise zum Ausdruck.

Diese ethnozentristische Sichtweise wird von ihm jedoch nicht expliziert. Sie stellt sich im Gespräch dadurch her, daß Daniel davon ausgehen kann, daß seine Präsuppositionen allgemein verstanden werden – was auch geschieht. Die Präsuppositionen sind zum einen darin auszumachen, daß Daniel davon ausgeht, innerhalb der eingeborenen Bevölkerung gebe es keine religiöse Besessenheit, dies sei ein Spezifikum türkischer Personen. Zum anderen handelt es sich um die Präsupposition, nach der sich die Kinder eingewanderter Türken den hiesigen Verhältnissen anpassen werden. Auf diese Weise würden sich die problematischen Aspekte der Kultur der Eingewanderten sozusagen auswachsen. Schließlich wird auch die Präsupposition verstanden, daß dies ein positiv zu bewertender Prozeß ist.

In der anschließenden Gesprächspassage werden folgende Themen angesprochen, die für die weitere Analyse bedeutsam sind:

1. Angesprochen auf konkrete Erfahrungen mit türkischen Personen, vergleicht Daniel die Probleme, die zwischen Deutschen und Einwanderern auftreten, mit solchen, die auch »Leute verschiedener Schichten« (3/67) miteinander hätten. Auf diese Weise spielt er eine Komponente in den Einwanderungsdiskurs ein, die weitere Differenzierungen möglich macht: er berücksichtigt unterschiedliche soziale Lagen sowohl bei den Eingewanderten wie auch bei den Eingeborenen.
2. Die deutsche faschistische Vergangenheit reflektiert Daniel eher ironisch, wenn er bemerkt, die Deutschen hätten eine »glorreiche Vergangenheit« (3/80), über die aber heute »Gras ... wachsen« (3/82) solle.
3. Rassistische Ausschreitungen gegenüber Flüchtlingen, von denen zum Zeitpunkt des Interviews in den Medien häufig die Rede war, betrachtet Daniel als vorwiegend ostdeutsches Problem. Nicht nur deshalb wünscht er sich wieder eine Mauer zwischen Ost und West. »Ich steh einfach nich auf die neuen fünf Bundesländer«. (3/146) Daniel hält Ostdeutsche für Opportunisten, die ungerechtfertigte Ansprüche stellten. Im Unterschied zu türkischen Einwanderern hätten Ostdeutsche nie gearbeitet; heute würden sie aber »Ausländer-raus«-Parolen vertreten. Sein Haß gegenüber Ostdeutschen wird drastisch deutlich, wenn er zugibt, daß er sich gut vorstellen könne, sich im Fußballstadion mit ostdeutschen Fans zu prügeln.
4. Schließlich greift Daniel im Zusammenhang mit dem Thema Asyl die im Diskurs häufig anzutreffende Unterscheidung zwischen den guten und den schlechten Flüchtlingen auf. Zu denen, die kein Anrecht auf Asyl hätten, gehören für ihn auch Cinti und Roma. Angesprochen auf die faschistische Vergangenheit, in der Cinti und Roma systematisch verfolgt und ermordet wurden, wehrt Daniel Entschädigungsansprüche heftig ab. Er meint, er könne nicht für das büßen, »was irgendwelche Bekloppten gemacht haben vor 50 Jahren.« (3/232)

Die Entschiedenheit, mit der Daniel sich über Cinti und Roma äußert, führt unser Gespräch in eine Sackgasse. Daniel will über dieses Thema nicht weitersprechen, meine Einwände akzeptiert er aber auch nicht. Nach einer längeren Pause wechsele ich deshalb das Thema und komme auf das Buch »Nicht ohne meine Tochter« zu sprechen. Daniel nimmt den Themenwechsel bereitwillig an und antwortet auf meine Frage, was ihn an diesem Buch interessiere, folgendermaßen:

Jo, was mich an dem Buch interessiert hat, dat waren eigentlich so die Diskussionen unter Bekannten. Meine Freundin mit ihren Freundinnen, wie die darauf reagiert haben. Ich mein, sicherlich is et en Problem, wenn irgend-

73 Diese Sicht wird in einer späteren Gesprächspassage von Daniel noch einmal untermauert, wenn er seine Beobachtung mitteilt, daß türkische Mädchen ihr Kopftuch dann ablegen, wenn sie außerhalb der Sicht der Eltern sind. Daniel wertet dies so, daß sich diese Mädchen mit dem, was die Eltern denken, nicht unbedingt identifizieren können.

welche Rassen und Religionen aufeinander treffen.

Mhm.

Aber, * das Buch selber, wie das geschrieben wurde und dann kamen ja auch irgendwann mal Gegenbücher und Gegendarstellungen im Fernsehn und so, wenn man das mal alles so verfolgt hat, fand ich echt interessant, weil / (3/274-283)

3.4.4.3 *Herstellung von Ethnisierung von Sexismus durch Nicht-Zurückweisen*

Daniels Interesse richtet sich nicht so sehr auf das Mahmoody-Buch, sondern auf das Medienereignis und die dadurch ausgelösten Diskussionen unter Freunden. Warum die Diskussion unter Freunden jedoch interessant war, dazu äußert er sich nicht.

Auffallend ist dabei, daß er besonders die Gespräche zwischen seiner Freundin und deren Freundinnen hervorhebt. Dies verweist darauf, daß er das Thema von Betty Mahmoody als eines begreift, das Frauen besonders tangiert. In einem anderen Kontext, wenn es z.B. um die Beurteilung eines Fußballspiels oder auch politischer Ereignisse gegangen wäre, wäre der Hinweis auf seine Freundin sicherlich als ziemlich ungewöhnlich erschienen.

Insgesamt scheint Daniels Interesse an dem Buch und den Diskussionen aber nicht sehr stark zu sein. Er äußert sich nur allgemein, fand es ganz interessant, sagt aber nicht, was er interessant daran findet. Eher verhält es sich wohl so, daß Daniel, nachdem unser Gespräch ins Stocken geraten war, weil widersprüchliche Positionen hart im Raum standen, Interesse vorgibt, um das Gespräch fortführen zu können.[74]

Seine Selbstunterbrechung signalisiert mir die Gefahr, daß unser Gespräch erneut ins Leere laufen könnte. Dem wirke ich entgegen, indem ich Daniel frage:

Was sagt denn Ihre Freundin dazu?

Ja, die kann die Schriftstellerin, die Betty Mahmoody, glaub ich, gar nich ab, die mag die nich.

Nee?

74 Dabei fällt weiter ins Auge, daß »Rasse« für Daniel offenbar kein Tabu-Begriff ist. Dies ist ein Hinweis darauf, wie stark der bundesrepublikanische Diskurs noch von biologischen Kategorien durchsetzt ist, die soziales Verhalten erklären sollen.

Nee, weil das irgendwie * wenn das en Deutscher geschrieben hätt'e oder 'ne Deutsche, dann hätt et vielleicht inne Weltöffentlichkeit so gestanden: Guck ma da, die Deutschen, die fangen schon wieder an mit ihrem Rechtsdrall

Mhm.

Weil, im Prinzip war das nix anderes.

Mhm. (3/284-294)

Die Frage nach der Auffassung der Freundin nimmt die Anspielung von Daniel darauf auf, daß das Mahmoody-Buch für eine Frau möglicherweise besonders interessant sei. Daniel wird auf diese Weise aufgefordert, sich über den Inhalt des Buches zu äußern, indem er die Perspektive seiner Freundin einnimmt. Doch auch jetzt äußert Daniel nicht mehr als allgemeine Ablehnung.

Nach einer Pause verläßt er die Perspektive seiner Freundin. Es bleibt offen, ob er im folgenden nur seine oder auch die Meinung seiner Freundin referiert. Daß er seine Äußerungen im Indikativ formuliert und keine distanzierende Form wählt, heißt aber auf jeden Fall, daß er dieser Meinung ist.

Daniel mutmaßt, daß Betty Mahmoody als Amerikanerin ihre Aussagen nicht rechtfertigen müsse. Bei einer deutschen Autorin sei dagegen davon auszugehen, daß ihr Rassismus oder nationales Gedankengut unterstellt würde.

Diese Pointierung überrascht. Auf dem Hintergrund seiner vorgängigen Äußerungen wäre erwartbar gewesen, daß Daniel die für ihn problematischen Punkte an Mahmoodys Buch als rassistisch oder ausländerfeindlich charakterisiert. Dies tut er jedoch nur in zweiter Linie. Im Mittelpunkt seiner Kritik steht, daß Deutsche in der Welt anders als Amerikaner wahrgenommen würden. Damit setzt Daniel die Argumentation fort, die er zuvor im Zusammenhang mit der faschistischen Vergangenheit Deutschlands bereits bemüht hatte und die darüber hinaus für den Diskursstrang über die Nation charakteristisch ist: Er äußert die Ansicht, daß Deutsche aufgrund der faschistischen Vergangenheit weiterhin zu Unrecht gebrandmarkt würden. Die Folge dieser Argumentation ist, daß Deutsche als Opfer einer solchen Propaganda erscheinen. Mit dieser Einlassung verläßt Daniel kurzfristig das Thema, das ich mit dem Buch von Betty Mahmoody vorgegeben habe und wendet sich einem Aspekt zu, der ihm offenbar mehr am Herzen liegt. Es zeigt sich an dieser Stelle, daß Daniel das Gespräch durchaus dazu nutzt, ihm wichtige Dinge zu äußern. Doch nach diesem kurzen Exkurs kommt er wieder

auf Betty Mahmoody und ihr Buch zurück:

> Eh, da war en Ausländer un die iranischen Sitten, un die wurden überhaupt nich beachtet.
>
> *Mhm.*
>
> Die Frau hat geschrieben, die leben da wie die Maden im Dreck, und das is überhaupt nich wahr.
>
> *Mhm.*
>
> * Ne?... (3/295-301)

Daniel demonstriert nun, welche Botschaft von Betty Mahmoody für ihn wichtig war: Sie habe mit ihrem Buch Ausländerfeindlichkeit geschürt. Betty Mahmoody habe die iranischen Sitten nicht respektiert. Außerdem habe sie Unwahrheiten behauptet, wenn sie Iraner als schmutzig geschildert habe.

Auffallend ist hier Daniels Formulierung, Betty Mahmoody habe geschrieben, Iraner lebten »wie die Maden im Dreck«. Sie spielt auf die Redewendung an, nach der Personen »wie Maden im Speck leben«. Diese umgangssprachliche Redewendung will sagen, daß jemand im Überfluß lebt. Durch die Abwandlung dieser Redewendung wird diese Bedeutung mittransportiert und gleichzeitig umgebogen. Betty Mahmoody habe die Iraner als in einem »Überfluß« von Dreck lebend geschildert. Dies gelingt Daniel auch deshalb gut, weil seine abgewandelte Redewendung im Rhythmus der ursprünglichen Wendung bleibt.

Die Pause, die Daniel einlegt, und die Versicherungspartikel »ne?« weisen darauf hin, daß er hier Zustimmung von mir erwartet. Als diese ausbleibt, erläutert er, wieso er eine Verbindung zwischen Betty Mahmoody und ausländerfeindlichen Aussagen in der Bundesrepublik sieht:

> ... 's genauso wie hier einige unterentwickelte Subjekte sagen: Die Türken, die stinken alle und tapezieren ihr Wohnzimmer mit Scheiße, mit Schafsscheiße oder so oder haben alle Schafe im Keller. (lacht) Ja wird alles-
>
> *Wird gesagt?*
>
> **gesagt,** is echt wahr. Nun, gibt natürlich Ausnahmen, wo türkische Familien sich wirklich Schafe im Keller halten,
>
> *Mhm.*
>
> is natürlich nich dat Feinste für unsere Mentalität, aber /
>
> *Mhm.*
>
> Dat is ja nich so, dat dat die Allgemeinheit is. Ich kann mir also ga- gar nich vorstellen, daß irgendwelche Ärzte, ausländischen Ärzte, die hier irgendwelche Praxen aufhaben oder so, dat die im Keller en Schaf haben oder ihre Praxen mit weiß ich wat tapezieren, dat is Quatsch, is dat, ne und / (3/301-315)

Die Iraner, die nach Betty Mahmoody wie die »Maden im Dreck« leben, rufen bei Daniel weitere Bilder von Schmutz und Unrat hervor, wie er sie aus dem Einwanderungsdiskurs speziell im Zusammenhang mit Türken kennt. Meine Nachfrage, ob dies so behauptet wird, wird von ihm zwar einerseits bejaht. Andererseits veranlaßt ihn diese Frage auch dazu, darauf hinzuweisen, daß in Ausnahmefällen Türken durchaus Schafe im Keller hielten und daß dies von »uns« aufgrund unserer »Mentalität« nicht verstanden und akzeptiert würde.

Auch an dieser Stelle unterbricht sich Daniel; er führt nicht weiter aus, warum eine solche Tierhaltung nichts »für unsere Mentalität« (3/309) sei. Offenbar ist dieser Zusammenhang für ihn evident.

Noch ein weiterer Gesichtspunkt ist hier bedeutsam: Daniel verwendet den Begriff der Mentalität, der im Zusammenhang mit dem Einwanderungsdiskurs und seinen rassistischen Implikationen von einiger Bedeutung ist. Mentalität meint dabei eine besondere Art des Denkens und Fühlens, die einer Personengruppe gemeinsam ist. Wenn Daniel hier von »unserer« Mentalität spricht, so schließt er damit die Gruppe der türkischen Einwanderer aus dieser konstruierten Gemeinschaft aus und homogenisiert gleichzeitig die Gefühls- und Gemütslage der sogenannten eingeborenen Bevölkerung.

Die Markierung als Ausnahme wird von Daniel zudem eher halbherzig vorgenommen. Nachdem er betonte, daß dies nicht für die Allgemeinheit der hier lebenden Türken gelte, führt er ausländische Ärzte als diejenigen an, auf die solche Unterstellungen auf keinen Fall zutreffen würden.

Damit hat Daniel eine wichtige Differenzierung vorgenommen, die im Einwanderungsdiskurs zumeist unterschlagen wird und die vorher im Gespräch bereits anklang. Es geht dabei darum, daß auch Einwanderer sich sozial differenzen: Auch innerhalb dieser Gruppe existieren Arme und Reiche. Im Zusammenhang mit dem Ausnahme-Argument geäußert, trägt diese Differenzierung jedoch nicht dazu bei, dieses zu stützen.

Angesichts der Tatsache, daß unter den türkischen Einwanderern die Anzahl derjenigen, deren soziale Stellung mit der von Ärzten verglichen werden kann, eher gering ist, kann Daniels Argumentation an dieser Stelle als nicht sehr überzeugend angesehen werden. Im Gegenteil, sie

kann sogar umgedeutet und in ihr Gegenteil verkehrt werden: Eben weil türkische Ärzte, die kaum von »unserer« Norm abweichen, so selten sind, heißt dies, daß die Mehrheit der Türken von dieser Norm abweicht.

Diejenigen, die derartige diskriminierende Unterstellungen vorbringen, werden von Daniel als »unterentwickelte Subjekte« (3/301) bezeichnet. Diese drastische Formulierung, mit der sich Daniel von den referierten Positionen distanzieren will, spielt erneut auf die geistige und materielle Armut von Personen an, die sich rassistisch artikulieren. Damit hebt er nicht nur die Wahrnehmung seiner eigenen sozialen Stellung hervor, sondern nimmt einen Gesichtspunkt der derzeitigen Diskussion über die Ursachen des grassierenden Rassismus in der BRD auf, nach der vor allem sozial Benachteiligte rassistisch seien.

Diese Gesprächspassage macht insgesamt deutlich, daß Daniel die Frauengesichtspunkte, die mit dem Thema Betty Mahmoody zugleich angesprochen sind, nicht für wichtig hält. Das Buch von Betty Mahmoody ist für ihn deshalb ärgerlich, weil es Rassismus transportiere. Bei seiner Beschreibung läßt Daniel jedoch bezeichnenderweise aus, Betty Mahmoody habe die islamische Kultur dadurch diffamiert, daß sie diese mit Sexismus gleichgesetzt habe. Vielmehr konzentriert er seine Kritik auf die Darstellung der hygienischen Zustände im Iran. Diese Beschreibung sei rassistisch gewesen. Gleichzeitig ist ihm wichtig zu betonen, daß Betty Mahmoody dieser Rassismus nicht genauso vorgehalten werde, wie dies im Falle einer deutschen Schriftstellerin zu erwarten sei.

Aus Daniels Sicht ist das Thema Betty Mahmoody damit umfassend behandelt worden. Das verdeutlicht auch seine Selbstunterbrechung. Es wäre deshalb erwartbar gewesen, wenn ich nun einen anderen Schwerpunkt ins Gespräch gebracht hätte. Doch offenbar bin ich mit Daniels Antworten nicht zufrieden:

Ja, un wie is dieses Buch so, Sie, Sie sagten, im Bekanntenkreis haben Sie es diskutiert, wie is dieses Buch so angekommen? Gab's da auch Leute, die das, eh, richtig fanden und, oder?

* Ja, kam immer auf die Leute an, die das gelesen haben, ne?

Mhm.

Eh, sicherlich gibbet da auch Leute, die fanden dat ganz toll un * is alles wahr, was da drin steht, un die haben auch en unheimlich, en weiten Blickwinkel, meiner Meinung nach, die sehen also nur geradeaus.

Mhm.

Ja und so, aber sonst, die Leute, mit denen wir eigentlich so verkehrn, die

fanden, die haben das differenzierter gesehn, die haben gesagt: Natürlich kann dat sein, wat da drin steht, aber vielleicht auch nich, ne?

Mhm.

Dat is en Buch. (3/316-331)

Meine Frage, ob es auch Verteidiger der Betty Mahmoody unter seinen Bekannten gab, beantwortet Daniel zurückhaltend und eher ausweichend. Er gesteht zu, daß es einzelne gab, die dem Buch Glauben schenkten. Doch diese Personen wertet er ironisch ab: Sie sind in ihren Auffassungen etwas beschränkt. Einige seiner Freunde betonten, daß es sich schließlich nur um ein Buch handele und man sich deshalb nicht darauf verlassen könne, ob sich alles so zugetragen habe.

Die Art und Weise, wie ich die Frage formuliere, drückt Unsicherheit aus. Nur sehr vorsichtig lasse ich anklingen, ob es möglicherweise auch Befürworter der Ansichten Betty Mahmoodys gab. Darauf weist nicht nur die Partikel »eh« hin, sondern vor allem die zwei Konjunktionen. Nach der Konjunktion »und« wäre erwartbar gewesen, daß ich ein Argument hinzugefügt hätte, das Betty Mahmoody unterstützt. Das mache ich aber nicht. Gleichwohl schwelt das von mir zuvor angespielte Frauenthema, das in Verbindung mit Einwanderung eine Ethnisierung von Sexismus nahelegt, weiterhin im Hintergrund.

Nach einer Pause äußert sich Daniel ausweichend. Da er zuvor Betty Mahmoody in die Nähe »unterentwickelter Subjekte« gestellt hat, die schlimme Vorurteile gegenüber Einwanderern hegen, nutzt er die Gelegenheit nochmals aus, um sich ironisch über die Beschränktheit solcher Aussagen zu erheben. Mehr noch: Er stellt heraus, daß in seinem Bekanntenkreis Leute verkehren, die differenzierter denken und hebt sich damit wieder von den »unterentwickelten Subjekten« ab. Der Hinweis, daß es sich ja schließlich nur um ein Buch handele, kann auch so verstanden werden, daß die Angelegenheit wiederum auch nicht so wichtig ist, um sich jetzt noch weiter darüber zu unterhalten. Er kann aber auch und zugleich ein Hinweis darauf sein, daß Daniel das Buch nicht genau genug kennt, um sich weiter mit mir darüber unterhalten zu können.

Diese Botschaft scheint nun auch bei mir angekommen zu sein. Um zu dem von mir gewünschten Frauenthema zu kommen, muß ich also einen anderen Weg einschlagen. Nachdem es mir auf indirekte Weise nicht gelungen ist, spreche ich nun das Thema, um das es mir im Zusammenhang mit Betty Mahmoody geht, direkt an:

Gesetzt den Fall – richtig, das is en Buch, ne?, das is erstmal, is ja auch en Stück Literatur, das muß ja nich so gewesen sein. Aber gesetzt den Fall, Sie würden von einer Frau Kenntnis nehmen, eh, Kenntnis haben, daß sie also von ihrem Mann mißhandelt wird, wie würden se sich da verhalten?

Boh, dat is schwer. Das is ganz schwer. Also * wie würd' ich mich verhalten? Ich glaub, zu dem Mann würd' ich den Kontakt abbrechen, also wenn das jetzt en Bekannter von mir wär, oder so, wär der für mich gestorben erst mal.

Mhm.

Ob ich der Frau, der Frau, weiß ich nich, ob ich der jetzt helfen könnte irgendwie, man weiß ja auch nich, wie man mit so Sachen umzugehen hat.

Mhm. (3/332-345)

Mit meiner Frage habe ich Daniel in eine schwierige Lage gebracht. Offenbar hat er mit einer so persönlichen Ansprache nicht gerechnet. Seine Unsicherheit zeigt er dabei auf verschiedene Weise. Er gibt Schwierigkeiten zu. Er stellt sich, um Zeit zum Überlegen zu gewinnen, die Frage erneut.

Die Art der Fragestellung offenbart, daß ich keinen wirklichen Themenwechsel vornehme, sondern den Themenkomplex Betty Mahmoody in den Zusammenhang des Problems »Gewalt gegen Frauen« stelle. Die Frage wird eingeleitet, kurz unterbrochen, um den Kommentar von Daniel zu unterstützen, anschließend wird die Fragestellung wieder aufgenommen. Die Fortführung des Themas wird jedoch von Daniel nicht registriert. Jedenfalls deutet er dies mit keinem Wort an.

Angesichts dieser Unsicherheiten ist es dann erstaunlich, daß Daniel zu einem sehr sicheren Urteil gelangt: Der Mann sei für ihn »gestorben«. Sein Zusatz »erst mal« ist auf verschiedene Weise zu verstehen: Er kann bedeuten, daß dies seine erste Reaktion wäre, nach der er zur Polizei ginge oder anderes unternähme. Er kann aber auch in der Weise als einschränkend verstanden werden, daß er nach einer gewissen Zeit mit diesem Mann wieder verkehren würde, z.B. dann, wenn dieser seine Handlungen bereuen würde.

Trotz dieser Einschränkung ist das Urteil von Daniel im wahrsten Sinne des Wortes vernichtend. Die Redewendung »für jemanden gestorben sein« wird im allgemeinen dann angewendet, wenn jemand völlig ignoriert wird, seine Existenz nicht mehr wahrgenommen wird. Indem Daniel für sich eine solch harte und unnachgiebige Haltung konjunktivisch prognostiziert, gibt er zu erkennen, daß er Gewalt gegen Frauen als ein sehr schlimmes Vergehen wertet. Allerdings gibt er ebenso deutlich zu verstehen, daß er mit solchen Vergehen kaum zu tun hat:

Is ja nich so oft, daß man darin irgendwelche Erfahrungen kriegt, oder so, ne?

Ja, weil es meistens ja unter der Decke bleibt, ne?

Ja, zum Beispiel. Ich kann mir auch vorstellen, dat nich in jeder Ehe oder bei jeder Freundschaft oder so geprügelt wird, ne?

Mhm.

Streitereien sind vielleicht, müssen eigentlich dabei sein, mein ich aber * * Verhalten würd' ich mich da vielleicht passiv, ganz bestimmt passiv, erstmal. (3/346-354)

Seine Verhaltensunsicherheit erklärt Daniel damit, daß es selten sei, daß solche Vorkommnisse bekannt würden. Diese Erklärung wird von meiner Seite mit dem Hinweis positiv bekräftigt, daß dies »meistens« (3/348) nicht bekannt würde. Damit habe ich zu verstehen gegeben, daß ich nicht ausschließe, daß in vielen Beziehungen solche Gewalttätigkeiten vorkommen und daß es hier eine gewisse Dunkelziffer gibt.

Zunächst pflichtet Daniel dem bei. Dann jedoch geht er auf die oben genannte Verstehensmöglichkeit ein und weist sie zurück. Interessant ist seine verhüllende Formulierung, die dadurch zustande kommt, daß er die unpersönliche Passivkonstruktion verwendet (»geprügelt wird«). Diese Formulierung läßt offen, wer in der Beziehung prügelt; theoretisch kann dies auch eine Frau sein.

Auch Daniels Hinweis, daß Streit in einer Beziehung sinnvoll sei, dient dazu, die Verstehensmöglichkeit meiner Bemerkung zurückzuweisen. Er unterstellt, daß ich möglicherweise Streit mit Gewalt verwechsele und kehrt die Notwendigkeit von Auseinandersetzungen nochmals hervor.

Für Daniel ist damit zum Thema alles gesagt. Nach einer längeren Pause wiederholt er – durchaus mit einem selbstkritischen Unterton –, daß er sich in dem von mir konstruierten Fall passiv verhalten würde.

Mhm. Und, ehm, wär das für Sie (räuspert sich) schwieriger, sich, eh, zum Beispiel den Kontakt abzub- brechen, ehm, wenn das en deutscher Mann is oder bei 'nem türkischen Mann?'

* Ja, mein Bekanntenkreis, oder unser Bekanntenkreis, der besteht ja im Prinzip nur aus Deutschen. (3/366-359)

Daniel hat zuvor den Zusammenhang zwischen dem Thema Betty Mahmoodys und dem konstruierten Fall nicht aufgenommen. Meine Frage versucht diesen Zusammenhang deutlicher zu machen, indem ich den Blick auf Gewalt lenke, die von einem türkischen Mann ausgehen kann. Eine solche Ausweitung des Problems wird von mir als Wagnis

angesehen. Dies verdeutlichen mein Räuspern, die Interjektionen sowie Anklänge von Stottern. Daniel legt erneut eine Pause ein und stellt anschließend fest, daß sein Bekanntenkreis vorwiegend aus Deutschen besteht. Der von mir angespielte Zusammenhang wird von ihm nicht aufgenommen. Statt dessen bezieht er sich auf konkrete Fakten des Alltags.

Nach dieser Gesprächspassage unterlasse ich weitere Anspielungen auf den Frauengesichtspunkt, der im Buch von Betty Mahmoody thematisiert wurde. Offenbar ist diese Frage für Daniel nicht wichtig genug, um als Thema akzeptiert zu werden.

Die Tatsache jedoch, daß Daniel sich nicht explizit gegen die im Diskurs schwelende und von mir angespielte Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen ausspricht, bedeutet aber auch, daß diese in unser Gespräch hineinwirken kann und so von uns akzeptiert wird.

Dabei ist dieser ausgrenzende Effekt das Produkt unserer gemeinsamen Arbeit. Ohne die Anspielungen, die mit meinen Fragen und Einlassungen verbunden waren, wäre dies nicht möglich gewesen. Das Gleiche gilt für Daniels Beteiligung, die darin zu sehen ist, daß er diese Anspielungen – im Unterschied zu anderen – nicht zurückgewiesen hat, weil er sie nicht zurückweisen wollte. Dies ist nicht der Gesprächssituation zuzuschreiben. An anderen Stellen des Gesprächs, z.B. als es um die Frage von Gewalt in Beziehungen ging, hat Daniel sehr wohl deutlich gemacht, daß er eine Anspielung, deren Richtung er nicht billigt, zurückzuweisen weiß.

3.4.4.4 Ethnozentrismus als Präsupposition II

Anschließend sprechen wir über Daniels Arbeit. Als Fahrer des Rettungsdienstes hat Daniel häufig Kontakt zu Ausländern und zu Deutschen, aber auch zu alten Menschen, die »in die letzten Jahre gehen« (3/441). Als unser Gespräch erneut zu versiegen droht, initiiere ich einen Themenwechsel und erzähle die Kopftuch-Geschichte:

> *Mhm. Noch mal zurück zu den, eh, Problem Betty Mahmoody. Es gibt en Fall in, in Berlin, wo 'ne Kindergärtnerin, (räuspert sich) das is 'ne Türkin, nich eingestellt worden ist, eh, die hatte sich beworben auf 'ne Stelle, die is nich eingestellt worden, weil sie sich geweigert hat, eh, während der Arbeit, en Kopftuch abzuziehen, abzulegen, ne? Und, ehm, das hat en ziemlichen Wirbel gemacht in der Stadt, und die Stadt hat also das, eh, die Nichteinstellung damit begründet, daß das, eh, Kopftuch, ehm, das sei ein Zeichen der Unterordnung der Frau und der Diskriminierung, und, ehm, von daher würde sich das im Kindergarten schlecht auf die Kinder auswirken, die sollten eben anders erzogen werden. Und da gab's aber auch en paar Leute, die haben, ehm, so argumentiert, also das wär 'ne Kleiderordnung, ne? Da würde sich also der Staat was anmaßen, was ihm eigentlich nicht zustünde und, ehm, die Frau soll gefälligst eingestellt werden. Und ich wollte Sie mal fragen, welche der beiden Positionen, Auffassungen finden Sie in Ordnung und warum? Und, ehm, wenn Sie keine davon in Ordnung finden, warum nich? (lacht etwas auf) Oder: Wie würden Sie entscheiden?* (3/446-462)

Bevor ich den Fall der Berliner Erzieherin schildere, stelle ich eine Verbindung zu dem zuvor erörterten Buch von Betty Mahmoody her. Wie gezeigt, ist der Zusammenhang zwischen Frauenemanzipation und der Mahmoody-Geschichte von Daniel nicht explizit nachvollzogen worden, zumal er von meiner Seite auch nur indirekt angesprochen worden war. Das ist nun nicht mehr der Fall. Die Kopftuch-Geschichte muß deshalb von Daniel auf diesem Hintergrund eingeordnet werden.

Die Geschichte thematisiert die Sichtweise, nach der im islamischen Glauben Frauen diskriminiert werden. Dies ist der inhaltliche Bezugspunkt zur Mahmoody-Geschichte, in der dies ebenfalls kritisiert wird. Doch die Geschichte thematisiert auch das Verhältnis des Staates zum Einzelnen, also die Frage, wieweit der Staat in persönliche Verhältnisse eingreifen darf. Dieses Thema wird mit dem Stichwort der »Kleiderordnung« eingeführt. Dabei konnotiert der Terminus »Kleiderordnung« gleichzeitig eine altmodische, überkommene Haltung, mit der der aus unserer Sicht fortschrittliche europäische Staat in eine antiquierte Ecke gestellt wird.

Für die Entscheidungssituation, vor die Daniel gestellt wird, heißt dies, daß er sich zwischen zwei überkommenen (und damit falschen?) Wertvorstellungen zu entscheiden hat. Indem ich ihm allerdings die Möglichkeit eröffne, keine dieser Wertvorstellungen zu teilen, deute ich gleichzeitig auch einen Ausweg aus dieser Zwickmühle an. Die abschließende Frage nach seiner Entscheidung spielt auf sich mittlerweile häufende Sendungen im Fernsehen an, bei der die Zuschauerinnen und Zuschauer dem Sender ihre Meinung mitteilen können (»Wie würden Sie entscheiden?«).

> Ja, entscheiden würd' ich vielleicht * gar nich. Ich würd' versuchen, die Entscheidung anderen aufzudrücken.
>
> *So!?! (lacht)*
>
> Ja, (lächelt) is dat einfachste in solchen Fällen. * Da' is 'ne schwierige Sache, man, ich glaub, man kann die Stadtmeinung vertreten, aber auch die Meinung anderer Leute. Ich sag mir, einerseits leben wir hier in sonnem freien Staat, wir haben hier Punker, wir haben hier Skins und T- Ted und Elvises und weiß ich wat a- für Leute, da sagt kein- ja is gut, da sagen alle: Guck mal, wie laufen

die rum, aber dat stört im Prinzip keinen. Warum könn' wir dann die Türkinnen nich mit 'nem Kopftuch rumlaufen lassen?

Mhm.

Andererseits bin ich der Meinung, die kommen hierhin un arbeiten hier, un leben ja in unserer Kultur, un dann könnten sie sich auch en bißchen danach richten, eh, weil näm- wär ja dann im Prinzip nur für acht Stunden. (3/463-478)

Daniel will sich nicht entscheiden. Ein wenig verschämt gesteht er zu, daß er sich in solchen Fällen gerne drückt. Er hat Verständnis für beide Auffassungen und entfaltet eine Einerseits-Andererseits-Argumentation.

Das Tragen eines Kopftuches vergleicht er mit anderen äußerlichen Besonderheiten, die von der Gesellschaft, wenn auch nicht in allen Fällen, so aber doch insgesamt, toleriert würden. Den Symbolgehalt des Kopftuchtragens, der angesprochen wurde, nimmt Daniel hier nicht auf. Dies ist deshalb erstaunlich, weil er den Schleier zunächst als ein Symbol von »religiöser Besessenheit« bezeichnet hatte. Offenbar will Daniel sich in dieser Phase des Gesprächs, in der ich ihn um eine Entscheidung bitte, auf keinen Fall als intolerant darstellen.

Andererseits verlangt er von Einwanderern, daß sie sich zumindest zeitweise nach »unserer« Kultur ausrichten sollten und bringt damit ein nahezu klassisches Argument aus dem Einwanderungsdiskurs ins Gespräch ein. Sein Argument sichert er gegen die Unterstellung von Rassismus oder Ethnozentrismus dadurch ab, daß er betont, eine solche Anpassung gelte ja nur für eine bestimmte Zeit. Diesen Aspekt nehme ich auf. Die von Daniel nicht explizierte, sondern nur nahegelegte Schlußfolgerung wird von meiner Seite expliziert und ihm als Verstehensmöglichkeit angeboten:

Mhm, Sie fanden, finden das also, auch, eh, in gewisser Weise zumutbar, (Telefonläuten) wenn sie (Unterbrechung der Aufnahme) Also wir waren gerade dabei: zumutbar.

Auch, ja! Wenn ich aufe Wache aufzieh, muß ich ja auch mein Dienstk-, kleidung anziehen.

Richtig, mhm.

Un, ob mir dat schmeckt oder nich, muß sein, die Amerikaner, die laufen auch legerer rum, die haben 'ne Jeanshose an, is genauso schwer entflammbar wie uns're blöden Hosen, die wir da tragen. Da ko-

Ach die Feuerwehrleute in Amerika? Mhm.

Da kommt wieder diese, diese deutsche * Gradeaus-Seherei durch.

Mhm.

Beamtentum * Ich mein, man müßte eigentlich mit beiden Entscheidungen leben können. (3/479-492)

Unser Gespräch wird durch einen Telefonanruf kurz unterbrochen. Für die Gesprächsentwicklung ist dies aber nicht relevant. Der inhaltliche Faden wird von Daniel weitergesponnen, wenn er nun konkretisiert, daß er als Feuerwehrmann schließlich auch Dienstkleidung zu tragen habe. Dies halte er nicht nur für überflüssig, sondern es verweise zudem auf eine unnötige Disziplin, die Deutsche auszeichne.

Die Widersprüchlichkeit dieser Argumentation sticht ins Auge. Zunächst setzt Daniel seine Dienstkleidung mit »normaler« Straßenkleidung gleich. Auf diese Weise kehrt er jedoch die Ausgangslage im Fallbeispiel um. Es wird nun die Norm zum Besonderen: die Straßenkleidung wird zur Dienstkleidung. An dieses Besondere, von der Norm Abweichende, soll sich die Muslima anpassen. Die geltenden Kleidervorschriften werden also von Daniel als Dienstvorschriften gewertet, für die es jeweils auch Argumente gibt, die – mal mehr, mal weniger – stichhaltig sind. Die Köchin/der Koch bedeckt ihre/seine Haare, damit sie nicht ins Essen gelangen können. Feuerwehrleute tragen schwer entflammbare Kleidung, um sich im Einsatz zu schützen. Unabhängig davon, ob Daniel diese Argumente im einzelnen nachvollzieht, konstruiert er durch die Gleichsetzung von Dienstkleidung und geltender Kleider-Norm eine Situtation, in der die Norm als Normabweichung erscheint; an diese Normabweichung habe man sich anzupassen.

Dieser falsche Vergleich wird nicht korrigiert. Mein Einwurf »richtig« muß Daniel sogar eher zur Fortsetzung dieses Vergleichs auffordern.

Dabei wäre es durchaus möglich gewesen, auf verschiedene Weise die Fragwürdigkeit dieses Vergleichs aufzuzeigen. Eine Möglichkeit wäre gewesen, den Vergleich mit dem Hinweis auf den Symbolgehalt des Kopftuches abzuwehren. Diesen Symbolgehalt hatte Daniel im Gespräch zuvor selbst thematisiert. So hätte ich etwa äußern können: »Doch Sie werden doch nicht gezwungen, bei ihrer Arbeit eine Kette mit einem Kreuz zu tragen?«

Eine weitere Möglichkeit wäre gewesen, etwa zu erwidern: »Finden Sie denn, daß sich die Vielgestaltigkeit unserer Mode mit Uniformen vergleichen läßt?« Dies hätte die Nichtvergleichbarkeit der Situationen in den Mittelpunkt gestellt. Diese Einwände erhebe ich jedoch nicht.[75]

Daniel kann deshalb seinen Vergleich weiter fortführen und bringt dabei

nun einen neuen Gesichtspunkt ein. Er gesteht zu, daß er das Argument für seine Dienstkleidung eigentlich nicht teilt und knüpft daran eine Kritik an deutsche Gepflogenheiten an. Dennoch ist er der Auffassung, daß er sich unabhängig davon »ob mir dat schmeckt oder nich« (3/485) danach zu richten habe. Weil dies so ist, deshalb sollte sich die Muslima nach den hiesigen Kleidervorschriften richten.

Das Spannende daran ist, daß Daniel diese Schlußfolgerung nicht expliziert. Er muß sie auch nicht explizieren, damit ich seine Aussage verstehe, weil dieses Argument im Einwanderungsdiskurs präsent ist. Nur durch Daniels und meine Kenntnis dieses Diskurses stellt sich dieser ethnozentristische Gehalt im Gespräch her, den wir gleichzeitig reproduzieren.

Dabei ist unsere Schlußfolgerung keineswegs logisch und erst recht nicht zwingend. Warum sollten sich Einwanderer deshalb an Normen anpassen müssen, weil wir uns auch an Normen anpassen müssen? Denkbar wäre ja auch, daß den Eingeborenen wie den Einwanderern diese Anpassungsleistung nicht auferlegt wird.

Doch unsere Schlußfolgerung ist eben eine, die im Einwanderungsdiskurs häufig vorfindbar ist. Daneben verweist sie aber auch auf die Motivlage derjenigen, die diese Forderung stellen. Sie entwickeln diese Haltung aus dem Gefühl, daß auch sie selbst sich ebenfalls (ent-)fremde(te)n Ansprüchen unterwerfen müssen. Im Zusammenhang kommt dabei eine Form »rebellierender Selbstunterwerfung« heraus. Möglicherweise wird Daniel dies auch bewußt, wenn er einlenkend und resümierend erneut zu verstehen gibt, für beide Positionen Verständnis zu haben. Die Analogie zur Dienstkleidung zeigt dabei aber auch, daß der Konflikt von ihm als einer zwischen verschiedenen Kleiderordnungen aufgenommen wird. Zur Frage des Symbolgehalts des Kopftuchs bzw. zur angesprochenen Benachteiligung von Frauen im islamischen Glauben äußert sich Daniel auch dieses Mal nicht.

> *Ja, das geht aber nich, man muß sich ja irgendwie, d-, das is ja en Fall, ne? Irgendwie muß das ja entschieden werden.*
>
> * Mhm. * Naja, ich sag mal so, ich hab et nich zu entscheiden.
>
> *Mhm.*
>
> * Ich mach mir vielleicht meine Gedanken darum, aber *. Bin schon ganz froh, daß ich darüber nich das Sagen hab, weil wüßt ich jetzt im Moment nich, wirklich nich.
>
> *Mhm.*
>
> Ich mein, is en pro und en contra und da jetzt en Mittelmaß zu ziehen, is nich leicht.
>
> *Nee, das stimmt. Mhm* *.
>
> Ich weiß et nich. (3/493-504)

Daniels relativierende Position wird von mir nicht akzeptiert. Obwohl ich ihm die Möglichkeit offeriert hatte, daß er auch beide Positionen ablehnen könne, verlange ich nun Eindeutigkeit. Diesem Druck entzieht er sich, indem er darauf verweist, daß er nicht in einer solchen Entscheidungssituation sei und dies auch nicht bedaure.

Die Möglichkeit, im weiteren über die »rebellierenden« Faktoren zu sprechen, die ihn zu einer solchen Haltung bringen, nehme ich nicht wahr. Dadurch hätte sich jedoch die Möglichkeit aufgetan, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: Nicht mehr die Probleme der Einwanderer wären Diskussionsgegenstand gewesen, sondern es wäre vermutlich um die unbefriedigende Situation von Daniel gegangen.

Statt dessen versuche ich, Daniel hin zu einer eindeutigen Position zu drängen und begründe dies mit dem Sachzwang, daß dieser Fall entschieden werden müsse. Dies kann von Daniel auch so verstanden werden, daß entschieden werden müsse, egal, ob es »ihm schmeckt oder nicht«. Doch diesem Druck entzieht sich Daniel dadurch, daß er auf seinen sozialen Status anspricht, der ihn erst gar nicht in solche Entscheidungssituationen bringen würde. Dies verweist darauf, wie die Diskursposition von Daniel seine Argumentation beeinflußt, was er zudem artikuliert.

Auch weist er darauf hin, daß es bei dieser Frage darum gehe, ein »Mittelmaß« zu finden. Dies macht deutlich, daß es ihm um einen Kompromiß geht und daß er die Entweder-Oder-Position, die ich nahelege, nicht akzeptiert. Dabei ist interessant, daß Daniel die Position der Mitte offenbar positiv bewertet. Er bewegt sich damit im Rahmen der kollektivsymbolischen Topik, nach der Ereignisse und Bewertungen nach dem Rechts-Mitte-Links-Schema eingeordnet werden, wobei die Mitte der Ort ist, an dem die Normalität haust. (Vgl. hierzu Link 1982 und 1992a.)

Doch ich gebe mich immer noch nicht zufrieden:

75 Daß dieser (falsche) Vergleich auch nach dem Gespräch, also vor dieser Analyse, von mir nicht bemerkt wurde, zeigt sich in einem Interview, das ich später aufgezeichnet habe. Dort nehme ich diesen Vergleich selbst vor.

Wie könnten Sie sich denn vorstellen, daß der Amtsleiter das lösen könnte, also wie, wie, wie könnte er sich selber so fit machen, daß er entscheiden kann?

Ja, wenn, wenn er dat Mädel in en städtischen Kindergarten einsetzen würde, in dem en großer Teil ausländi- türkischer Kinder, oder sagn wir,

Ja, zum Beispiel, richtig! Mhm.

en ziemlich hohen, da Kinder, die is-islamischen Glauben haben, dann is dat Problem eigentlich im Prinzip gelöst.

Mhm. (3/505-514)

Nachdem Daniel die Entscheidungssituation auch spielerisch nicht akzeptieren konnte, versuche ich ihm die Rolle eines Beraters zuzuschreiben. Was sollte der Amtsleiter tun, damit er entscheiden kann? Der Druck, selbst entscheiden zu müssen, ist damit von ihm genommen.

Nun kann Daniel den Fall schnell lösen: Die moslemische Erzieherin solle in einem Kindergarten eingesetzt werden, in den vor allem moslemische Kinder gehen. Auf diese Weise sei das Problem gelöst.

Bezugnehmend auf meine Ausgangsfrage, die sich ja zwischen der Kleiderordnung einerseits und der Diskriminierung der Frau andererseits bewegte, unterstreicht Daniels Lösungsvorschlag, daß er nur eine Seite des Konflikts sieht, nämlich den zwischen verschiedenen Kleiderordnungen. Nur diese Seite hat er problematisiert.

Andererseits hat Daniel die angesprochene Diskriminierung der Frauen durch den Islam erneut nicht zurückgewiesen. Dazu hätte er durchaus die Gelegenheit gehabt, zumal die Fragestellung explizit die Variante enthielt, daß er auch beide Positionen »nicht in Ordnung« finden könne. Wenn er nun mit seinem Lösungsvorschlag das Problem als im Prinzip gelöst ansieht, so geht darin gleichzeitig die Vorstellung ein, für türkische oder moslemische Mädchen sei es im Unterschied zu deutschen oder christlichen nicht so bedeutsam, wenn sie zur Unterordnung erzogen werden.

Na ja, das-da kann se da mit ihrem Kopftuch rumrennen, die Kinder kennen das nich alle, die werden nich voreinge- voreingenommen, die würden auch nich sagen: Mein Gott, bis du, bis keine richtige Frau, weil du en Kopftuch trägst, weil se von zu Hause nix anderes kennen.

Mhm. (3/515-519)

Daniel kommt nun auf die Kinder zu sprechen, die den Kindergarten besuchen. Sie hätten aus verschiedenen Gründen keine Schwierigkeiten mit einer Erzieherin, die ein Kopftuch trägt. Entweder sei für sie ein solcher Anblick nicht ungewöhnlich. Damit spielt Daniel auf moslemische Kinder an. Ansonsten seien Kinder insgesamt nicht voreingenommen. Diese Bemerkung ist vor dem Hintergrund zu verstehen, daß Kinder ihre Sehgewohnheiten und Normen erst noch herausbilden, während bei Erwachsenen dieser Prozeß zu einem gewissen Abschluß gekommen ist.

Interessant ist darüber hinaus, daß Daniel sich hier zu den Vorbehalten äußert, von denen er annimmt, daß sie gegen kopftuchtragende Frauen vorgetragen werden. Der Ausdruck »richtige Frau« ist dabei mehrfach lesbar. Er kann verstanden werden als Anspielung auf Emanzipation. Frauen sind erst dann richtige Frauen, wenn sie gleichberechtigt sind. Er kann verstanden werden als Anspielung auf äußere Schönheit. Eine Frau mit Kopftuch gilt als unerotisch.

Ja, das is-

***Aber** junge Frauen, die, eh, mit Kopftuch, als junge Türkinnen oder eben Is-, Musleminnen, ehm, die auch mit em Kopftuch die Straße, auf der Straße sind, kennen Sie eigentlich nich, haben se auch noch nich gesehen? Das es also /*

Och, doch ja, also wir fahren so öfters durch H. (Stadtteil) oder in Richtung nach B. (Stadtteil),

Mhm.

un dat sind im Süden, glaub ich, die Gebiete, wo vorzugsweise Türken wohnen. Die sind normal angezogen und tragen eben en Kopftuch. Oder, eh, manche ziehen sich das Kopftuch auch erst kurz vor zu Hause auf, ne?

Ja? (lacht)

Ja, soll alles schon vorgekommen sein.

Mhm.

Und ich **guck mir die Leute jedenfalls gerne an, deswegen** . ... (3/520-535)

Obwohl Daniel weiter über die Situation im Kindergarten sprechen will, unterbreche ich ihn und frage nach, ob er Muslima mit Kopftuch kenne oder schon mal gesehen habe.

Mit dieser Frage gebe ich dem Gespräch erneut eine persönliche Wendung und knüpfe an eine Aussage von Daniel an, die er zu Beginn des Gesprächs gemacht hatte. Dort hatte er hervorgehoben, daß sich junge Türken anders als alte Türken kleiden. Dies erklärt, weshalb ich die Frage aus der Erwartung heraus formuliere, daß Daniel junge kopftuchtragende Türkinnen nicht kenne bzw. noch nicht gesehen habe.

Daniel verneint meine Unterstellung und berichtet von jungen Türkinnen aus einem Duisburger Stadtteil, die – mit Ausnahme des Kopftuchs

– »normale« Kleidung trügen. Er hat auch junge Türkinnen dabei beobachtet, wie diese ihr Kopftuch erst vor der elterlichen Haustür angelegt haben.

Meine Nachfrage, wieso junge Türkinnen so handeln, beantwortet Daniel mit einem Vergleich ihrer Situation mit seiner eigenen, als er früher seinen Eltern zu verheimlichen suchte, daß er rauchte. Auf die Frage, ob er glaube, daß die Eltern das Tragen des Kopftuchs vorschrieben, antwortet er:

> Da hängt ganz bestimmt en großer Teil von ab bei vielen, die haben 'ne sehr feste Familienstruktur.
>
> *Mhm.*
>
> Wenn die Familie intakt is, also der Sohn, auch wenn er hinterher aus'm Haus is und verheiratet is, wenn der Vater was sagt, da hat der Sohn erstmal zu gehorchen.
>
> *Mhm.* (3/544-550)

Wiederum beantwortet Daniel die Frage nicht mit Ja oder Nein, sondern läßt seine Zustimmung als Unterstellung zwischen uns stehen. Trotzdem nimmt er hier eine Verallgemeinerung vor. Zunächst unterstellt er zwar diesen Zwang, den Eltern auf junge Türkinnen ausübten, nur (vielen) türkischen Familien. Dann aber verallgemeinert er diese Annahme in der Weise, daß er eine Regel formuliert: Dann, wenn die Familie intakt ist, herrscht in türkischen Familien eine feste strukturelle Hierarchie, aus der heraus dieser Zwang entstehe.

Damit vollzieht Daniel durchaus eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen, denn er geht davon aus, daß es eine Dominanz der Männer in türkischen Familien gebe. Interessant ist aber, daß er diese Dominanz nicht auf Frauen und Mädchen bezieht, sondern darauf, daß auch verheiratete Männer ihren Vätern zu gehorchen haben. Er nimmt die Ethnisierung von Sexismus also aus der männlichen Perspektive wahr.

Erneut hat Daniel auf diese Weise die benachteiligte Stellung der Frau, von der zuvor die Rede war, nicht als Argument aufgenommen. Sie ist ihm offenbar nicht wichtig. Statt dessen führt er weiter aus:

> Das is, vielleicht, auch, auch nich so verkehrt, manchmal.
>
> *Wieso? * Was finden Sie daran richtig?*
>
> * Früher wurden wir au' so erzogen, ne? War au' nich verkehrt. * Der Vatter war immer Familienoberhaupt, un im gewissem **Alter** -
>
> ***Und** jetzt is es nich mehr so?*

> Nö, bei vielen, weiß ich nich, wenn ich so viele von den Kids heute sehe *. Kann ich mir gar nich vorstellen, dat die noch zu Hause sagen: Ja, Vatter, du has Recht. Und ab 'n gewissen Alter sollten die ihre eigene Meinung haben, un sollten se auch ihre Freiheiten haben, is ganz klar. Und irgendwann müssen se sich auch von ihren Eltern lossprechen, ihr eigenes Leben leben, aber bis zum gewissen Alter, find ich, sollte et gegeben sein, dat man dann 'ne feste Hand hat, die führt. (3/551-562)

Anders als zu erwarten, äußert Daniel sich nun positiv über die von ihm so wahrgenommenen festen Familienstrukturen türkischer Familien. Zwar formuliert er dies eher defensiv, indem er sagt, daß die Dominanz des Vaters »manchmal« nicht verkehrt sei. Er sagt also nicht, daß er dies richtig findet, sondern spielt bereits auf eine mögliche Kritik solcher Strukturen an.

Meine Nachfrage, welche Gesichtspunkte an einer solchen Erziehung er denn begrüße, veranlaßt ihn, den Blick auf den augenblicklichen Zustand deutscher Familien zu richten. Fast wehmütig räumt er ein, daß ihm eine solche Erziehung auch nicht geschadet habe. Daniels Aussage reiht sich hier ein in die Aussagen vieler Erwachsener, die ihre eigene Erziehung im nachhinein als hart, aber gerecht begreifen. Die Erfahrungen von Einschränkung und Disziplinierung werden auf diese Weise umgewertet in Erfahrungen von Reife und Lebenstüchtigkeit.

Daniel bedauert diesen Autoritätsverlust, denn er glaubt, daß es wichtig sei, daß junge Menschen bis zu einem gewissen Alter von ihren Eltern, genauer vom Vater, geführt werden. Auch seine Formulierung, eine »feste Hand« solle leiten, verweist noch einmal auf die Notwendigkeit der Verarbeitung von Erfahrungen, die auch schmerzlich sein können.

Seine positiven Ausführungen über die Familienstruktur in »intakten« türkischen Familien entfalten darüber hinaus aber auch noch eine andere Wirkung: Auch wenn er dies konkret am Verhalten von jungen Männern festmacht, so ist dies vor dem Hintergrund der explizierten wie auch nur angespielten Ethnisierung von Sexismus auch als Plädoyer für diesen Sexismus verstehbar. Diesen Sexismus kann Daniel aber nicht offen gutheißen, ohne mit Widerspruch (bei mir) zu rechnen.

3.4.4.5 Zusammenfassung

Die Analyse des Gesprächsabschnitts hat gezeigt, daß die Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen ein Produkt der gemeinsamen Gesprächsarbeit ist. Sie bildet die Hintergrundfolie für unsere Argumentation, ohne daß sie stets explizit angesprochen wird. Das Thema wird von

meiner Seite aus mehrfach angespielt, manchmal auch expliziert. Daniel schweigt sich dazu entweder beharrlich aus, oder er wechselt die Themenschwerpunkte. Bei Betty Mahmoody hebt er z.B. hervor, sie würde als Amerikanerin anders (als Deutsche) in der Öffentlichkeit beurteilt. Die Tatsache, daß er sich passiv verhält und die Unterstellungen und Anspielungen nicht zurückweist, verstrickt ihn in diesen Diskurs.

Zu fragen ist, ob Daniel in der konkreten Interviewsituation dazu Gelegenheit gehabt hätte, die angespielte Ethnisierung von Sexismus zurückzuweisen. Dies ist durchaus der Fall. Die Themen, die ihm wichtig waren, hat er ohne Probleme ins Gespräch eingebracht, wie z.B. seinen Zorn auf Ostdeutsche. Es ist nicht der Gesprächsstruktur anzulasten, daß er im Falle der im Raum stehenden Ethnisierung von Sexismus nicht entsprechend gehandelt hat.

Nur an einer Stelle nimmt Daniel eine Ethnisierung von Sexismus explizit vor. Interessant ist hier die Männerperspektive, die er dabei einnimmt. Er thematisiert patriarchales Denken nicht als Problem zwischen Männern und Frauen, sondern als Herrschaftsstruktur innerhalb der Familie. Das bedeutet, daß sich auch männliche Familienmitglieder als Opfer dieses Herrschaftsverhältnisses begreifen können. Daß Daniel insgesamt dem Patriarchat etwas Positives abgewinnen kann, erklärt sich aus seiner Diskursposition: Als (junger) Mann hat er die Perspektive, zukünftig diese dominante Rolle in seiner Familie einzunehmen.

3.4.5 Systematisierende Zusammenfassung der vier Feinanalysen

Im folgenden werden zunächst die wichtigsten Analyseergebnisse der vier Feinanalysen zusammenfassend dargestellt und systematisiert. In einem zweiten Schritt werde ich dann die weiteren elf Interwiews betrachten und Modifikationen, Ergänzungen und Unterschiede aufzeigen, um herauszufinden, ob es weitere Formen der Ethnisierung von Sexismus gibt.

3.4.5.1 Diskurswirkungen einer Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungs- und Frauendiskurs in der BRD

Die Feinanalysen der Interviewpassagen haben aufzeigen können, daß

eine Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen innerhalb des Einwanderungsdiskurses vor allem dessen rassistische und ethnozentristische Gehalte stärkt. Sexismus, der den EinwanderInnen unterstellt wird, wird als Stütze negativer Bewertungen dieser Personengruppen verwendet.

Für die Beantwortung der Fragestellung dieser Untersuchung ist dieser Befund somit in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: Zum einen bedeutet dies, daß eine Ethnisierung von Sexismus (im Kontext des Einwanderungsdiskurses) als eine Äußerungsform rassistischer und/oder ethnozentristischer Konstruktionen begriffen werden muß. Die zweite Schlußfolgerung ist die, daß der humanitäre Gehalt, der in eine Kritik von Sexismus eingeht, im Alltagsdiskurs nicht die diskursive Kraft entfalten kann, die rassistischen und/oder ethnozentristischen Konstruktionen des Einwanderungsdiskurses aufzubrechen oder auch nur in Frage zu stellen. Wenn also eine Ausgangsfrage dieser Untersuchung die war, ob und inwiefern sich durch eine Ethnisierung von Sexismus antisexistische Effekte im Einwanderungsdiskurs herstellen, die im Widerspruch zu seinen ausgrenzenden rassistischen Effekten stehen, so muß diese Frage für die Ebene des Alltagsdiskurses negativ beantwortet werden.

Das Gleiche gilt auch für die zweite Ausgangsfrage, die mit dieser Untersuchung verbunden war. So war das Analyseinteresse vor allem auf die Verschränkung eines Teils des Einwanderungsdiskurses und eines Teils des Frauendiskurses (in Deutschland) gerichtet. Die linguistischen Feinanalysen waren deshalb darauf ausgerichtet, auch die Wirkungen zu berücksichtigen, die sich durch eine Ethnisierung von Sexismus im Frauendiskurs geltend machen. Konkret war dies die Frage danach, ob die Norm der Gleichberechtigung der Geschlechter hierdurch gestärkt wird und sich im Alltagsdiskurs weiter durchsetzen und verallgemeinern kann.

Auch diese Frage muß negativ beanwortet werden. Zumindest für die Diskursebene des Alltags konnten durch die Feinanalysen solche Effekte nicht aufgewiesen werden.[76]

76 Es soll hier aber betont werden, daß damit keine Aussage darüber getroffen ist, welche Diskurswirkungen von einer Ethnisierung sexistischer Verhaltensweisen im Alltag ausgehen können, sofern sie im Kontext des Frauendiskurses artikuliert werden. In den hier durchgeführten Interviews wurden zwar gezielt Elemente dieses Diskurses thematisiert, dennoch stehen die Äußerungen eindeutig im Rahmen einer Analyse des »Einwanderungsdiskurses«.

Dagegen konnte gezeigt werden, daß die rassistischen Wirkungen, die von einer Ethnisierung sexistischer Haltungen ausgehen, durch den herrschenden (sexistisch geprägten) Frauendiskurs in unterschiedlicher und widersprüchlicher Weise beeinflußt werden.

So kann die negative Beurteilung des ethnisierten Sexismus durch die Verwicklung mit diesem Sexismus eingeschränkt, wenn auch nicht aufgehoben werden. In der Analyse des Gesprächs mit Ewald konnte diese Verwicklung nachgezeichnet werden, wobei von Bedeutung ist, daß die sexistischen Gehalte der Äußerungen nur deshalb diese Wirkung erzielen können, weil und insofern sie im Gespräch nicht als strittig markiert wurden.[77]

Im Gespräch mit Imma wirkt sich der Frauendiskurs anders aus. Konfrontiert mit den antisexistischen Normen des Frauendiskurses, bewirkten diese eher eine Verstärkung und Verfestigung der rassistischen Momente der vorgenommenen Ethnisierung von Sexismus. Die in Auseinandersetzung mit dem herrschenden Sexismus entwickelten antisexistischen Normen verstärkten hier eher rassistische Konstruktionen (vom Islam und vom moslemischen Mann), anstatt sie aufzuheben.

Ebenfalls im Gespräch mit Imma (doch nicht nur dort) wird aber auch deutlich, daß die Verschränkung von Frauendiskurs und Einwanderungsdiskurs nicht unbedingt als eine solche wahrgenommen oder reflektiert wird. Eher sind es Normen des herrschenden Erziehungsdiskurses, die hier Auslöser für eine negative Bewertung des (ethnisierten) Sexismus sind. Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, daß die Normen des Erziehungsdiskurses wiederum nicht unerheblich durch die des Frauendiskurses in der BRD gespeist werden.

Insgesamt kann also festgehalten werden, daß eine gleichzeitige Thematisierung von Elementen des Frauen- und des Einwanderungsdiskurses nicht nur letzteren rassistisch verstärkt, sondern hinsichtlich der Effekte, die auf den Frauendiskurs ausgehen, sexistische Wirkungen, wenn nicht herstellt, so doch konserviert.

3.4.5.2 Ethnisierungsweisen

Eine weitere Fragestellung der Feinanalysen war, herauszufinden, *auf welche Weise* sich eine Ethnisierung des Sexismus im Alltagsdiskurs

77 Ich werde im Abschnitt »Ethnisierungsweisen« genauer darauf eingehen, weshalb dieser Umstand von Bedeutung ist.

vollzieht.

Die *Kopplung selektiver Erfahrungen mit Informationen aus den Medien* ist dabei besonders auffällig. Dabei können die Verweise auf die Medien als Zitate des gegenwärtigen Interdiskurses gelesen werden. Durch die Verkopplung von bekannten Diskurselementen mit eigenen Erfahrungen wird die Ethnisierung von Sexismus von allen vier Interviewten im Alltagsdiskurs als Problem aufgeworfen. Um jedoch ihre ausgrenzenden Wirkungen erzielen zu können, dazu ist mehr notwendig.

Diese ausgrenzenden Wirkungen werden vor allem durch eine *gemeinsame Arbeit der am Diskurs Beteiligten* hergestellt. Dies kann durchaus auf unterschiedliche Weise geschehen.

Im Gespräch mit Daniel konnte z.B. gezeigt werden, daß die von mir angesprochene oder angespielte Ethnisierung von Sexismus dadurch Wirkung erzielen konnte, daß und insofern er sie nicht zurückgewiesen hat. Im Gespräch mit Hanna wird die Ethnisierung sexistischer Haltungen ebenfalls von mir selbst ins Gespräch gebracht. Hanna nimmt die Konstruktion positiv auf, um ihre ethnozentristische Sichtweise damit stützen zu können. Auch hier ist die nicht strittige Ethnisierung von Sexismus das Resultat unserer gemeinsamen Diskursarbeit. Im Gespräch mit Ewald werden sowohl seine Ethnisierungen wie auch seine sexistischen Äußerungen von mir nicht zurückgewiesen und können deshalb Wirkung entfalten. Schließlich wird im Gespräch mit Imma die Ethnisierung zwar problematisiert, doch dadurch, daß ich keine klare Gegenposition einnehme, kann die ausgrenzende rassistische Wirkung zur Geltung kommen.

Es kann somit festgehalten werden, daß ohne eine gemeinsame (aktive) Diskursarbeit die rassistischen Wirkungen im Alltagsdiskurs nicht produziert werden können. Dies ist deshalb bedeutsam, weil in allen vier Analysen ebenso Wege skizziert werden konnten, wie sich die Beteiligten aus den rassistischen Fallstricken zumindest teilweise befreien könnten.

Daß allenthalben die moslemische/türkische Familie oder die islamische Kultur als der Ort ausgemacht wird, an dem Frauen unterdrückt werden, ist bereits in der synoptischen Analyse angesprochen worden.

In den Feinanalysen konnte gezeigt werden, daß diese Zuschreibungen die Funktion von *Euphemismen* einnehmen. Es werden dadurch nicht nur die Personen, um die es geht, unsichtbar gemacht. Gleichzeitig führen sie dazu, die rassistischen Konstruktionen quasi zu objektivieren. Da-

durch kann das einzelne Individuum von Verantwortung freigesprochen werden.

Eine solche Objektivierung hat z.B. im Interview mit Ewald den Effekt, daß er seine gute Beziehung zum männlichen Teil einer moslemischen Familie als nicht anstößig darstellen kann. Im Gespräch mit Hanna übernimmt »die Kultur« des Orients diesen Part. Die Angehörigen dieser »Kultur« werden zu Marionetten, die das, was an Entwicklungspotential in dieser »Kultur« steckt, lediglich nachvollziehen können; sie hängen gleichsam an den Stricken dieser »Kultur«. Selbst im Gespräch mit Imma, die die Ethnisierung von Sexismus über weite Strecken an dem Verhalten von Männern festmacht, wird die kulturell-diskursive Verstricktheit als prägender, unveränderbarer Faktor angesprochen.

Schließlich soll hier ein Gesichtspunkt angesprochen werden, der für die Art und Weise, wie Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs vorgenommen wird, von Bedeutung ist und der bereits in der synoptischen Analyse herausgearbeitet wurde:

Wenn auch die verschiedenen Argumentationsweisen, die der Einwanderungsdiskurs insgesamt bereithält, allen Interviewten bekannt sind, so läßt sich der aktive Umgang mit ihnen, sozusagen die Auswahl der vorgetragenen Argumente, aus der unterschiedlichen *Diskursposition* der Beteiligten erklären. Die diskursiv erzeugte und verarbeitete Lebenslage der Interviewten macht sich auch in den Feinanalysen – selbstverständlich in unterschiedlicher Weise – bemerkbar.

Die weibliche Lebenslage zeigt sich in den Gesprächen mit Imma und Hanna z.B. in der Selbstverständlichkeit, mit der sie die Gleichberechtigung der Geschlechter befürworten bzw. deren Ablehnung zurückweisen. Eine solche Position ist im Gespräch mit Daniel und Ewald nicht zu finden. Ewald schränkt sogar Gleichheitsansprüche, die seitens der Frauen erhoben werden, ein. Er weist darauf hin, daß es doch gewisse unterschiedliche Fähigkeiten und Kompetenzen von Männern und Frauen gäbe. Schließlich wird im Gespräch mit ihm deutlich, wie seine traditionellen (sexistischen) Auffassungen sogar seine rassistischen Konstruktionen zu relativieren in der Lage sind. Auch bei Daniel macht sich seine männliche Lebenslage geltend, wenn er einerseits die Ethnisierung von Sexismus an traditionellen Familienstrukturen bei Türken festmacht, andererseits diesen Strukturen aber auch Positives abgewinnen kann.

3.4.5.3 *Weitere rassistische Effekte im Einwanderungsdiskurs, die in Verbindung mit der Ethnisierung von Sexismus reproduziert wurden*

Über diese Ethnisierungsweisen hinaus haben die vier Feinanalysen eine Reihe von weiteren ausgrenzenden Effekten sichtbar gemacht, die die rassistische Struktur des Einwanderungsdiskurses verstärken. Dabei handelt es sich um solche Elemente, die auch unabhängig vom ethnisierten Sexismus virulent sind.

Die auffälligsten Merkmale sind die Gleichsetzung von Türken und Moslems sowie die selbstverständliche Homogenisierung von Deutschen einerseits und Ausländern andererseits. Vor allem durch den Einsatz von Pronomina und Adverbien (des Ortes) werden solche Ausschließungseffekte produziert. Die Rede ist von »wir« im Unterschied und Gegensatz zu »die«; von »uns« im Unterschied und Gegensatz zu »denen«. Auch wenn Einwanderer in der Bundesrepublik gemeint sind, wird zwischen »hier« und »dort« unterschieden, obwohl diejenigen, die »dort« leben, hier leben. Mit solchen Adverbien und Pronomina wird auf die Topik des in der Bundesrepublik geltenden Systems kollektiver Symbole angespielt, eines Systems, dem sich der einzelne nicht leicht entziehen kann. Im Falle der Thematisierung von Einwanderung erschwert diese Topik jedoch, Differenzierungen vorzunehmen und in den Diskurs einzuführen.

Doch auch weitere Vorurteile des Einwanderungsdiskurses werden in Verbindung mit der Ethnisierung von Sexismus aufgegriffen: Da werden die Opfer von Diskriminierung für diese verantwortlich gemacht, wenn betont wird, EinwanderInnen paßten sich nicht an hiesige Sitten und Gebräuche an. Dies ist vor allem in den Interviews mit Hanna und Ewald zu beobachten. Des weiteren werden Türken, auch wenn sie bereits lange hier leben oder in der Bundesrepublik geboren und aufgewachsen sind, als Fremde bzw. »Gäste« markiert (so vor allem durch Hanna und Imma). Es werden – vor allem von Ewald und Hanna – Unverträglichkeiten zwischen verschiedenen Personengruppen – auch innerhalb der Deutschen – beschworen. Solche Relativierungen rassistischer Vorbehalte geraten dadurch, daß sie nicht von mir zurückgewiesen werden, zu einem Faktor, der Rassismus verstärkt.

Gerade die Fülle der rassistischen Unterstellungen und Konstruktionen aber, die in den Interviews auftauchen und die unmöglich innerhalb eines Gesprächs alle zurückgewiesen oder nur problematisiert werden kön-

nen, weist darauf hin, wie dicht der Einwanderungsdiskurs mit rassistischen Positionen ausstaffiert ist.

3.4.5.4 Antirassistische Auswirkungen

Zugleich macht sich aber in allen vier Interviews auch bemerkbar, daß rassistische Einstellungen im Einwanderungsdiskurs tabuisiert sind.

Dies wirft die Frage auf, inwieweit das, was als antirassistische Norm in die Gespräche hineinragt, als Teil einer Verleugnungsstrategie von Rassismus oder im Gegensatz dazu als Bemühen um Differenzierung zu verstehen ist. Aus Sicht der Diskursanalyse stellt sich jedoch diese Frage so zugespitzt nicht. Der Diskurs, auch der Alltagsdiskurs, ist ein Produkt der in ihm Agierenden, so wie deren Bewußtsein ein Produkt dieses Diskurses ist. Die subjektiven Intentionen und Motive, die Sprecherinnen und Sprecher dazu bringen, sich bestimmter Diskursstrategien zu bedienen, fließen zwar in dieses gemeinsame Produkt ein, doch können sie davon, was die Rezipientinnen und Rezipienten der Äußerungen darunter verstehen, in welchen Kontext sie diese einordnen, erheblich abweichen. Deshalb gehe ich bei der Betrachtung der Faktoren, die den Diskurs infolge der antirassistischen Normen im Einwanderungsdiskurs beeinflußt haben, davon aus, daß diese sowohl den Effekt der Verleugnung wie auch den der Differenzierung erzielen können.[78]

Der antirassistische Diskurs macht sich zum Beispiel in den Interviews dadurch geltend, daß Aussagen relativiert werden, indem Verallgemeinerungen und Pauschalisierungen explizit abgelehnt werden. Es sollte nicht mehr im negativen Kontext von »den Ausländern« gesprochen werden, sondern von »den Türken«. Vor allem im Gespräch mit Imma wird auf diese Weise eine falsche Verallgemeinerung gegen eine gleichfalls falsche Verallgemeinerung ausgetauscht.

Des weiteren wurde, z.B. im Gespräch mit Ewald, die negative Bewertung des Kopftuchs als ein Symbol von Ausländerfeindlichkeit angesehen. Dies führt dazu, daß Ewald sich darum bemüht, das Kopftuch gerade nicht in den Kontext von Einwanderung zu setzen, um auf diese Weise seine Ablehnung nicht in den Verdacht geraten zu lassen, sie sei rassistisch motiviert. Andererseits führte die negativ besetzte Symbolik

78 Hier besteht m.E. auch kein prinzipieller Gegensatz zu den Untersuchungen von Teun A. van Dijk, der einen Schwerpunkt auf die Ermittlung der Motivlagen der Diskursbeteiligten legt (vgl. van Dijk 1992).

des Kopftuchs dazu, daß sich die Interviewten differenzierter mit der Frage auseinandersetzen konnten, aus welchen Gründen Muslima Kopftücher tragen.

Das Bemühen, gegen Ausländerfeindlichkeit zu argumentieren, erfährt im Interview mit Daniel eine besonders interessante Wendung. Im Zusammenhang mit seiner Beschäftigung mit dem Vorurteil, Türken züchteten in ihren Kellern Schafe, erklärt er das Verhalten einer Minderheit innerhalb der Einwanderer, nämlich türkischer Ärzte, zur Regel, um auf diese Weise herauszuheben, daß rassistische Vorurteile sich aus der Wahrnehmung von Ausnahmen speisten.

Daß antirassistische Momente des Mediendiskurses den Alltagsdiskurs berühren, wird in den analysierten Gesprächen vor allem an dem Beispiel der Aussagen über das Buch von Betty Mahmoody deutlich. In allen vier Interviews ist dieses Buch Gesprächsthema. Dabei hat sich herausgestellt: Alle vier Interviewten haben die Vorgänge um Betty Mahmoody als ein diskursives Medienereignis und in Richtung Antirassismus verarbeitet. Die Gründe der Ablehnung oder Entwertung von Betty Mahmoody sind dabei durchaus unterschiedlich. Sie reichen von dem Vorwurf, das Buch sei oberflächlich und diene nur der Geschäftemacherei, bis zu dem, Betty Mahmoody sei deshalb unglaubwürdig, weil sie bereits in den USA ihre Familie verlassen habe. Dabei mag die Auswahl der Ablehnungsgründe wiederum der oben bereits angesprochenen subjektiven Diskursposition der Interviewten entspringen. Doch verweisen die Ablehnungen insgesamt darauf, daß der Mediendiskurs durch die Problematisierung des Buches von Betty Mahmoody die rassistischen Momente herausgearbeitet hat – möglicherweise unter Zuhilfenahme sexistischer Vorbehalte. Außerdem verdeutlicht dies erneut, daß und wie die Macht des (Medien-)Diskurses sich im Alltag zur Geltung bringt.

Solche Widersprüche werden jedoch nicht allein im Mediendiskurs produziert. Mit Hilfe der Feinanalysen konnte insgesamt herausgearbeitet werden, daß das Bemühen, antirassistische Elemente in den Einwanderungsdiskurs zu tragen oder in ihm zu artikulieren, um Widersprüchlichkeiten nicht herumkommt. So zeigt sich im Gespräch mit Ewald z.B., daß ich, um gegen die Anpassungsforderung argumentieren zu können, die deutsche Bevölkerung zu einer homogenen Gruppe (samt ihrer Kultur) hochstilisieren mußte, die sie aber nicht ist. Vor diesem Hintergrund dann konnte ich Verständnis dafür wecken, daß EinwanderInnen so leben sollten, wie sie es wollen. Dabei wurden auch die EinwanderInnen als kulturell homogen konstruiert, was sie jedoch

ebenfalls nicht sind.

3.4.5.5 *Ethnisierung von Sexismus in weiteren elf Interviews*

Auf der Grundlage dieser Ergebnisse sollen im weiteren die Interviewpassagen der restlichen Interviews betrachtet werden, in denen es um das Geschlechterverhältnis bei Türken/Moslems und Deutschen/Christen ging. Damit sollen Abweichungen, Ergänzungen und Modifikationen zu den bisherigen Analyseergebnissen kenntlich gemacht werden, um auf diese Weise die Diskurswirkungen, die durch Ethnisierung von Sexismus ausgelöst werden, noch differenzierter darstellen zu können. Die inhaltliche Gliederung dieses Abschnitts orientiert sich deshalb auch an den Gliederungspunkten, mit denen die vier Feinanalysen systematisch zusammengefaßt wurden.

Diskurswirkungen der Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungs- und Frauendiskurs in der BRD

Für alle Interviews meiner Untersuchung gilt, daß die dort vorgenommenen Ethnisierungen sexistischer Verhaltensweisen innerhalb des Einwanderungsdiskurses vor allem dessen rassistische und ethnozentristische Gehalte stärken. Dies ist auch dann der Fall, wenn, wie im Gespräch mit Lars, die negative Bewertung dieser Ethnisierung ausbleibt. Lars nimmt zwar auch eine Ethnisierung von Sexismus vor, setzt sich aber dadurch von den Auffassungen der anderen Interviewten ab, daß er den Sexismus nicht ablehnt, sondern – im Gegenteil – befürwortet.

Dabei ist die Bewertung dessen, was innerhalb der Frauenbewegung in der BRD diskutiert wird, nicht immer positiv. Wenn, wie gezeigt, im Gespräch mit Ewald Distanzierungen gegenüber der Forderung nach Gleichberechtigung eingebracht werden, so wird dies im Interview mit Andrea mit einer anderen Akzentsetzung vorgetragen. Nachdem sie zuvor betont hatte, daß sie eine Verfechterin der Chancen-Gleichheit zwischen den Geschlechtern sei, merkt sie an:

> »normalerweise haß ich dieses Geschwafel von Männer und Frauen, dat is für mich Idiotie, ne? Männer können das besser, Frauen können das besser, is absoluter Blödsinn. Eh, ich denke mir mal, auch diese Bücher,[79] die da jetzt erschienen sind, von diesen zwei Frauen, von diesem Mann, ... da krieg ich son Hals, ne?, wie die Leute, die sowas schreiben, die haben meiner Meinung nach, haben die Probleme mit dem andern Geschlecht, ... Und meinen, das hätte jeder, ne?« (1/939-949)

79 Andrea bezieht sich hier auf Bücher, die allenthalben über Frauenemanzipation erscheinen und dann innerhalb von Talkshows im Fernsehen besprochen werden.

Diese Distanzierung von frauenpolitischen Forderungen verweist auf den schlechten Ruf, den die Frauenbewegung in der BRD hat. Häufig wird ihr eine polemische Kritik an der Männergesellschaft vorgeworfen.[80] Offenbar hält es Andrea für notwendig, sich von dieser Kritikform an sexistischen Zuständen zu distanzieren. Gerade dadurch, daß sie als Frau diese Distanzierung vornimmt, wird die vorgenommene Ethnisierung von Sexismus nochmals besonders glaubwürdig.

Insgesamt zeigt sich bei der Betrachtung aller Interviews, daß die gleichzeitige Thematisierung von Elementen des Frauen- und des Einwanderungsdiskurses dazu beiträgt, daß eine Ethnisierung sexistischer Haltungen vor allem rassistische Effekte hervorruft. Die antisexistischen Elemente, die mit dieser Ethnisierung verbunden sind, fließen nicht als Stärkung in den Frauendiskurs ein, eher werden hierdurch sexistische Strukturen im Frauendiskurs erneuert und konserviert.

Ethnisierungsweisen

In allen Interviews ist die *Kopplung selektiver Erfahrungen mit Informationen aus den Medien* als eine wichtige Ethnisierungsweise aufzufinden. Interessant ist darüber hinaus, daß auch das Wissen, daß diese Erfahrungen selektiv sind, an dieser grundsätzlichen Konstruktion nichts ändert. Im Interview mit Magdalene wird dies offenbar. Als Lehrerin hat sie sich mit ihren Schülerinnen über die Stellung der Frau im Islam auseinandergesetzt. In diesem Zusammenhang äußert sie:

> Ja, also haben einerseits auch auf Städte verwiesen, dat stimmt auch, in Istanbul hab ich durchaus 'ne Frau in 'nem normalen Rock, eh, inner Bank arbeitend gesehen, aber ich weiß nich, ich hab die dermaßen angestarrt, weil ... das sowas Ungewöhnliches war, ... Also ich dachte wirklich erst, ich hätte mich vertan beim Gucken, ne? ... Eh, und verweisen halt so auf den Einfluß innerhalb der Familie. ... Aber dat is et dann halt auch, ne? Dat mögen zwar wichtige Entscheidungen sein, aber man sieht se wirklich nich draußen, ne? (12/217-229)[81]

80 Es ist sicherlich ein Kennzeichen der westdeutschen Frauenbewegung, daß diese mit spektakulären Prozessen und polemischen Buchveröffentlichungen ihre Themen angeschoben hat und damit das Vorurteil genährt hat, ihre Kritik sei maßlos überzogen. Es muß jedoch auch gesehen werden, daß diese Polemik eine Reaktion auf Ausgrenzung von Frauen innerhalb der Gesellschaft ist. *Diese* Ausgrenzung ist aber der Stein des Anstoßes, der aus dem Weg geräumt werden muß.

81 Im Interview mit Andrea läßt sich Gleiches feststellen (vgl. 1/46-102).

Dies bedeutet für Überlegungen darüber, wie solche selektiven Wahrnehmungen aufzubrechen sind, daß es mit schlichter Aufklärung darüber nicht getan ist, daß es sich bei diesen Wahrnehmungen um *interessierte* Wahrnehmungen und Gewichtungen handelt.

Daß Ethnisierung sich als *gemeinsame Arbeit der am Diskurs Beteiligten* vollzieht, gilt ebenfalls für alle Interviews. Bereits die Feinanalysen verdeutlichten, daß dies durchaus auf unterschiedliche Weise geschieht. So weist zum Beispiel Boris – ebenso wie Daniel – meine Anspielungen auf eine Ethnisierung von Sexismus nicht zurück. Dafür weist er aber die – im Gespräch weder angesprochene noch angespielte – Auffassung zurück, Moslems würden aufgrund ihrer unterschiedlichen Gebetsrituale von den Eingeborenen abgelehnt.

Daß Lars die Ethnisierung von Sexismus nicht zurückweist, erklärt sich daraus, daß er – wie bereits angemerkt – diese nicht negativ bewertet. Interessant ist aber, daß er das, um was es geht, nicht eigens präzisieren muß, damit es verstanden wird. So sagt er mit Blick auf türkische Einwanderer im Zusammenhang mit seiner Begründung, weshalb er eine multikulturelle Gesellschaft ablehne:

> ...wie se mit ihren Frauen umgehen, das, das solln se machen, das is mir wurscht, das geht mich nix an, ne? Vielleicht, da kann man auch von lernen, ne? (11/492-494)

Lars führt nicht im einzelnen aus, wie seiner Ansicht nach Türken mit »ihren« Frauen umgehen. Er muß dies auch nicht, weil er sich darauf verlassen zu können glaubt, daß ich das Vorurteil vom dominanten Türken kenne und sein Argument verstehe.

Insgesamt kann gesagt werden, daß sich die Ethnisierungsweisen, wie sie in den weiteren elf Interviews zum Ausdruck kommen, nicht von denen unterscheiden, die durch die linguistischen Feinanalysen herausgearbeitet wurden. Dies gilt ebenso für die rassistischen Verstärkungen, die auch unabhängig von der besonderen Form der Ethnisierung von Sexismus in bezug auf den Einwanderungsdiskurs produziert werden. Und das gilt in gleicher Weise für die antirassistischen Normen und ihre Auswirkungen auf den Einwanderungsdiskurs.

4 Analyseergebnisse, Schlußfolgerungen, Ausblick

Die Analyse der Diskursverschränkung von Einwanderungs- und Frauendiskurs (in einem Teilbereich der jeweiligen Diskurse), wie sie durch eine Ethnisierung von Sexismus hergestellt wird, hat zu einer Reihe interessanter Ergebnisse auf den verschiedenen Ebenen der Analyse geführt. Diese Ergebnisse sollen im folgenden noch einmal zusammenfassend dargestellt werden.

Daran anschließend werde ich diskutieren, welche Schlußfolgerungen sich daraus ziehen lassen.

Die Bedeutung dieser Schlußfolgerungen wird schließlich dadurch sichtbar gemacht, daß sie zusammen mit den Ergebnissen der Analyse in den derzeitigen politischen Gesamtdiskurs in Deutschland eingeordnet werden.

Ergebnis 1: Ethnisierung von Sexismus ist wesentlich im Einwanderungsdiskurs zu Hause.

Die Entfaltung des diskursiven Kontextes, innerhalb dessen die Diskursverschränkung untersucht wurde, konnte nicht allein die Bedeutung rassistischer und sexistischer Elemente in den jeweiligen Diskurssträngen herausstellen. Darüber hinaus wurde bereits auf dieser Ebene der Analyse deutlich, daß eine Ethnisierung von Sexismus eine Variante *innerhalb des Einwanderungsdiskurses* ist, die vom Frauendiskurs allenfalls *auch* übernommen wird. Daß es sich bei der Ethnisierung von Sexismus um ein Thema handelt, welches genuin im Einwanderungsdiskurs angesiedelt ist, konnte sich denn auch in der Analyse und Beschreibung dieses Diskursstranges (auf der diskursiven Ebene des Alltags) bestätigen.

Der Frauendiskurs in Deutschland befaßt sich vorwiegend mit deut-

schen und christlichen (meist sogar besser situierten) Frauen; die Situation ausländischer Frauen gerät deshalb nur am Rande in sein Blickfeld. Daß aber eine solche Ethnisierung von Sexismus im Frauendiskurs aufgenommen werden kann, das liegt auch daran, daß darin keine wirksamen Resistenzen gegenüber rassistischen Argumentationen vorliegen. Der Frauendiskurs in der Bundesrepublik ist gegen rassistische Vorurteile nicht mehr und nicht weniger resistent als andere Diskursstränge.

Ergebnis 2: Ethnisierung von Sexismus ist eine umfassende Variante des Einwanderungsdiskurses.

Die Analyse hat ferner gezeigt, daß der derzeitige Einwanderungsdiskurs durchgängig rassistische und ethnozentristische Konstruktionen enthält und daß eine dieser Konstruktionen die Ethnisierung von Sexismus ist.[1] Eine solche Ethnisierung von Sexismus wird dabei mehr oder weniger stark von *allen* Diskursbeteiligten vorgenommen.

Nur in einigen wenigen Aspekten machte sich die *Diskursposition* der Interviewten geltend und erwies sich als entscheidend für die eingenommene Position innerhalb des Einwanderungsdiskurses. Zwei dieser Aspekte stehen dabei im Zusammenhang mit der hier thematisierten Diskursverschränkung von Einwanderungs- und Frauendiskurs:

1 Dieser (negative) Befund kann also bisherige Analysen des Einwanderungsdiskurses nicht korrigieren. Allerdings kann das Materialcorpus, das dieser Analyse zugrunde gelegt wurde, in zwei Aspekten einige Ergebnisse bisheriger Analysen weiter ausdifferenzieren: Die massiven Vorbehalte gegenüber EinwanderInnen und Flüchtlingen korrespondieren nicht durchgängig mit einer überheblichen Selbsteinschätzung der Interviewten als Deutsche. Die Interviewten äußern sich gegenüber Deutschen durchaus kritisch. Vor allem deren negatives Verhältnis zu Einwanderern wird häufig betont. Es ist anzunehmen, daß sich hier antirassistische Normen des Einwanderungsdiskurses niederschlagen. Diese Normen werden aber von den Interviewten keineswegs als Widerspruch zu ihrer eigenen Haltung gegenüber Einwanderern reflektiert. Sie selbst geben an – mit einer Ausnahme – nicht prinzipiell gegen Einwanderer oder Flüchtlinge eingestellt zu sein. Daneben hat sich das Verhältnis der Westdeutschen zu den Ostdeutschen offenbar gebessert: Während Siegfried Jäger bei der Auswertung des Corpus, das dem Projekt Brand-Sätze zugrunde lag, in einigen Fällen dieses Verhältnis noch als innerdeutschen (kulturellen) Rassismus bezeichnet (vgl. Jäger 1993a, S.215), kann bei den hier zugrundegelegten Interviews, die etwa ein Jahr später, in der Zeit von Ende 1991 bis Anfang 1992, aufgezeichnet wurden, davon nicht mehr gesprochen werden.

Frauen entwickeln im Gespräch über EinwanderInnen in Verbindung mit dem Thema des Geschlechterverhältnisses ein deutlich größeres Interesse als Männer. Das Thema wird von Frauen direkter aufgenommen, und es wird intensiver, d.h. variantenreicher behandelt. Dieser Unterschied läßt sich aus der unterschiedlichen Betroffenheit durch den thematisierten Sachverhalt erklären. Frauen fühlen sich und sind von sexistischen Verhaltensweisen von Männern betroffen. Außerdem konnte gezeigt werden, daß diejenigen, die einen höheren sozialen Status einnehmen, etwa Angehörige der Mittelschicht, den antisexistischen Themen des Frauendiskurses positiver gegenüber eingestellt sind als Angehörige unterer Schichten. Die Ablehnung sexistischer Haltungen artikuliert sich bei diesen Interviewten eindeutiger.[2]

Generell aber gilt, daß eine Verstrickung in den sexistisch geprägten Frauendiskurs ausnahmslos in *allen* Interviews deutlich wurde.[3]

Die vorwiegend patriarchale Sicht auf Frauen war in allen Interviews »Normalität«, die nur gelegentlich durchbrochen werden konnte. So kommt in keinem der Interviews den TeilnehmerInnen in den Sinn, die mit der Geschichte von Betty Mahmoody ins Spiel gebrachte sexistische Verkopplung von Mutter und Kind in Frage zu stellen – obwohl sie bereits mit dem Titel »Nicht ohne meine Tochter« angespielt ist. Daß auch der Vater ein Buch mit dem gleichen Titel hätte schreiben können, wurde nirgends auch nur in Erwägung gezogen. Mutter und Tochter wurden als eine symbiotische Einheit gesehen, die nicht auseinanderzunehmen ist. Diese Sichtweise jedoch ist für den sexistischen Diskurs insofern elementar, als dadurch Frauen auf den Bereich der Kindererziehung festgelegt und in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt werden.

Auch bei den durch die Analyse herausgearbeiteten unterschiedlichen Ethnisierungsweisen ist nicht entscheidend, ob sie z.B. von einem Mann

2 Angemerkt sei, daß die Diskursposition noch in einem weiteren Aspekt für den Einwanderungsdiskurs von Bedeutung ist: So prägt die Verarbeitung der eigenen sozialen Lage offenbar das Verständnis, das Flüchtlingen und EinwanderInnen entgegengebracht wird. Angehörige der unteren »Schicht« können z.B. Flucht aus ökonomischen Gründen besser nachvollziehen als dies bei Bessergestellten der Fall ist. Die Kategorien Frau, Schicht, Status etc. verwende ich hier und im folgenden nicht im »traditionellen« Sinne. Wie ich bereits ausgeführt habe, verstehe ich sie als Momente diskursiv erzeugter und reproduzierter Lebenslagen.

3 Dies gilt ausdrücklich nicht nur für die interviewten Personen, sondern auch für die Interviewende, also auch für mich selbst.

oder einer Frau artikuliert wurden. Ob eine »statische« oder eine »dynamische« Ethnisierung im Gespräch vorherrscht, hängt eher davon ab, ob die Interviewten mit vorwiegend rassistischen oder ethnozentristischen Konstruktionen arbeiten.

Wenn z.B. festgestellt wurde, Türken seien aufgrund ihrer »Kultur« mit festgefügten, nicht veränderbaren Gefühlen und Werten ausgestattet, so haben wir es hier mit einer »statischen« Ethnisierung von Sexismus zu tun. Die Festigkeit der zugeschriebenen Eigenschaften gilt dann auch für den Sexismus, der als Bestandteil dieser »Kultur« wahrgenommen wird. Wurde dagegen der Standpunkt vertreten, daß die »Kultur« von Türken sich durch Anpassungsprozesse an »deutsche Kultur« prinzipiell verändern ließe, so haben wir es mit einer »dynamischen« Ethnisierung von Sexismus zu tun. Die Position, daß sich kulturelle Eigenheiten ändern können, schließt auch den ethnisierten Sexismus ein.

Schließlich ließen sich auch bei den unterschiedlichen Erklärungen, mit denen die Ethnisierung des Sexismus begründet wurde, keine Merkmale auffinden, die darauf hinweisen, daß die Diskursposition in dieser Frage von Bedeutung ist.[4]

Ergebnis 3: Ethnisierung von Sexismus stärkt und konserviert Rassismus und Sexismus.

Schließlich konnten durch die vier Feinanalysen von Textpassagen, in denen die Verschränkung der Diskurse im Mittelpunkt stand, die konkreten diskursiven Effekte dieser Verschränkung herausgearbeitet werden. Das Ergebnis dieser Analysen ist insgesamt, daß keine »positiven« oder demokratischen (antirassistischen und/oder antisexistischen) Wirkungen ausgemacht werden können, die von einer Ethnisierung von Sexismus sowohl auf den Einwanderungs- wie auf den Frauendiskurs ausgehen. Im Gegenteil: Beide Diskurse werden eher negativ, nämlich rassistisch oder sexistisch verstärkt oder doch konserviert.

Die Ausgangsfragen dieser Untersuchung, die solche demokratisierenden Effekte als Möglichkeit in Betracht gezogen haben, müssen deshalb

4 Eine gewisse Ausnahme bildet hier die Variante, bei der der kritisierte Sexismus darauf zurückgeführt wird, daß »Männer« eben sexistisch seien, weil sie Männer sind. Diese Einschätzung kam von einigen weiblichen Interviewten.

verneint werden: Es hat sich gezeigt, daß sich im Einwanderungsdiskurs durch eine antisexistische Kritik keine Widersprüche artikulieren oder wirksam werden können, die die dominierenden rassistischen Momente dieses Diskurses abzuschwächen in der Lage sind. Es hat sich ebenfalls gezeigt, daß mit dieser antisexistischen Kritik der sexistische Gehalt des Frauendiskurses nicht etwa abgeschwächt werden kann.

Ergebnis 4: Im Einwanderungsdiskurs existieren auch antirassistische Elemente.

Das Untersuchungsergebnis wäre nicht vollständig referiert, wenn nicht auch die antirassistischen Anteile, die sich in den Interviews niedergeschlagen haben, in die Gesamtbetrachtung einbezogen würden. An sie kann positiv angeknüpft werden.

Diese antirassistischen Elemente machten sich einmal allgemein dadurch geltend, daß sich die Interviewten häufig um eine differenzierte Sichtweise bemühten, weil sie keinesfalls in den Verdacht von Ausländerfeindlichkeit geraten wollten. Sicherlich läßt sich dies *auch* als Teil des Bemühens um eine positive Selbstdarstellung begreifen; es läßt sich jedoch nicht darauf reduzieren. Letzteres bedeutete, die normative Kraft, die von antirassistischen, demokratischen Positionen ausgeht, als zu gering einzuschätzen.

Diese Normen machten sich auch an anderen Stellen geltend, etwa bei der Bewertung des islamischen Kopftuchs: Negative Bewertungen des Kopftuchs und damit der Frauen, die es tragen, wurden von den Interviewten häufig mit der Begründung abgelehnt, daß dies Ausdruck rassistischer Einstellungen sei. Und genau deswegen haben sie hier eine tolerante Haltung an den Tag zu legen versucht.

Auch bei der Diskussion über das Buch von Betty Mahmoody »Nicht ohne meine Tochter« wurde deutlich, daß die kritischen Berichte, die es darüber in den Medien gab, nicht ohne positive Auswirkungen geblieben sind. Dies zeigt, daß es durchaus möglich ist, durch öffentliche Diskussionen eine Ethnisierung von Sexismus zu verhindern oder zumindest abzuschwächen.

Ergebnis 5: Diskursanalyse kann auch Diskursverschränkungen transparent machen und ihre Funktion genau bestimmen.

Das in dieser Analyse zur Anwendung gekommene diskursanalytische Instrumentarium konnte dazu genutzt werden, *Verschränkungen* zweier Diskursstränge zu analysieren. Die Erweiterung und Neukombination von Elementen bisher vorliegender diskursanalytischer Methoden hat sich als fruchtbar erwiesen.

Diskursanalytisch von Bedeutung war dabei, daß sich die Feinanalysen durchaus auf zentrale Kategorien beschränken konnten, ohne an Aussagekraft einzubüßen: Mit der Berücksichtigung des Anspielungsaspektes von Sprache kann vor allem die aktive Beteiligung der Diskursbeteiligten erfaßt werden. Auf diese Weise können die spezifischen Verstricktheiten der handelnden Personen transparent gemacht werden. Mit der systematischen Berücksichtigung der diskursiven Funktion der Kollektivsymbole (wie des gesamten Sysykoll), die um die Betrachtung des Pronominal- und Präpositionsgebrauchs erweitert wurde, läßt sich dagegen der passive Aspekt, der reproduzierende Teil der Diskursproduktion sehr leicht nachvollziehen.

Dadurch konnte gezeigt werden, daß Diskursverschränkungen eine wichtige Quelle von Widersprüchen darstellen, die zu besonderen Verstrickungen führen, aber auch gewisse Möglichkeiten ihrer Überwindung eröffnen.

Die Aufmerksamkeit der Feinanalysen richtete sich in dieser Studie auf die Verschränkung von nur *zwei* Diskurssträngen, obwohl in den Interviews durchaus auch andere Diskursstränge angesprochen worden sind. Diesen konnte in der hier vorgelegten Analyse jedoch nicht systematisch nachgegangen werden. Es ist zu erwarten, daß die Untersuchung komplexerer Diskursverschränkungen Einblick in zusätzliche diskursive Effekte gibt. Die Analyse der Verschränkung z.B. mit dem Sexualitätsdiskurs sowie dem Erziehungsdiskurs könnte sich auch für die genauere Bestimmung etwa einer Ethnisierung von Sexismus als wichtig erweisen. Bei solchen Untersuchungen kann auf das hier vorgelegte Instrumentarium durchaus nutzbringend zurückgegriffen werden. Damit erweist sich diese Studie zugleich als wichtiger Beitrag zur Erprobung und zur weiteren Ausdifferenzierung diskursanalytischer Methodologie generell.

Schlußfolgerungen für die diskursive Paxis

Bereits die genauere Kontextmarkierung der Ethnisierung von Sexismus läßt Schlußfolgerungen für die politisch negativen Folgen zu, die daraus resultieren und die im Sinne demokratischer Entwicklung zurückgedrängt werden sollten. Ist die Ethnisierung von Sexismus genuiner Teil des Einwanderungsdiskurses, dann bedeutet dies auch, daß sie vor allem in diesem Kontext aufgelöst werden sollte; der »diskursive« Hebel sollte nicht im Frauendiskurs angesetzt werden.

Deshalb ist z.B. zu bedenken, ob es Sinn macht, sich in dieser Frage vor allem mit Vertreterinnen des Frauendiskurses öffentlich auseinanderzusetzen, wie dies z.B. durch »Media Watch« geschehen ist.[5] Anläßlich eines EMMA-Dossiers zum Fundamentalismus im Islam (vgl. EMMA 4/1993) haben Vertreterinnen von »Media Watch« eine Veranstaltung ausgerichtet, auf der die rassistischen Aussagen dieses Dossiers öffentlich kritisiert wurden. Diese Veranstaltung wurde von der EMMA-Redaktion allerdings als ein Tribunal aufgefaßt, dem sie sich nicht stellen wollte. In der allgemeinen Berichterstattung über diese Veranstaltung kamen deren Initiatorinnen nur schlecht weg (vgl. taz und FR vom 31.1.1994). Offenbar verstand es die mediale Öffentlichkeit nicht, weshalb ausgerechnet ein tendenziell fortschrittliches Organ wie EMMA mit einer solch harschen Kritik konfrontiert wurde. Dies ist deshalb nicht verwunderlich, weil angenommen werden muß, daß auch JournalistInnen Sexismus von Einwanderern ethnisieren. Auch deshalb ist es sinnvoller, eine Ethnisierung von Sexismus, die in fast allen Medien stattfindet, umfassender zu kritisieren. D.h. es sollten solche Berichte und Reportagen kritisiert werden, die eine Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs betreiben. Denn besonders in diesem Zusammenhang entfaltet diese Ethnisierung ihre rassistischen Effekte.

Wenn statt dessen diejenigen »an den Pranger« gestellt werden, die *auch* Sexismus ethnisieren, – wie dies etwa von »Media Watch« (aber auch anderen frauenbewegten Frauen) hinsichtlich der EMMA-Redaktion geschehen ist – so ist dies diskursiv eher geeignet, die Frauenbewegung

5 »Media Watch« ist eine Institution, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Berichterstattung der Medien vor allem zur – wie sie dies nennen – »Südberichterstattung« kritisch zu begleiten. In dieser Gruppe arbeiten JournalistInnen wie auch andere Personen, die von der medialen Berichterstattung betroffen sind, zusammen. »Media Watch« wird von der Heinrich-Böll-Stiftung in Köln finanziell und organisatorisch unterstützt.

insgesamt als rassistisch zu diskreditieren. Für solche Effekte sind im Alltagsdiskurs eine Reihe Anknüpfungspunkte vorhanden: Auch in den hier analysierten Interviews ist vielfach zum Ausdruck gekommen, daß die Interviewten von der Frauenbewegung nicht viel halten, auch wenn sie, im Fall weiblicher Interviewter, von ihren Erfolgen profitieren.[6]

Mit diesen Überlegungen soll nicht der Eindruck erweckt werden, als sei eine öffentliche Diskussion von Ethnisierung sexistischer Haltungen nicht sinnvoll. Im Gegenteil. Daß die Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs keineswegs peripher ist, das ist ja gerade eines der Ergebnisse meiner Analysen.

Eine mediale oder pädagogische Befassung mit Ethnisierung von Sexismus ist deshalb eine ganz wichtige Voraussetzung dafür, rassistische und ethnozentristische Denkformen zurückzudrängen.

Hier anzusetzen ist auch deshalb dringend erforderlich, weil das Zusammenleben der Menschen durch die ethnisierende Aufladung sexistischer Haltungen konkret behindert wird; ein kultureller Gegensatz, eine kulturelle Spaltung wird dadurch erst eigentlich etabliert oder weiter verfestigt. Es stellt sich die Frage, wie sich die Bundesrepublik Deutschland zu einer Einwanderungsgesellschaft entwickeln soll, in der Menschen verschiedener Herkunft und verschiedener Traditionen nicht nur friedlich, sondern auch freundlich miteinander auskommen, wenn ein ganz zentraler Aspekt dieses Zusammenlebens, das Verhältnis zwischen Männern und Frauen, so grundsätzlich in Frage gestellt wird.

Hier besteht also dringender (diskursiver) Handlungsbedarf. Doch wie kann die verbreitete Ethnisierung von Sexismus abgebaut werden? Auf keinen Fall dadurch, daß eine Kritik an wahrgenommenen sexistischen Verhaltensweisen bei Einwanderern tabuisiert wird. Auch nicht dadurch, daß vorhandener Sexismus bei Einwanderern relativiert oder gar geleugnet wird.

Die Ergebnisse der Feinanalysen können für den Alltagsdiskurs gewisse Hinweise geben. In ihnen wurde nicht nur die Vielgestaltigkeit der

6 Trotzdem weisen die Aktivitäten von »Media Watch« aber darauf hin, daß es innerhalb der bundesdeutschen Frauenbewegung eine Tendenz gibt, die sich offensiv mit rassistischen und ethnozentristischen Auffassungen in den eigenen Reihen auseinandersetzt. Insofern wird damit andererseits praktische antirassistische Arbeit geleistet, die ich keineswegs unterschätze. (Vgl. hierzu exemplarisch Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.) 1990 sowie Hügel/Lange/Ayim/Bubeck/Aktas/Schulz 1993.)

Ethnisierungsweisen herausgearbeitet. Die genaue Beobachtung, *wie* die diskursiven Effekte sprachlich produziert und reproduziert werden, erlaubt Hinweise darauf, wie solchen Verstrickungen zukünftig wirkungsvoll begegnet werden kann.

So ließ sich etwa feststellen, daß die Ethnisierung von Sexismus im Gespräch häufig durch die Kopplung selektiver eigener Erfahrungen mit Informationen aus den Medien vorgenommen wird.[7] Solche Effekte lassen sich dann vermeiden, wenn es gelingt, die Selektivität der Erfahrung im Gespräch zu thematisieren und sie dadurch bewußt zu machen. Dies könnte eine Voraussetzung dazu sein, daß unzulässige Verallgemeinerungen und Homogenisierungen vermieden werden.

Dies ist im Alltagsdiskurs sicherlich nicht immer einfach. Gerade der Alltagsdiskurs zeichnet sich ja dadurch aus, daß er spontan verläuft. Außerdem ist im Alltagsdiskurs weniger als auf anderen Diskursebenen zu erwarten, daß sich die Diskursbeteiligten auf eine rationale Konsistenz ihrer Argumente verpflichten lassen. Schließlich konnte in der Analyse des Interviews mit Ewald exemplarisch gezeigt werden, daß die Bemühung, eine Konstruktion von Homogenität aufzulösen, durchaus dazu führen kann, daß zunächst eine neue Homogenität konstruiert wird.

Aus diesen Hindernissen zu schlußfolgern, die Diskursbeteiligten könn-

7 Solche Verkopplungen finden sich übrigens selbst im wissenschaftlichen Diskurs. Camille Lacoste-Dujardin, eine »Ethnologin und Spezialistin der arabisch-berberischen Sprachwissenschaften«, z.B. nimmt in ihrer Untersuchung »Mütter gegen Frauen. Mutterherrschaft im Maghreb« ebenfalls solche Verkopplungen vor. In ihrem Vorwort betont sie: »Ich werde ... meine eigenen Beobachtungen, die ich von 1969 bis heute in der Kabylei gemacht habe, durch die Beobachtungen anderer, zum größten Teil maghrebinischer Autoren, vervollständigen, Beobachtungen, die an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeitpunkten im Maghreb gemacht wurden.« (Lacoste-Dujardin 1990, S. 13) Bei der Schilderung eines Hochzeitsfestes betont sie dann mehrfach, daß die handelnden Personen auch schon mal gegen das verstoßen, was eigentlich Tradition sei. Z.B. heißt es dort: »Am problematischsten war das weiße Brautkleid. In Algier ist ein weißes Brautkleid durchaus üblich, aber auf den Dörfern hält man noch an den alten Bräuchen fest. Frau Lâali möchte die Leute nicht vor den Kopf stoßen und keine neuen Sitten im Dorf einführen. Sie hat lange gezögert, aber dann siegte doch ihr Pioniergeist. Schließlich sind es nur die alten Frauen, die sich gegen Weiß sträuben. Alles übrige wird so sein, wie es sich gehört: kein Ausschnitt, keine kurzen Ärmel. So bleibt das alte Brauchtum unangetastet.« (ebd., S. 23) Daß Camille Lacoste-Dujardin hier gerade eine *Veränderung* dieses Brauchtums beschreibt, daß also »das alte Brauchtum« angetastet wird, wird von ihr offenbar nicht wahrgenommen.

ten sich kaum aus ihren diskursiven Fallstricken befreien, ohne in neue hineinzugeraten, ist deshalb jedoch nicht angebracht. Allenfalls machen sie darauf aufmerksam, daß es weiterer Analyseanstrengungen bedarf, um hier zu Empfehlungen zu kommen, die für eine diskursive Praxis im Alltag von Belang sein können. Insofern verstehen sich die folgenden Anregungen für die diskursive Praxis, die sich aus der hier vorgelegten Diskursanalyse ergeben, auch als eine offene Liste, die weiter ergänzt werden muß.

Als ein Beispiel, daß und wie es möglich ist, eine Ethnisierung von Sexismus im Alltagsdiskurs (zumindest zeitweilig) zurückzudrängen, kann eine Passage aus dem Interview mit Andrea gelten. Direkt zu Beginn des Gesprächs trägt Andrea ihre Vorbehalte gegenüber männlichen Türken folgendermaßen vor:

> Und als Kind, muß ich ganz ehrlich sagen, hab ich also ausländische Männer, vor allen Dingen Türken jetzt, sag ich mal ... sehr gemieden, weil da hab ich also auch, eh, schon mal negative Erfahrungen mit gehabt, ne?
>
> *Ja? Welcher Art?*
>
> Ja, die sind mal hinter uns hergelaufen und haben mit Geld gewunken und haben sich dann ausgezogen und so.
>
> *Ja?*
>
> Ja, is mir mal
>
> *Ja?*
>
> als Kind passiert, ne, also-
>
> *Wo war das? War das hier in Dui-, sind Sie hier in Duisburg aufgewachsen?*
>
> Ja, das war in H. (Stadtteil von Duisburg) damals; wir haben damals in H. gespielt; da war son, son, son großes Haus mit so 'ner Feuerleiter, sind wir immer runtergerutscht, ... und aufer andern Seite, da war en Haus, da wohnten vorwiegend, eh, Alleinstehende, auch viele Ausländer jetzt, aber auch alleinstehende Männer im großen und ganzen, und da war eben einer, der hatte sich dann gezeigt am Fenster und kam dann hinter- auch hinter uns her und hat dann mit 'nem Hundertmarkschein gewunken und so. Das verbinde ich stellenweise mit männlichen
>
> *Ja?! Das war also ja, ja,*
>
> Türken,
>
> *Türken.*
>
> Türken jetzt, nich, eh, pauschal Ausländer, aber mit Türken jetzt, ne?
>
> *Mhm, mhm, und, eh, se- sagn wir mal so, eh, solche Erfahrungen haben Sie, das war ja wahrscheinlich so in der Zeit, wo man so 14 bis 16 ist, ne?*
>
> Ja, ja, ich würd mal sagen zwischen 12 und ... 12, 13, so, also älter war ich da auf keinen Fall. ... Da war ich nämlich noch nich konfirmiert, deswegen.
>
> *Ach so, ehm, waren das, eh, haben Sie solche Erfahrungen auch schon mal mit Deutschen, ehm, gemacht, danach, oder?*
>
> Eh, in der Form nich, nein.
>
> *Nein.*
>
> In der Form nich. ... Obwohl, nee, dat stimmt nich, sti- stimmt nich, dat war wohl schon mal in 'ner Telefonzelle, da hat sich nämlich auch schon mal einer gezeigt, aber ... da war ich, glaub ich, noch jünger, da kann ich mich gar nich mehr so richtig dran erinnern. (1/55-102)

Diese Passage verdeutlicht, daß Andrea zunächst durch mehrfaches Nachfragen nach Ort und Zeit ihrer Erfahrung dazu angehalten wird, die von ihr vorgenommene Pauschalisierung zurückzunehmen: Sie expliziert im Gespräch, daß es sich um eine einmalige Erfahrung mit einem (vermutlich) türkischen Mann handelt. Anschließend schwächt sie ihre Verallgemeinerung ab und betont, sie habe wegen dieser Erfahrung Vorbehalte allein gegenüber Türken, nicht aber gegenüber Ausländern generell. Diese Offenheit gegenüber falschen Verallgemeinerungen nutze ich und stelle Andreas Erfahrung der sexuellen Belästigung durch die nächste Nachfrage in einen anderen Kontext: den der sexuellen Belästigung von Frauen durch Männer generell. Dadurch, daß hier nicht verstärkend nachgefragt wird, etwa, ob sie eine solche Erfahrung auch schon mit Italienern gemacht habe, sondern dadurch, daß die Erfahrung sexueller Nötigung in den Kontext der BRD-Gesellschaft insgesamt gestellt wird, kann Andrea darüber nachdenken und ihre vorherige Verallgemeinerung dadurch zurücknehmen, daß sie sich – wenn auch nur dunkel – an einen Vorfall erinnert, den sie mit einem deutschen Mann erlebt hat.

Hieraus lassen sich zwei Schlußfolgerungen ziehen. Erstens: Es kann sinnvoll sein, sich durch konkretes Nachfragen im Gespräch der »Einmaligkeit« der eigenen Erfahrungen zu vergegenwärtigen, um falsche Verallgemeinerungen sichtbar zu machen und aufzulösen. Zweitens: Es kann sinnvoll sein, die Erfahrung in einen anderen gesellschaftlichen Kontext zu stellen. Im Falle der Diskursverschränkung von Einwanderung und Frauen ist dies dadurch möglich, daß der Standort der Perspektive gewechselt wird: Wenn es gelingt, den Sexismus von Einwanderern nicht aus der Perspektive des Eingeborenen, sondern aus der Perspektive einer Frau oder eines Mannes zu thematisieren, können auf

diese Weise Bornierungen und falsche Verallgemeinerungen sichtbar gemacht werden.

Des weiteren konnte herausgearbeitet werden, daß die Ethnisierung von Sexismus in einer gemeinsamen Arbeit der am Diskurs Beteiligten produziert wird.[8] Diese »gemeinsame Arbeit an Sprache« (Januschek) ist auch dann bereits wirksam, wenn die GesprächsteilnehmerInnen keine Reaktion zeigen, wenn sie also stillschweigend über Sachverhalte hinweggehen, bei denen angenommen werden muß, daß zwischen den GesprächsteilnehmerInnen eigentlich kein Einvernehmen herrscht. Um rassistische Effekte zu verhindern, kann es also wichtig sein, im Gespräch genau zu markieren, was als Konsens gilt bzw. vor allem, was Dissens ist. Dies wiederum erfordert von den GesprächsteilnehmerInnen jedoch eine hohe Konzentration auf die Gesprächsführung und eine Klarheit der Argumentation, die man allerdings häufig deshalb scheut, weil man dem Gesprächspartner nicht zu nahe treten möchte. Hier sind sprachliche Möglichkeiten auszuloten, die nicht verletzen, es aber trotzdem möglich machen, klar und deutlich zu sagen, was gemeint ist.

Ferner: Die Verwendung von Euphemismen bei Ethnisierung von Sexismus läßt sich im Gespräch vermeiden, wenn die handelnden Personen präzise bestimmt werden, wenn sozusagen »Roß und Reiter« genannt werden.[9]

Bei all dem gilt allerdings, daß moralisierende Ansprachen wenig überzeugen. Sie haben eher zur Folge, daß die diskursiven Effekte nur ironisiert werden: EinwanderInnen sind keine Engel, ebensowenig wie dies Bürgerinnen und Bürger deutscher Herkunft sind. Solche Moralisierungen sind häufig (ungewollt) von positivem Rassismus begleitet. Werden Einwanderer zu Idealgestalten hochstilisiert, werden sich die rassistischen Vorurteile dadurch Bahn brechen, daß sich solche positiven Rassismen an der Wirklichkeit blamieren.

Ebensowenig dürfte eine nur rationale Kritik und das formale Aufarbeiten von Widersprüchen innerhalb der Argumentation besonders wirkungsvoll sein. Es hat sich in den Interviews gezeigt, daß Widersprüche so zugedeckt werden, wie es den am Diskurs Beteiligten gefällt.[10]

8 Dies mag für diejenigen nicht überraschend sein, die den Verstehensakt bei der sprachlichen Kommunikation von vornherein als ein aktives Moment begreifen. Trotzdem gilt es, auch aus dieser schlichten Erkenntnis Schlußfolgerungen für den Diskurs zu ziehen.

9 Die Berücksichtigung alternativer Handlungsmöglichkeiten innerhalb der Feinanalyse hat zwar gezeigt, daß es schwierig ist, aus den rassistischen und/oder sexistischen Konstruktionen auszubrechen. Trotzdem zeigte sich hier auch, daß es durchaus möglich ist, nicht ausgrenzend zu formulieren.

Demgegenüber scheint es mir eher sinnvoll zu sein, die Vorteile herauszuarbeiten, die mit einer demokratischen Umgangsweise für jeden einzelnen verbunden sind. Damit sind nicht nur die Vorteile für durch Ausgrenzung diskriminierte Personen gemeint. Daß sich durch einen Abbau rassistischer und ethnozentristischer Vorurteile im Einwanderungsdiskurs für diese Personen Vorteile in ihrer Lebenslage und in ihrem Lebensgefühl ergeben, bedarf keiner großen Erklärung.

Deutlich zu machen, daß diejenigen, die rassistisch argumentieren, sich dabei selbst Schaden zufügen, ist schon komplizierter:

Die Ablehnung von Einwanderern und Flüchtlingen – das konnte die Analyse des Einwanderungsdiskurses aufzeigen – kann auch als eine Rebellion gegen eigene, unbefriedigende Lebensumstände begriffen werden. Die Brutalität, die durch Rassismus und Ethnozentrismus anderen Personen angetan wird, darf jedoch auch dabei nicht geleugnet werden.

Es ist auffallend, daß bei Einwanderern häufig die (imaginierten) Eigenschaften abgelehnt werden, die sich die Eingeborenen selbst mühselig abtrainieren mußten: z.B. Faulheit oder sexuelle Freizügigkeit. Die Folge ist, man empfindet den anderen, der das – ob tatsächlich oder nicht – tut, was man sich selbst verbieten muß, als Bedrohung für die eigene Identität. (Vgl. z.B. Hall 1989.) Und deshalb wird die »deutsche« Norm zur Meßlatte der Beurteilung alles Fremden.

Man rebelliert gegen andere und befestigt zugleich solche Strukturen, die der Entfaltung einer reicheren Persönlichkeit hinderlich sind. Diese Zusammenhänge sollten sichtbar gemacht werden. Ansatzpunkte dafür, wie dies verwirklichkeit werden könnte, finden sich zum Beispiel in Konzepten antirassistischer Theaterarbeit, wie sie im Anschluß an Boals »Theater der Unterdrückten« (Boal 1989) etwa von Annita Kalpaka entwickelt worden sind (Kalpaka 1994).

10 Ganz offensichtlich ist dies in der analysierten Gesprächspassage mit Imma so. Als diese erkennt, daß das Beispiel ihrer Freundin ihre Sichtweise nicht länger stärken kann, richtet sie den Blick auf einen Arbeitskollegen ihres Lebenspartners. Der Versuch, die Widersprüchlichkeit ihrer Argumente aufzuzeigen, mußte als gescheitert angesehen werden.

Ein weiterer Ansatzpunkt für die Entwicklung nichtdiskriminierender Praxis ergibt sich möglicherweise daraus, daß das Wissen darüber, daß der Reichtum in der Welt ungerecht verteilt ist, durchaus fest im Alltagsdiskurs verankert ist. Die Menschen wissen oder ahnen wenigstens, daß den Armen auf dieser Welt der Reichtum unserer und anderer Gesellschaften nicht verborgen bleibt. Sie wissen oder ahnen, daß der Druck auf diese Gesellschaften, von ihrem Reichtum abgeben zu müssen, immer stärker werden wird. Und sie wissen, daß es kein ziviles Argument gibt, mit dem der Anspruch auf eine gerechte Verteilung zurückgewiesen werden kann. Die Hinweise einiger Interviewter darauf, daß sie bereit seien, auch finanzielle Einbußen hinzunehmen, zeigt, wie stark sich dieser Druck bereits im Alltagsdiskurs niederschlägt.

Das bedeutet, daß hier Anknüpfungspunkte dazu vorliegen, deutlich zu machen, daß finanzielle Abstriche durchaus mit persönlichen Vorteilen verbunden sein können, weil hierdurch das schlechte Gewissen des einzelnen gegenüber den Armen der sogenannten Dritten Welt abgebaut wird.

Darüber hinaus können aber auch weitere Vorteile deutlich gemacht werden, die sich für die Situation der Eingeborenen ergeben, wenn EinwanderInnen in diese Gesellschaft wirklich integriert sind. Wenn EinwanderInnen – auch politisch – gleichberechtigt sind, dann lassen sich Konflikte auch wirklich austragen, ohne daß dabei die vorgetragene Kritik allzu schnell mit dem Vorwurf des Rassismus belegt werden könnte. Eine Gleichstellung erleichtert das (diskursive) Aushandeln von Unterschieden und Gegensätzen und wirkt sich so positiv für die Entwicklung einer demokratischen Perspektive aus. Hier wird sichtbar, daß ohne eine gleichberechtigte institutionelle Grundlage auch die Handlungsmöglichkeiten der Eingeborenen eingeschränkt werden.[11]

Wie aber lassen sich prinzipielle Diskursstrategien entwickeln, mit denen die Ethnisierung von Sexismus »geknackt« werden kann? Ohne Infragestellung dessen, was »wir« als völlig normal verinnerlicht haben, wird das nicht möglich sein.

Wie eigene Erfahrungen in der Arbeit mit Jugendlichen gezeigt haben, kann dafür ein bewußter Umgang mit der Kollektivsymbolik schon sehr

11 Dabei sollte allerdings auch einmal zur Kenntnis genommen werden, daß es ja auch eine Reihe von Bereichen gibt, in denen das Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft und verschiedener Traditionen durchaus funktioniert. Das soll nicht beruhigen. Es soll ermutigen, vorhandene Konfliktbereiche anzugehen.

hilfreich sein (Vgl. Jäger/Jäger/Müller/Pfennig 1994). Es ist möglich, Gesprächspartner auf die fatalen Auswirkungen der Verwendung einer Widersprüche verschleiernden und Argumentationsbrüche verdekkenden Kollektivsymbolik aufmerksam zu machen, weil sie das eigene Denken korrumpieren kann und eigene Erfahrungen verunreinigen kann – zum Schaden anderer. Das ist das eine. Ebenso kann deutlich gemacht werden, daß keine Symbole eingesetzt werden sollten, die solche diskriminierenden Effekte erzeugen. Frauen mit Kopftüchern lassen sich durchaus in ihrer Individualität darstellen. Sie müssen keineswegs – wie dies in den Medien häufig geschieht, als amorphe Masse erscheinen.

Exemplarisch positiv haben diese Absicht nach meiner Sicht Meral Akkent und Gaby Franger umgesetzt. In ihrem Ausstellungskatalog »Das Kopftuch / Basörtü. Ein Stückchen Stoff in Geschichte und Gegenwart / Gecmiste ve Günümüzde Bir Parca Kumas«, dessen Text gleichzeitig in deutscher wie auch in türkischer Sprache veröffentlicht worden ist, stellen sie u.a. Frauen vor, die ihre Gefühle schildern, die sie mit dem Tragen ihres Kopftuches verbinden. Als erste erhält die Deutsche Margarete Erber aus Neunkirchen in Oberfranken das Wort. Der/die LeserIn ist zunächst verblüfft: Denn das Kopftuch wird im Diskurs vor allem mit Einwanderinnen, besonders mit Türkinnen, assoziiert.

In diesem Ausstellungskatalog wird anhand von Beispielen aus unterschiedlichen Nationen die Schönheit und Funktionalität des Kopftuches deutlich vor Augen geführt, so daß man sich abschließend an den Kopf faßt und fragt: Wieso ist mir das bisher nicht klar gewesen? Überhaupt weist dieser Katalog freundlich und dennoch bestimmt auf bornierte Wahrnehmungen von Eingeborenen hin. Den beiden Verfasserinnen gelingt es, dem/der LeserIn ein Gefühl von Freude bei der Entdeckung eigener Bornierungen und Unwissenheiten zu vermitteln; es entsteht eine neugierige Lust auf Mehr. Das alles geschieht ohne den berüchtigten erhobenen Zeigefinger! (Vgl. Akkent/Franger 1987.)

Zu denken ist auch an eine Diskursstrategie, wie sie in den Texten des Sängers Udo Lindenberg sehr häufig und wirkungsvoll verfolgt wird. Udo Lindenberg nimmt ganz bewußt die hegemonialen Symbole auf die Schippe und karikiert sie. Z.B. sitzen in seinen symbolischen Booten nicht die Etablierten, sondern die Ausgeflippten und Marginalisierten dieser Gesellschaft. (Vgl. Hippler/Lindzus 1985.)

Solche alternativen Diskursstrategien zu entwickeln, erscheint mir drin-

gend erforderlich. Denn die Analyse hat gezeigt, daß Ethnisierung von Sexismus als Form rassistischen bzw. ethnozentristischen Denkens die Festigkeit rassistischer Haltungen untermauert.

Deshalb muß auch dieses Ergebnis in den Zusammenhang mit der umfassenderen Rolle gestellt werden, die rassistisch und ethnozentristisch geprägte Diskurse im gesellschaftlichen Gesamtdiskurs insgesamt spielen.

Durch eine Ethnisierung von Sexismus wird nicht nur eine demokratische Norm zur Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsteile funktionalisiert. Zusätzliche Brisanz gewinnt diese Diskursverschränkung dadurch, daß sie dazu geeignet ist, die regressiven Tendenzen der Einwanderungs- und Asylpolitik insgesamt zu unterstützen. Diese sind darin zu sehen, daß sich eine Politik durchsetzt, die insgesamt eine »Festung Europa« zu installieren beabsichtigt. Zu dieser »Festung Europa« erhalten nur ausgewählte Personenkreise Zugang, während andere, denen man unterstellt – zu Recht oder zu Unrecht –, daß sie den Reichtum dieser Festung schmälern könnten, an die Peripherie verwiesen werden. Die Ethnisierung von Sexismus leistet in diesem Diskurszusammenhang einen konkreten Beitrag dazu, indem sie für die Verteidigung dieser »Festung Europa« ein Feindbild bereitstellt, das die Notwendigkeit der Errichtung von Mauern gegen das Eindringen von »Fremden« legitimiert. Dieses Feindbild focussiert sich derzeit auf den Islam; darüber hinaus werden alle »Kulturen«, die nicht westlich sind, als unverträglich charakterisiert.

Daß der Alltagsdiskurs in der Bundesrepublik solchen politischen Zielen Vorschub leistet, konnte mit dieser Analyse für einen Teilbereich in differenzierter Weise bestätigt werden.

Der hegemoniale Diskurs über Einwanderung stärkt diesen Gesamtdiskurs seit Jahren. Er erreichte einen seiner Höhepunkte mit der faktischen Streichung des Asylartikels aus dem Grundgesetz. Doch führende Politiker sehen auch danach in dieser Hinsicht weiteren Handlungsbedarf. Das wurde in der ersten außenpolitischen Grundsatzrede des Bundespräsidenten Herzog im März 1995 exemplarisch deutlich. Anläßlich des 40jährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik machte er klar, worin er die »deutschen Interessen« sieht:

> »Deutsche Interessen, das sind zunächst unsere unmittelbaren nationalen Interessen wie Sicherheit und Bewahrung von Wohlstand. ... Diese Interessen anzuerkennen, heißt natürlich auch, die Folgen daraus ehrlich zuzugeben, also zum Beispiel, daß dafür materielle Lasten übernommen werden müssen; daß das Scheckbuch nicht reicht, sondern daß möglicherweise auch einmal der Einsatz von Leib und Leben gefordert ist.« (Herzog 1995, S.164)

Die »Festung Europa« soll nach innen und außen, und sei es mit Waffengewalt, »unter Einsatz von Leib und Leben«, verteidigt werden. In dieser politischen Diskursstrategie präsentiert sich jedoch nur eines der Kernideologeme eines völkischen Nationalismus, der heute erneut zum Glaubensbekenntnis neo-konservativer Politik geworden zu sein scheint. (Vgl. dazu etwa Hoffmann 1994, Pflüger 1994, Kellershohn 1992 und Kellershohn (Hg.) 1994.)

Es ist auch diese Entwicklung des Gesamtdiskurses, die deutlich macht, wie dringend erforderlich es ist, gegen ausgrenzende Vorurteile im Diskurs anzugehen und diese substantiell zurückzudrängen. Ein solches wichtiges Vorurteil ist nicht zuletzt die »Ethnisierung von Sexismus«.

Literatur

Akkent, Meral/ **Franger,** Gaby: Das Kopftuch/Basörtü. Ein Stückchen Stoff in Geschichte und Gegenwart / Gecmiste ve Günümüzde Bir Parca Kumas, Frankfurt 1987

Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit, (mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig), 7. Auflage, München 1985

Arki, Mostafa: Das Andere anders sein lassen. Bi-kulturelle Partnerschaft. Kritische Anmerkungen zu Betty Mahmoody's Buch, Hildesheim o.J.

Attia, Iman: Antiislamischer Rassismus. Stereotypen – Erfahrungen – Machtverhältnisse, in: Jäger (Hg.) 1994, S. 210-228

Auernheimer, Georg: Einführung in die interkulturelle Erziehung, Darmstadt 1990

Auernheimer, Georg: Universelle Rechtsansprüche und kulturelle Differenz, Das Argument 195 (1992), S. 665-674

Bade, Klaus J. (1994a): Ausländer, Aussiedler, Asyl in der Bundesrepublik Deutschland, 3. neubearbeitete und aktualisierte Ausgabe, Hannover 1994 (=Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aktuell-Kontrovers 1994)

Bade, Klaus J. (1994b): Ausländer, Aussiedler, Asyl. Eine Bestandsaufnahme, München 1994

Barrett, Michèle/ **McIntosh,** Mary: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus, Das Argument 163 (1987), S. 347-363

Batzli, Stefan/ **Kissling,** Fridolin/ **Zihlmann,** Rudolf (Hg.): Menschenbilder Menschenrechte. Islam und Okzident: Kulturen im Konflikt, Zürich 1994

Baumgartner-Karabak, Andrea/ **Landesberger,** Gisela: Die verkauften Bräute. Türkische Frauen zwischen Kreuzberg und Anatolien, Reinbek 1978

de Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbeck 1974

Boal, Augusto: Theater der Unterdrückten. Übungen und Spiele für Schauspieler und Nicht-Schauspieler, Frankfurt 1989

Boehncke,Heiner/ **Wittich,** Harald (Hg.): Buntes Deutschland. Ansichten zu einer multikulturellen Gesellschaft, Reinbek 1991

Bracht, Ulla/ **Keiner,** Dieter (Red.): Geschlechterverhältnisse und die Pädagogik, Frankfurt 1994 (= Jahrbuch für Pädagogik 1994)

Bredehöft, Sonja: Diskurse über Arbeitslosigkeit. Gesprächsanalyse als Handlungsforschung, Wiesbaden 1994

Bredehöft, Sonja/ **Januschek,** Franz: Doppelzüngler. Die Sprache der »Republikaner«, Duisburg 1994

Bredehöft, Sonja/ **Gloy,** Klaus/ **Januschek,** Franz/ **Patzelt,** Rainer: Studium und Arbeitslosigkeit. Zur diskursiven Aneignung neuer Lebenssituationen, Opladen 1994

Bremerich-Vos, Albert: Über rechtsextremen Diskurs, Diskussion Deutsch 137 (1994), S. 149-161

Brinker, Klaus/ **Sager,** Sven F.: Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung, Berlin 1989

van den Broek, Lida: Am Ende der Weißheit. Vorurteile überwinden, Berlin 1988

Broich, Ulrich/ **Pfister,** Manfred (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen 1985

Die Brücke e.V. (Hg.): Islam im Abendland. Nachrichten. Meinungen. Kultur für Gleichberechtigung und Völkerverständigung, Saarbrücken 1992 (= Sonderband 1 der Zeitschrift DIE BRÜCKE)

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt 1991

Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995

Butterwegge, Christoph/ **Jäger,** Siegfried (Hg.): Rassismus in Europa, Köln 1992

Butterwegge, Christoph/ **Jäger,** Siegfried (Hg.): Europa gegen den Rest der Welt? Flüchtlingsbewegungen – Einwanderung – Asylpolitik, Köln 1993

Cavalli-Sforza, Luca/ **Cavalli-Sforza,** Francesco: Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage, München 1994

Claussen, Detlef: Was heißt Rassismus? Darmstadt 1994

Cohen, Philip: Gefährliche Erbschaften: Studien zur Entstehung einer multirassistischen Kultur in Großbritannien, in: Kalpaka/Räthzel 1990, S. 81-144

van Dijk,Teun A.: Communicating Racism, Amsterdam 1987

van Dijk, Teun A.: Rassismus heute: Der Diskurs der Elite und seine Funktion für die Reproduktion des Rassismus, 2., neu gestaltete Auflage, Duisburg 1991 (= DISS-Texte Nr. 14)

van Dijk, Teun A.: Rassismus-Leugnung im Diskurs, in: Jäger/Januschek 1992, S. 103-129

Disselnkötter, Andreas/ **Parr,** Rolf: Kollektivsymbolsystem – Didaktisch aufbereitet (mit Graphiken von Dorothea Hein), kultuRRevolution 30 (1994), S. 52-65

Drews, Axel/ **Gerhard**, Ute/ **Link**, Jürgen: Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie, Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 1. Sonderheft Forschungsreferate 1985, S. 256-375

Dreyfus, Hubert L./ **Rabinow**, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, mit einem Nachwort von und einem Interview mit Michel Foucault, Frankfurt 1987

Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS): Schlagzeilen. Rostock: Rassismus in den Medien, Duisburg 1992

Ehlich,Konrad: Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse, Ziele und Verfahren, in: Flader (Hg.) 1991, S. 127-143

Ehlich, Konrad (Hg.): Diskursanalyse in Europa, Frankfurt 1994

Eysenck, Hans-Jürgen: Die Ungleichheit der Menschen, München 1975

Flader, Dieter (Hg.): Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik, Stuttgart 1991

Foitzik, Andreas/ **Leiprecht**, Rudi/ **Marvakis**, Athanasios/ **Seid**, Uwe (Hg.): »Ein Herrenvolk von Untertanen«. Rassismus – Nationalismus – Sexismus, Duisburg 1992

Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt 1983

Foucault, Michel: Das Subjekt und die Macht, in: Dreyfus/Rabinow 1987, S. 241-261

Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, 3. Auflage, Frankfurt 1988

Friedan, Betty: Der Weiblichkeitswahn oder Die Selbstbefreiung der Frau. Ein Emanzipationskonzept, Reinbeck 1971

Friedrich-Ebert-Stiftung, Abt. Arbeits- und Sozialforschung (Hg.): Entstehung von Fremdenfeindlichkeit. Die Verantwortung von Politik und Medien, Bonn 1993 (= Gesprächskreis Arbeit und Soziales Nr. 21)

Geier, Manfred: Die Schrift und die Tradition. Studien zur Intertextualität, München 1985

Gerhard, Ute: Wenn Flüchtlinge und Einwanderer zu ›Asylantenfluten‹ werden – zum Anteil des Mediendiskurses an rassistischen Pogromen, in: Jäger/Januschek (Hg.) 1992, S. 163-178

Grewenig, Adi (Hg.): Inszenierte Information. Politik und strategische Kommunikation in den Medien, Opladen 1993

Hall, Stuart: Rassismus als ideologischer Diskurs, Das Argument 178 (1989), S. 913-921

Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg 1994 (=Argument Sonderband 226)

Herrnstein, Richard/ **Murray,** Charles: The Bell Curve. Intelligence and Class Strukture, New York 1995 (i.E.)

Herzog, Roman: Die Globalisierung der deutschen Außenpolitik ist unvermeidlich, Bulletin Nr. 20 vom 15. März 1995 (hrgs. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung), S.161-165

Hierdeis, Helmwart /**Hug**, Theo (Hg.): Taschenbuch der Pädagogik, Band 1, Baltmannsweiler 1996

Hippler, Gregor/ **Lindzus,** Helmut: »Randale im Kopf« oder wie Udo Lindenberg die hegemoniale Kollektivsymbolik aus den Angeln hebt, in: kultuRRevolution 8 (1985), S.60-62

Höhler, Gertrud: Offener Horizont. Junge Strategien verändern die Welt, Düsseldorf/Wien/New York 1988

Hoffmann, Lutz: Das deutsche Volk und seine Feinde. Die völkische Droge – Aktualität und Entstehungsgeschichte, Köln 1994

Holzkamp, Klaus: Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung, Frankfurt 1973

Hügel, Ika/ **Lange,** Chris/ **Ayim,** May/ **Bubeck,** Ilona/**Aktas,** Gülsen / **Schultz,** Dagmar: Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung, Berlin 1993

Hummel, Diana/ **Winkler,** Ute: Reproduktionsmedizin: Die Technisierung der Mutterschaft, beiträge zur feministischen theorie und praxis 38 (1994), S. 97-104

Institut für sozialpädagogische Forschung Mainz (ISM) e.V. (Hg.): Rassismus – Fremdenfeindlichkeit – Rechtsextremismus: Beiträge zu einem gesellschaftlichen Diskurs, Bielefeld 1993

Jäger, Margret: Lernziel: Gewalt. Die Jugendzeitschrift KLARTEXT, in: Jäger (Hg.) 1988, S. 195-219

Jäger, Margret (1992a): »Feministische« Argumente zur Untermauerung von Rassismus: Warum liegt Deutschen die Stellung der Einwanderinnen so am Herzen? in: Butterwegge/Jäger (Hg.) 1992, S. 248-261

Jäger, Margret (1992b): Rassismus und Ausgrenzung durch die Hintertür oder: Von der Schwierigkeit, nicht rassistisch zu schreiben, in: DISS 1992, S. 41-43

Jäger, Margret (1993a): Feministische Argumente im »Ausländer«-Alltagsdiskurs der BRD. Ihre Bedeutung bei der Verfestigung und Aufhebung rassistischer Einstellungen. Vorarbeiten zu einer themenzentrierten diskursanalytischen Studie, Duisburg 1993 (unveröffentlichtes Manuskript)

Jäger, Margret (1993b): BrandSätze und SchlagZeilen. Rassismus in den Medien, in: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.) 1993, S. 73-92

Jäger, Margret: Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. Interviewband, Duisburg 1996 (= DISS-Skript)

Jäger, Margret/ **Jäger**, Siegfried (Hg.): Aus der Mitte der Gesellschaft I. Zu den Ursachen von Rechtsextremismus und Rassismus in Europa, Duisburg 1991 (= DISS-Texte Nr. 20)

Jäger, Margret/ **Jäger**, Siegfried (1993a): Verstrickungen – Der rassistische Diskurs und seine Bedeutung für den politischen Gesamtdiskurs in der Bundesrepublik Deutschland, in: Jäger/Link (Hg.) 1993, S. 49-79

Jäger, Margret/ **Jäger**, Siegfried (1993b): BrandSätze und SchlagZeilen, taz vom 16.10.1993, S. 19

Jäger, Margret/ **Jäger**, Siegfried/ **Müller**, Angelika/ **Pfennig**, Joachim: Probleme antirassistischer Jugendarbeit. Entwicklung und Durchführung eines Projektes mit Auszubildenden des RWE. Ein Erfahrungsbericht, in: Jäger (Hg.) 1994, S. 134-159

Jäger, Siegfried (Hg.): Rechtsdruck. Die Presse der Neuen Rechten, Bonn 1988

Jäger, Siegfried: Alltäglicher Rassismus. 22 Interviews mit Bürgerinnen und Bürgern aus Deutschland, Duisburg 1991 (= DISS-Skripten Nr. 3)

Jäger, Siegfried (1993a): BrandSätze. Rassismus im Alltag, 3. Auflage, Duisburg 1993

Jäger, Siegfried (1993b): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg 1993

Jäger, Siegfried: Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte, 5. Auflage, Duisburg 1994 (= DISS-Texte Nr. 16)

Jäger, Siegfried (Hg.): Aus der Werkstatt: Anti-rassistische Praxen. Konzepte – Erfahrungen – Forschung, Duisburg 1994

Jäger, Siegfried: Diskurstheorie/Diskursanalytische Methoden, in: Hierdeis/Hug (Hg.) 1996

Jäger, Siegfried/ **Januschek**, Franz (Hg.): Der Diskurs des Rassismus, Osnabrück 1992 (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Heft 46 (1992))

Jäger, Siegfried/ **Jäger**, Margret: Die Demokratiemaschine ächzt und kracht. Zu den Ursachen des Rechtsextremismus in der BRD, Duisburg 1992 (= DISS-Texte Nr. 12)

Jäger, Siegfried/ **Link**, Jürgen (Hg.): Die vierte Gewalt. Rassismus und die Medien, Duisburg 1993

Jäger, Siegfried/ **Wichert**, Frank: »Wir können uns hier nicht alles aufladen«. Flucht und Einwanderung im deutschen Alltagsdiskurs, in: Butterwegge/Jäger (Hg.) 1993, S. 96-110

Januschek, Franz (Hg.): Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis, Opladen 1985

Januschek, Franz: Arbeit an Sprache. Konzept für die Empirie einer politischen Sprachwissenschaft, Opladen 1986

Januschek, Franz (1991a): Rechtspopulismus und NS-Anspielungen am Beispiel des österreichischen Politikers Jörg Haider, Dortmund 1991 (DISS-Texte Nr. 15)

Januschek, Franz (1991b): *Arbeit* und *Arbeitslosigkeit*, in: Liedke/Wengeler/Böke (Hg.) 1991, S. 374-382

Januschek, Franz: ›Besitzchauvinismus‹ als Vorform von Rassismus? Zur Berichterstattung über Rumänien im österreichischen Fernsehen, in: Jäger/Januschek (Hg.) 1992, S. 148-162

Januschek, Franz: Anspielungen und Distanzierungen im populistischen Mediendiskurs am Beispiel des österreichischen Politikers Jörg Haider, in: Grewenig (Hg.) 1993, S. 117-142

Januschek, Franz: J. Haider und der rechtspopulistische Diskurs in Österreich, in: Tributsch (Hg.) 1994, S. 284-335

Jung, Ingrid/ **Lange**, Barbara/ **Walther**, Horst: Zur Sprachpolitik der ›Wende‹. Analyse einer Kohl-Rede, in: Januschek (Hg.) 1985, S. 235-270

Kalpaka, Annita: Theaterworkshops zum Thema »Macht – Ohnmacht – Alltagsrassismus« als selbstreflexive Lernform, in: Jäger (Hg.) 1994, S. 104-133

Kalpaka, Annita/ **Räthzel**, Nora: Wirkungsweisen von Rassismus und Ethnozentrismus, in: Kalpaka/Räthzel (Hg.) 1990, S. 12-80

Kalpaka, Annita/ **Räthzel**, Nora (Hg.): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, 2., völlig überarbeitete Auflage, Leer 1990

Keller, Rudi: Zur Theorie sprachlichen Wandels, Zeitschrift für germanistische Linguistik 10 (1982), S. 1-27

Kellershohn, Helmut: »Unser Programm heißt Deutschland« – Der Beitrag der REPublikaner zur Renaissance völkischen Denkens in Deutschland, in: Butterwegge/Jäger (Hg.) 1992, S. 86-104

Kellershohn, Helmut (Hg.): Das Plagiat. Der Völkische Nationalismus der *Jungen Freiheit*, Duisburg 1994

Klein, Wolfgang/ **Wunderlich**, Dieter (Hg.): Aspekte der Soziolinguistik, Frankfurt 1971

Kögler,Hans Herbert: Michel Foucault, Stuttgart/Weimar 1994

Krieg, Monika: Nation Europa. Eine diskursanalytische Studie zu Rassismus und Biologismus in einer der wichtigsten rechtsextremen Zeitschriften, Duisburg 1989 (Magistra-Arbeit)

Kühne, Peter/ **Öztürk**, Nihat/ **West**, Klaus-W. (Hg.): Gewerkschaften und Einwanderung. Eine kritische Zwischenbilanz (mit einem Vorwort von Jochen Richert), Köln 1994

Kuhn, Wolfgang: Männer – das überflüssige Geschlecht?, MUT 275 (1990), S. 50-55

Labov,William: Das Studium der Sprache im sozialen Kontext, in: Klein/Wunderlich (Hg.) 1971, S. 111-194

Lacoste-Dujardin, Camille: Mütter gegen Frauen. Mutterherrschaft im Maghreb, Zürich 1990

Lakoff, George/ **Johnson,** Mark: Metaphors We Live By, Chicago 1981

Leiprecht, Rudolf: »... da baut sich ja in uns ein Haß auf...« Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen – eine empirische Untersuchung, Hamburg/Berlin 1990

Leiprecht, Rudolf (Hg.): Unter Anderen. Rassismus und Jugendarbeit, Duisburg 1992

Leontjew, Alexej N.: Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit, Köln 1982

Lewontin, Richard C./ **Rose,** Steven/ **Kamin,** Leon J.: Die Gene sind es nicht... Biologie, Ideologie und menschliche Natur, München/Weinheim 1988

Liedke, Frank/**Wengeler,** Martin/**Böke,** Karin (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Opladen 1991

Link, Jürgen (1982a): Kollektivsymbolik und Mediendiskurse, kultuRRevolution 1 (1982), S. 6-21

Link, Jürgen (1982b): Zum Gebrauch des Diskurs-Begriffs in kultuRRevolution, kultuRRevolution 1 (1982), S. 71

Link, Jürgen: Was ist und was bringt Diskurstaktik, kultuRRevolution 2 (1983), S. 60-66

Link, Jürgen: Multikulturen: Auf verlorenem Posten gegen den Neonationalismus? kultuRRevolution 10 (1985), S. 6-12

Link, Jürgen: Kleines Begriffslexikon, kultuRRevolution 11 (1986), S. 70-71

Link, Jürgen: Schönhuber in der Nationalelf: Halbrechts, rechtsaußen oder im Abseits? Die politische Kollektivsymbolik der Bundesrepublik und der Durchbruch der neorassistischen Schönhuberpartei, Duisburg 1990 (= DISS-Texte Nr. 10)

Link, Jürgen (1992a): Normalismus: Konturen eines Konzepts, kultuRRevolution 27 (1992), S. 50-70

Link, Jürgen (1992b): Die Analyse der symbolischen Komponenten realer Ereignisse. Ein Beitrag der Diskurstheorie zur Analyse neorassistischer Äußerungen, in: Jäger/Januschek (Hg.) 1992, S. 37-52

Link, Jürgen: »Der irre Saddam setzt seinen Krummdolch an meine Gurgel!« Fanatiker, Fundamentalisten, Irre und Trafikanten – Das neue Feinbild Süd, in: Jäger 1994, S. 73-92

Link, Jürgen: Diskurstheorie, Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 2, Berlin 1995 (i.E.)

Link, Jürgen/ **Link-Heer,** Ursula: Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 77 (1990), S. 88-99

Link, Jürgen/ **Link-Heer,** Ursula: Kollektivsymbolik und Orientierungswissen. Das Beispiel des »Technisch-Medizinischen Vehikel-Körpers«, Der Deutschunterricht (1994), Heft 4, S. 44-55

Linnhoff, Ursula: Die neue Frauenbewegung. USA – Europa seit 1968, Köln 1974

Loose, Ingo: »Ein feste Burg...«. Wie eine Süddeutsche Zeitung das Hohelied von der »Festung Europa« singt, Duisburg 1993 (= DISS-Texte Nr. 26)

Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt 1984

Lutz, Helma (1992a): Rassismus und Sexismus, Unterschiede und Gemeinsamkeiten, in: Foitzik/Leiprecht/Marvakis/Seid (Hg.) 1992, S. 57-80

Lutz, Helma (1992b): Ist Kultur Schicksal? Über die gesellschaftliche Konstruktion von Kultur und Migration, in: Leiprecht 1992, S. 43-62

Luutz,Wolfgang (1992a): Soziale Desintegration durch diskursive Sprachpraktiken – Zur Krise der Ideologisierung, unveröffentlichtes Manuskript eines Referats, gehalten am 18.9.1992 in Leipzig auf der Arbeitstagung »Als die Sprache der Gemeinschaft ihren Geist verlor«. Zur diskurstheoretischen Untersuchung politischer Texte in der Vorwendezeit

Luutz,Wolfgang (1992b): Soziale (Des)-Integration in und durch diskursive Sprachpraktiken. Umrisse eines Forschungsprogramms, Berliner Debatte Initial (1992), S. 1-8

Luutz,Wolfgang: Soziale (Des-)Integration und diskursive Sprachpraktiken. Erklärungsansatz und Untersuchungsrichtungen, in: Luutz (Hg.) 1994, S. 19-68

Luutz,Wolfgang (Hg.): »Das soziale Band ist zerrissen«. Sprachpraktiken sozialer Desintegration, Leipzig 1994

Maas, Utz: »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus, Opladen 1984

Maas, Utz: Konnotation, in: Januschek (Hg.) 1985, S. 71-95

Mahmoody, Betty: Nicht ohne meine Tochter, (unter Mitarbeit von William Hoffer), 39. Auflage, Bonn 1991

Mattausch, Christian: Migrationsfolgen und deren Einfluß auf die innere Sicherheit, Nation Europa (1986), Heft 6. S. 53-57

Meinhardt, Rolf: Pollaken, Itaker, Kanaken – Zur Leidensgeschichte der Fremden in Deutschland, in: Meinhardt (Hg.) 1984, S. 9-21

Meinhardt, Rolf (Hg.): Türken raus? oder Verteidigt den sozialen Frieden, Reinbek 1984

Meulenbelt, Anja: Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus, Reinbek 1988

Miles, Robert: Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, Hamburg 1991

Millett, Kate: Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft, Reinbeck 1985

Möller, Kurt (1994a): Rechtsextremismus und die Geschlechter. Zusammenhänge von Individualisierung, weiß-westlicher Dominanzkultur und männlicher Hegemonie, in: Bracht/Keiner (Red.) 1994, S. 289-310

Möller, Kurt (1994b): Rechtsextreme Orientierungen bei Mädchen. Ausgangspunkte, Zwischenergebnisse und erste Konsequenzen einer qualitativen Studie, in: Philipps (Hg.) 1994, S. 158-172

Müller, Angelika: Die Sicht der »Fremden« und der Ursachen ihrer Anwesenheit in der BRD, Duisburg 1992 (Magistra-Arbeit)

Oevermann,Ulrich: Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse, in: Roth (Hg.) 1969, S. 297-355

Pass-Weingartz, Dorothee/ **Erler,** Gisela (Hg.): Mütter an die Macht. Die neue Frauen-Bewegung, Reinbek 1989

Paul, Jobst: Im Netz der Bioethik, Duisburg 1994

Pflüger, Friedbert: Deutschland driftet. Die Konservative Revolution entdeckt ihre Kinder, Düsseldorf 1994

Philipps, Sigrid (Hg.): »Realitäten« – Frauenstudien Baden-Württemberg, Tübingen 1994

Pinn, Irmgard/ **Wehner,** Marlies: Das Bild der Islamischen Frau in westlichen Medien, in: Jäger/Januschek (Hg.) 1992, S. 179-193

von Polenz, Peter: Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens, Berlin/New York 1985

Räthzel, Nora: Einige vorläufige Thesen zum Zusammenhang von Rassismus und Sexismus, unveröffentlichtes Manuskript 1989

Räthzel, Nora: Formen von Rassismus in der Bundesrepublik, in: Jäger/Jäger (Hg.) 1991, S. 31-48

Räthzel, Nora: Zivilgesellschaft und Einwanderung, Das Argument 195 (1992), S. 747-756

Räthzel, Nora: Chaotische Moderne und Bekannte Fremde – Zur Kritik einiger Theorien über Rassismus, Xenophobie und Fremdenfeindlichkeit, in: Institut für sozialpädagogische Forschung (Hg.), Mainz 1993, S. 33-67

Redder, Angelika: Diskursanalysen in praktischer Absicht – Forschungszusammenhang und Zielsetzung, in: Redder (Hg.) 1994, S. 5-15

Redder, Angelika (Hg.): Diskursanalysen in praktischer Absicht, Osnabrück 1994 (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Heft 49 (1994)

Roth, Heinrich (Hg.): Begabung und Lernen, Deutscher Bildungsrat, Gutachten und Studien der Bildungskommission, 2. Auflage, Stuttgart 1969

Rother, Birgit: Das Frauenbild des militanten Rechtsextremismus, Duisburg 1989, (Magistra-Arbeit)

Sarachild, Kathy: Wie können wir Frauen bewußter machen? in: Linnhoff 1974, S. 25-28

Schenk, Herrad: Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland, 4., unveränderte Auflage, München 1988

Schultz, Dagmar: Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit »den Anderen« in der feministischen Forschung weißer Frauen, beiträge zur feministischen theorie und praxis 27 (1990), S. 45-57

Schwarzer, Alice: Moderne Zeiten. Die Frauenbewegung ist tot – es lebe der Feminismus!, in: Schwarzer (Hg.) 1991, S. 4-5

Schwarzer, Alice (Hg.): Schwesternlust & Schwesternfrust. 20 Jahre Frauenbewegung, Köln 1991 (= EMMA-Sonderband, Oktober 1991)

Shahbakhshi, Irandokht/ **Boolour,** Anna: Doch ohne meine Tochter, Saarbrükken 1991

Süßmuth, Rita: Frauen – der Resignation keine Chance, Düsseldorf 1985

Svensson, Arnold: Anspielung und Stereotyp. Eine linguistische Untersuchung des politischen Sprachgebrauchs am Beispiel der SPD, Opladen 1984

Theweleit, Klaus: Männerphantasien (2 Bde.), Frankfurt 1977

Thürmer-Rohr, Chistina: Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: Thürmer-Rohr 1987, S. 38-56

Thürmer-Rohr, Christina: Vagabundinnen. Feministische Essays, 3. Auflage, Berlin 1987

Toker, Arzu: Zwischen staatlicher und alltäglicher Diskriminierung. Wie eine Türkin die Bundesrepublik erlebt, in: Meinhardt (Hg.) 1984, S. 24-33

Tributsch, Gudmund (Hg.): Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute. Mit einem Essay von Franz Januschek, Wien 1994

Trömel-Plötz, Senta: Frauensprache: Sprache der Veränderung, Frankfurt 1985

Vogt, Rüdiger: Zwei Modelle zur Analyse von Diskursen, in: Vogt (Hg.) 1987, S. 15-44

Vogt, Rüdiger (Hg.): Über die Schwierigkeiten der Verständigung beim Reden, Beiträge zur Linguistik des Diskurses, Opladen 1987

Volosinov, Valentin N.: Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft, herausgegeben und eingeleitet von Samuel A. Weber, Frankfurt/Berlin/Wien 1975

Wichert, Frank: Das Grundrecht auf Asyl. Eine diskursanalytische Untersuchung der Debatten im deutschen Bundestag, Duisburg 1994 (Magister-Arbeit)

Wlecklik, Petra: Multikultur statt Deutschtum. Antirassismus zwischen Folklore und ethnischem Mythos, Bonn 1993

Wodak, Ruth/ **Nowak,** Peter/ **Pelikan,** Johanna/ **Gruber,** Helmut/ **de Cillia,** Rudolf/ **Mitten,** Richard: »Wir sind alle unschuldige Täter!« Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus, Frankfurt 1990

Wodak, Ruth/ **Matouschek,** Bernd/ **Januschek,** Franz: Österreichs Einstellungen zu seinen ostmitteleuropäischen Nachbarn, Studien zum fremdenfeindlichen öffentlichen Diskurs Österreichs während und nach der »Wende« von 1989, Wien 1993

Wolf-Almanasreh, Rosi: Wie es einer Deutschen ergeht, die einen Ausländer heiratet, in: Meinhardt (Hg.) 1984, S. 34-54

Bitte beachten Sie auch die folgenden Seiten!

Siegfried Jäger:

Kritische Diskursanalyse

Eine Einführung (mit mehreren Musteranalysen)

448 Seiten, 38,- DM

Diskursanalyse gilt als wichtiges neues Verfahren, (nicht nur) Text und Rede im gesellschaftlichen Kontext zu analysieren und einzuschätzen. Gleichwohl gibt es bisher keine übersichtliche und handhabbare Anleitung zu einem solchen Verfahren, das die Beschränkungen der Textwissenschaften einerseits und die der qualitativen Sozialforschung andererseits zu überwinden geeignet wäre.

Die Einführung von Siegfried Jäger versucht diese Lücke zu füllen. Nach einer kritisch-exemplarischen Auseinandersetzung mit gängigen Vorstellungen der Soziolinguistik und der Qualitativen Sozialforschung entwickelt der Verfasser in Auseinandersetzung mit der Tätigkeitstheorie und sich auf Michel Foucault berufenden diskurstheoretischen Ansätzen ein eigenes theoretisches Konzept von Diskurstheorie, das die Basis für eine konkrete Anleitung zur Analyse von Texten als Diskursfragmenten darstellt. Auf dieser Grundlage wird zunächst die Struktur des Diskurses beschrieben, der sich aus verschiedenen Diskurssträngen, die sich wiederum auf verschiedenen Diskursebenen abspielen, zusammensetzt. Es zeigt sich, daß so verfahrende Qualitative Diskursanalyse das Problem der Repräsentativität, das in der Qualitativen Sozialforschung nur dadurch zu lösen versucht wird, daß man quantitative Absicherungen vorschlägt, durch ein Verfahren der „vollständigen Erfassung von Diskurssträngen" angegangen werden kann. Abschließend wird gezeigt, daß sich das Problem der „Interpretation der Diskurse" nicht hermeneutisch lösen läßt, sondern nur ethisch-pragmatisch.

Ein ausführlicher Anhang mit Musteranalysen und Einblicken in die *„Diskurswerkstatt"* rundet diesen Band ab.

Siegfried Jäger:

BrandSätze

Rassismus im Alltag

4. Auflage 1996, 320 Seiten, 32,00 DM .

Über den Einwanderungsdiskurs, also darüber, was und wie in der Bundesrepublik über Einwanderung und Flucht gesprochen und gedacht wird, ist für die Ebene des Alltags bisher kaum geforscht worden. Dem macht die vorliegende Untersuchung ein Ende. Ihr Ergebnis ist allerdings alarmierend: Es zeigt sich, daß deutsche Bürgerinnen und Bürger zutiefst in einen rassistisch strukturierten Diskurszusammenhang verstrickt sind. Wie sich diese Verstrickung darstellt, mit welchen (rethorischen) Mitteln sie sich äußert, an welchen Inhalten sie sich festmacht – all das hat diese Analyse herausgearbeitet.

Daß Wörter und Texte nicht harmlos sind, daß sie Handlungsbereitschaften verraten und auch Taten zur Folge haben können, wissen wir nicht erst seit den Brandanschlägen von Hoyerswerda, Hünxe, Mölln und Solingen. Oft sind Sätze – so konnte diese Analyse feststellen – keine unverbindlichen Meinungen, sonder insofern *BrandSätze*, als sie die Bereitschaft und/oder die Aufforderung zum Handeln enthalten. Dies ist auch nach dem Abflauen der Tätlichkeiten gegen EinwanderInnen und Flüchtlingen immer noch aktuell.

Nachfolgend finden Sie einen Auszug aus unserem Publikationsverzeichnis, das Sie auch bei einer der untenstehenden Bestelladressen anfordern können.

Ernst Schulte-Holtey (Hg.)
Grenzmarkierungen
Normalisierung und diskursive Ausgrenzung
1995, 195 Seiten, 28,00 DM
ISBN 3-927388-51-3

Hans Uske
Das Fest der Faulenzer
Die öffentliche Entsorgung der Arbeitslosigkeit
1995, 257 Seiten, 29,80 DM
ISBN 3-927388-47-5

Rudolf Leiprecht
In Grenzen verstrickt ...
Jugendliche und Rassismus in Europa
1995, 329 Seiten, 34,00 DM
ISBN 3-927388-48-3ISBN 3-927388-48-3

Irmgard Pinn /Marlies Wehner
EuroPhantasien
Die islamische Frau aus westlicher Sicht
1995, 257 Seiten, 29,80 DM
ISBN 3-927388-49-1

Helmut Kellerhohn (Hg.)
Das Plagiat
Der völkische Nationalismus der Jungen Freiheit
1994, 348 Seiten, 34,00 DM
ISBN 3-927388-44-0

Siegfried Jäger/Jürgen Link (Hg.)
Die vierte Gewalt
Rassismus und die Medien
1993, 328 Seiten, 29,80 DM
ISBN 3-927388-36-X

Siegfried Jäger (Hg.)
Aus der Werkstatt:
Anti-rassistische Praxen
Konzepte – Erfahrungen – Forschung
1994, 359 Seiten, 38 DM
ISBN 3-927388-45-9

Sonja Bredehöft /Franz Januschek
Doppelzüngler
Die Sprache der Partei
›Die Republikaner‹,
1994, 147 Seiten, 15 DM
ISBN 3-927388-42-4

Heinrich Strunk
Dauerkalender
Über das Andere im Gleichen und das Gleiche im Anderen
Format 69 X 42 cm, Vierfarb-Kunstdruck
48,00 DM zuzügl. Packetporto

Jobst Paul
Im Netz der Bioethik
1994, 96 Seiten, 12,80 DM
ISBN 3-927388-43-2

Bestelladresse:
DISS, Realschulstr. 51, 47051 Duisburg, Tel.: 0203-20249, FAX: 0203-287881
Bestelladresse für die Schweiz:
Pinkus Genossenschaft, Buchauslieferung, Froschaugasse 7, CH-8025 Zürich, Tel.: 01-2512674, FAX: 01-2512682

DISS

Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung

Wer oder was ist das DISS?

Das Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) beschäftigt sich vorrangig mit solchen gesellschaftlichen Problemen, die in der offiziellen und institutionalisierten Forschungs- und Bildungslandschaft eher vernachlässigt werden oder gar nicht vorkommen.

Unser Name ist auch unser Programm. Die dichte Verbindung von Sprache und Gesellschaft erfassen wir dabei durch unseren wissenschaftlichen Ansatz von Diskurstheorie und (ideologiekritischer) Diskursanalyse. Das heißt, wir betrachten Texte und andere sprachliche Äußerungen von vornherein als soziale Produkte, die deshalb selbst gesellschaftlich sind, weil und insofern sie auf Gesellschaft wirken. Eingebettet in einen gesellschaftlichen Diskurs entfalten diese Texte und Äußerungen sogar in dem Sinne Macht, daß sie Menschen zu bestimmten Handlungen disponieren.

Unser Schwerpunkt liegt zur Zeit bei der Erforschung von *Rassismus* und *Rechtsextremismus* in der Bundesrepublik.

Die Studien zum Rassismus beschäftigen sich vor allem mit dem rassistisch strukturierten Einwanderungs- und Flüchtlingsdiskurs im Alltag und in den Medien. Dabei geht es nicht nur um eine exakte Beschreibung des vorhandenen Diskurses, sondern auch um eine Analyse des Zusammenwirkens von Medien- und Alltagsdiskurs.

Insofern Rassismus ein zentraler Ideologiebestandteil rechtsextremen Denkens ist, ist die kontinuierliche Analyse rechtsextremer Entwicklungstendenzen ein weiterer wichtiger Bestandteil der DISS-Arbeit. Ein entsprechendes Archiv hierzu konnte in den letzten Jahren aufgebaut werden. Da aber rechtsextremes Denken nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn es ihm gelingt, sich in den hegemonialen Diskurs einzubringen, interessieren hier vor allem die Übergänge zum (neo-)konservativen Denken.

Neben diesen inhaltlichen Schwerpunkten beschäftigt sich das DISS mit der Analyse des *bioethischen* Diskurses. Dieser Diskurs war bislang eher ein Diskurs für Spezialistinnen und Spezialisten. Doch in den letzten Jahren gewinnt er, vermittelt über die Debatten um Sterbehilfe und Euthanasie, um einen möglichen Eingriff in menschliche Keimbahnen, um Organspenden und Hirntod, zunehmend Einfluß auf Politik, Medien und Alltag.

Das DISS macht seine Ergebnisse durch Seminare, Vorträge und Publikationen sowie Bildungs- und Unterrichtsmaterialien öffentlich. Unsere Veröffentlichungen können sowohl direkt über das DISS als auch über den Buchhandel bezogen werden.

Das DISS ist ein freies Institut. Das bedeutet, daß wir keine regelmäßige öffentliche Förderung erhalten und dringend auf Spenden angewiesen sind.

Wer mehr über das DISS wissen will, der wende sich bitte an das:

Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung
Realschulstraße 51, 47051 Duisburg, Tel. 0203-20249

PERIPHERIE

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND ÖKONOMIE IN DER DRITTEN WELT
Forum theoretisch orientierter Analyse und Diskussion zu Fragen der Dritten Welt

PERIPHERIE versteht sich als Forum der Diskussion über Unterentwicklung, die Beziehungen zwischen den Industrieländern und der »Dritten Welt« sowie über die Solidarität mit Emanzipationsbewegungen. Unser Interesse richtet sich insbesondere auf:

- Problembereiche, die in der »Dritten Welt« wie auch in den Industrieländern Anstöße zu sozialen Bewegungen gegeben haben (Ökologie, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, Frauendiskriminierung)
- die Neuformierung von Weltwirtschaft und Weltpolitik nach dem Ende der Blockkonfrontation
- Umweltkrisen als gobale und lokale Herausforderung
- regionale Differenzierung und soziale Polarisierung innerhalb der Peripherie
- Demokratisierungsprozesse und Menschenrechte
- Geschlechterverhältnisse
- Kulturelle Bewegungen und Prozesse

Als zentrale Aufgabe wissenschaftlicher Diskussion in den Industrieländern sehen wir es an, einen Beitrag zur Orientierung politischer Praxis zu leisten sowie die Diskussion mit Autorinnen und Autoren aus der »Dritten Welt« zu fördern.

die letzten Nummern:

Nr. 55/56 Krieg aus dem Norden – Frieden aus dem Norden?
Nr. 57/58 Geschlecht, Methode, Praxis
Nr. 59/60 Globalisierung

die neuen Hefte:

Nr. 61 Menschenrechte
Nr. 62 Kleingewerbe

in jedem Heft:

Buchbesprechungen, Eingegangene Bücher, Summaries

Bezug:
LN-Vertrieb
Gneisenaustraße 2
10961 Berlin

Vierteljahreszeitschrift (112 S.)
Einzelheft DM 13,- / Doppelheft DM 25,-
Abo Einzelperson DM 45,-
Abo Institutionen DM 80,-
Überseeabo (Luftpost) DM 65,- (DM 100,-)